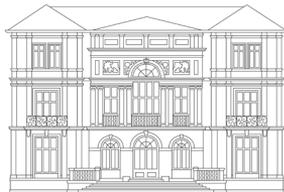


# Gute Erinnerungen an schlechte Zeiten?

Wie nach 1945 und nach 1989 rückblickend über  
glückliche Momente in Diktaturen gesprochen wurde



Historisches Kolleg

# Schriften des Historischen Kollegs

Herausgegeben von Hartmut Leppin

Kolloquien

106

# Gute Erinnerungen an schlechte Zeiten?

Wie nach 1945 und nach 1989 rückblickend über  
glückliche Momente in Diktaturen gesprochen wurde

Herausgegeben von  
Monica Rüthers

Redaktion: Jörn Retterath

**DE GRUYTER**  
OLDENBOURG

## Schriften des Historischen Kollegs

herausgegeben von

Hartmut Leppin

in Verbindung mit

Florian Albert, Birgit Emich, Thomas O. Höllmann, Susanne Lepsius, Bernhard Löffler,  
Diana Mishkova, Frank Rexroth, Willibald Steinmetz und Gerrit Walther

Das Historische Kolleg fördert im Bereich der historisch orientierten Wissenschaften Gelehrte, die sich durch herausragende Leistungen in Forschung und Lehre ausgewiesen haben. Es vergibt zu diesem Zweck jährlich bis zu drei Senior Fellowships und bis zu drei Junior Fellowships sowie alle drei Jahre den „Preis des Historischen Kollegs“.

Die Senior Fellowships, deren Verleihung zugleich eine Auszeichnung für die bisherigen Leistungen darstellt, sollen den berufenen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern während eines Kollegjahres die Möglichkeit bieten, frei von anderen Verpflichtungen eine größere Arbeit abzuschließen. Professor Dr. Monica Rütters (Hamburg) war – zusammen mit Professor Dr. Marian Füssel (Göttingen), Dr. Christian Jaser (Berlin), Dr. Anette Schlimm (LMU München) und Dr. Johannes Wienand (Düsseldorf/Braunschweig) – Fellow des Historischen Kollegs im Kollegjahr 2017/2018. Den Obliegenheiten der Fellows gemäß hat Monica Rütters aus ihrem Arbeitsbereich ein Kolloquium zum Thema „Gute Erinnerungen an böse Zeiten – Nostalgie in ‚posttotalitären‘ Erinnerungsdiskursen nach 1945 und 1989“ vom 18.–20. April 2018 im Historischen Kolleg gehalten. Die Ergebnisse des Kolloquiums werden in diesem Band veröffentlicht.

Das Historische Kolleg wird seit dem Kollegjahr 2000/2001 – im Sinne einer Public-private-Partnership – in seiner Grundausstattung vom Freistaat Bayern finanziert, die Mittel für die Stipendien kamen bislang unter anderem von der Fritz Thyssen Stiftung, dem Stiftungsfonds Deutsche Bank, der Gerda Henkel Stiftung, der C.H.Beck Stiftung und dem Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft. Träger des Historischen Kollegs, das vom Stiftungsfonds Deutsche Bank und vom Stifterverband errichtet und zunächst allein finanziert wurde, ist die „Stiftung zur Förderung der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und des Historischen Kollegs“. Monika Rütters hatte im Kollegjahr 2017/2018 das Stipendium des Instituts für Zeitgeschichte München–Berlin beim Historischen Kolleg inne.

[www.historischeskolleg.de](http://www.historischeskolleg.de)

Kaulbachstraße 15, D-80539 München

Tel.: +49 (0) 89 2866 380

Fax: +49 (0) 89 2866 3863

Email: [joern.retterath@historischeskolleg.de](mailto:joern.retterath@historischeskolleg.de)

ISBN (Print) 978-3-11-073076-0

ISBN (PDF) 978-3-11-072942-9

ISBN (Epub) 978-3-11-072945-0

**Library of Congress Control Number: 2021932680**

### **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de> abrufbar.

© 2021 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston

Die Bildnachweise zu den Abbildungen in den Beiträgen befinden sich jeweils in der Bildunterschrift. Sollten trotz sorgfältiger Recherche nach den Rechteinhabern berechnete Ansprüche bestehen, wenden Sie sich bitte unmittelbar an den Autor beziehungsweise die Autorin des jeweiligen Beitrags.

Umschlagabbildung: Vadim Schirotschin (geb. 1958) im *Moskewitsch 430* der Familie, Vilejka (Belarussische Sozialistische Sowjetrepublik), ca. 1962. Abdruck mit freundlicher Genehmigung von Vadim Schirotschin.

Satz: Typodata GmbH, Paffenhofen/Ilm

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

[www.degruyter.com](http://www.degruyter.com)

# Inhalt

Vorwort .....	VII
Verzeichnis der Abkürzungen .....	IX
<i>Monica Rütters</i>	
Von unserem Glück wollt Ihr nichts wissen ... Erzählungen über das gute Leben im Nationalsozialismus und im Kommunismus .....	1
Das Leben im Nationalsozialismus erinnern und erzählen	
<i>Gudrun Brockhaus</i>	
„Immer ganz unpolitisch ...“. Positive Erinnerungen an die Zeit des Nationalsozialismus .....	23
<i>Alexander von Plato</i>	
Nicht nur negative Erinnerungen. Die deutsche Arbeiterklasse und der Nationalsozialismus .....	41
<i>Lu Seegers</i>	
Kindheitserzählungen vaterloser „Kriegskinder“ in West- und Ostdeutschland .....	49
Geschichten, Gemeinschaft und lieb gewordene Dinge – Erinnerung an den „real existierenden Sozialismus“ in der DDR	
<i>Dorothee Wierling</i>	
Ostdeutsche Geschichten. Das Gute erzählen, um das Schlimme nicht zu erinnern? .....	69
<i>Nina Leonhard</i>	
Auf der Suche nach Gemeinschaft. Einblicke in die berufsbiografische Vergangenheitsverarbeitung vormaliger NVA-Offiziere im Kontext der deutschen Vereinigung .....	93

*Jonathan Bach*

Materielle Kultur und die Entstehung der „Ostalgie“. Die Bedeutung von Alltagsobjekten in der Erinnerung an die DDR . . . . . 117

Das richtige Leben im falschen: Die zweite Geschichte der „glücklichen sozialistischen Kindheit“ in der ČSSR in den Sozialen Medien

*Martina Winkler*

„Wir hatten noch eine echte Kindheit“. Soziale Medien und Erinnerungen an die sozialistische Tschechoslowakei . . . . . 129

*Marketa Spiritova*

„Es war nicht alles schlecht“. Erinnerungen an den Sozialismus in der Tschechoslowakei zwischen postsozialistischer Perspektivlosigkeit und nostalgischer Kindheitserinnerung . . . . . 155

Postsowjetische Erzählungen von früher:  
Geschichtspolitik versus vielstimmige Chöre

*Ekaterina Makhotina*

Versprechen der Vergangenheit. Die Zeit der Sowjetunion in der russischen Geschichtspolitik und der kollektiven Erinnerung nach 1991 . . . . . 175

*Anja Tippner*

Zwischen Dokumentarliteratur und Geschichtsschreibung. Figurationen kollektiver Erinnerung in Svetlana Aleksievičs „Secondhand-Zeit. Leben auf den Trümmern des Sozialismus“ . . . . . 199

Keine „Stunde Null“ – Das Leben geht weiter,  
aber der Referenzrahmen ändert sich

*Tanja Zimmermann*

Totalitäre Ästhetik nach 1945 und 1989/91. Von der latenten Nachwirkung zur offenen Appropriation . . . . . 219

Kurzbiografien der Autorinnen und Autoren . . . . . 249

Personenregister . . . . . 253

## Vorwort

Der vorliegende Sammelband ist aus einem Kolloquium am Historischen Kolleg in München im April 2018 hervorgegangen. Er wirft einen vergleichenden Blick auf die „zweite Geschichte“ des Nationalsozialismus und des Sozialismus jenseits von Gewalt und Terror. In ihm geht es um das Erinnern und Erzählen der guten Momente in der Diktatur. Ermöglicht wurde die Tagung durch das Historische Kolleg, an dem ich als Stipendiatin des Instituts für Zeitgeschichte München–Berlin ein kostbares Forschungsjahr verbringen durfte. Die dabei entstandene Monografie behandelt sowjetische Kindheits-Repräsentationen. Aus der Beschäftigung mit dem Kult um die „glückliche sowjetische Kindheit“ erwuchs die Idee eines vergleichenden Kolloquiums, das sich mit Erinnerungen an glückliche Momente in den europäischen Diktaturen des 20. Jahrhunderts und dem Erzählen davon befasste. An dieser Stelle möchte ich mich bei allen Beteiligten herzlich bedanken: Bei den Teilnehmerinnen und Teilnehmern sowie den Autorinnen und Autoren für ihre anregenden Beiträge, die zum Erfolg des Kolloquiums und zum nun vorliegenden Buch geführt haben. Mein besonderer Dank geht an das Team des Historischen Kollegs, vor allem an Jörn Retterath, der die Organisation der Tagung und auch die Redaktion des Bandes betreut hat sowie an Lisa Kellerer für das sorgfältige Lektorat.

*Bottighofen, im Januar 2021*

*Monica Rütters*



## Verzeichnis der Abkürzungen

Abs.	Absatz
AfD	Alternative für Deutschland
AfS	Archiv für Sozialgeschichte
AHAS	Acta historiae artis Slovenica
AJD	Allensbacher Jahrbuch der Demoskopie
Anm.	Anmerkung
APUZ	Aus Politik und Zeitgeschichte
ASTAK	Antistalinistische Aktion Berlin-Normannenstraße e. V.
BDM	Bund Deutscher Mädel
BIOS	BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History
Blätter	Blätter für deutsche und internationale Politik
BVP	Bayerische Volkspartei
CMC	Consumption Markets and Culture
CSP	Canadian Slavonic Papers
ČSSR	Československá socialistická republika
ČT	Česká televize
DA	Deutschland Archiv
DAAD	Deutscher Akademischer Austauschdienst
DAF	Deutsche Arbeitsfront
DDR	Deutsche Demokratische Republik
DFG	Deutsche Forschungsgemeinschaft
DGPT	Deutsche Gesellschaft für Psychoanalyse, Psychotherapie, Psychosomatik und Tiefenpsychologie
Digital Icons	Digital Icons. Studies in Russian, Eurasian and Central European New Media
EA	Erstauflage
EEPS	East European Politics and Societies
einschl.	einschließlich
EJC	European Journal of Communication
EJCS	European Journal of Cultural Studies
EU	Europäische Union
FDJ	Freie Deutsche Jugend
FMTH	Forum Modernes Theater
FPÖ	Freiheitliche Partei Österreichs
FSU	Friedrich-Schiller-Universität
FZH	Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg

GDR	German Democratic Republic („Deutsche Demokratische Republik“)
GG	Geschichte und Gesellschaft
GP & S	German Politics and Society
GST	Gesellschaft für Sport und Technik
HA	Historische Anthropologie
HERA	Humanities in the European Research Area
History of the Present	History of the Present. A Journal of Critical History
HJ	Hitlerjugend
HO	Handelsorganisation
IBD	Identitäre Bewegung Deutschland
JDOV	Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde
JGO	Jahrbücher für Geschichte Osteuropas
JLS	Journal of Literary Semantics
JMEH	Journal of Modern European History
JMH	The Journal of Modern History
JPC	Journal of Popular Culture
JPG	Jahrbuch für Politik und Geschichte
Kap.	Kapitel
KdF	Kraft durch Freude
KPD	Kommunistische Partei Deutschlands
KPRF	Kommunistische Partei der Russländischen Föderation
KSČM	Komunistická strana Čech a Moravy („Kommunistische Partei Böhmens und Mährens“)
KZ	Konzentrationslager
LEF	Levyi front iskusstv („Linke Front der Künste“)
LMU	Ludwig-Maximilians-Universität
LPG	Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft
LUSIR	Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930–1960
MAD	Militärischer Abschirmdienst
MCS	Media Culture & Society
Mittelweg 36	Mittelweg 36. Zeitschrift des Hamburger Instituts für Sozialforschung
NGO	Non-governmental organization („Nichtregierungsorganisation“)
NKVD	Narodnyj Kommissariat Vnutrennych Del („Volkskommissariat für innere Angelegenheiten“)
NLO	New Literary Observer
NS	Nationalsozialismus/nationalsozialistisch
NSBO	Nationalsozialistische Betriebszellenorganisation
NSDAP	Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei
NSK	Neue Slowenische Kunst
NVA	Nationale Volksarmee

NZSJ	New Zealand Slavonic Journal
NZZ	Neue Zürcher Zeitung
OGS	Oxford German Studies
P & G	Psychologie und Gesellschaftskritik
PDS	Partei des Demokratischen Sozialismus
Pegida	Patriotische Europäer gegen die Islamisierung des Abendlandes
PISA	Program for International Student Assessment
POW	Prisoner of War
Pseud.	Pseudonym
RGOW	Religion & Gesellschaft in Ost und West
RR	The Russian Review
SAJ	Sozialistische Arbeiterjugend
SBZ	Sowjetische Besatzungszone
SED	Sozialistische Einheitspartei Deutschlands
SERB	South-East Radical Block
SFB	Sonderforschungsbereich
Shofar	Shofar. An Interdisciplinary Journal of Jewish Studies
SoPaDe	Vorstand der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (im Exil)
SPD	Sozialdemokratische Partei Deutschlands
SPD	Svoboda a přímá demokracie (Partei „Freiheit und direkte Demokratie“)
SS	Schutzstaffel
SSSR	Sojus Sowjetskich Sozialistischeskich Respublik („Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken“)
Taz	taz. Die Tageszeitung
THR	The Hedgehog Review. Critical Reflections on Contemporary Culture
TLS	Times Literary Supplement
TransCultAA	Transfer of Cultural Objects in the Alpe Adria Region in the 20 <sup>th</sup> Century
Transit	Transit. Europäische Revue
UdSSR	Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken
unpag.	unpaginiert
US	United States
USA	United States of America
VDNCh	Vystavka Dostizhenij Narodnogo Chozjajstva („Ausstellung der Errungenschaften der Volkswirtschaft“)
VEB	Volkseigener Betrieb
VfZ	Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte
VIEW	VIEW. Journal of European Television History and Culture
VW	Volkswagen
z. B.	zum Beispiel
ZfS	Zeitschrift für Soziologie

ZfSIPh  
ZSMS

Zeitschrift für slavische Philologie  
Zveza socialistične mladine Slovenije („Verband der Slowenischen  
Sozialistischen Jugend“)

*Monica Rütters*

## Von unserem Glück wollt Ihr nichts wissen ...<sup>1</sup>

Erzählungen über das gute Leben im Nationalsozialismus  
und im Kommunismus

„Wenn ich an meine Kindheit denke, erinnere ich mich vor allem an das Gefühl, in dem besten aller nur möglichen Staaten geboren worden zu sein, beschämt darüber, warum gerade ich auserwählt war, in dieser glücklichsten aller Welten leben zu dürfen. Dieses Gefühl der Überlegenheit hallte wie ein Echo der sowjetischen Ideologie in der Seele des Kindes nach: Wir sind auserwählt!“<sup>2</sup> Das Zitat einer 1972 geborenen ehemaligen Sowjetbürgerin, die heute als Kulturpsychologin in Wien arbeitet, vermittelt einen Eindruck von der Fallhöhe, die das Ende der Sowjetunion für ihre Bürgerinnen und Bürger bedeutete. Ähnlich wie der Zitierten erging es auch denjenigen, die ihre Kindheit oder Jugend im „Dritten Reich“ verbracht hatten und denen erzählt worden war, sie seien „Herrenmenschen“ und würden demnächst, nach dem „Endsieg“, die Weltherrschaft übernehmen. In der Sowjetunion und deren sozialistischen Bruderstaaten wurde den Kindern beigebracht, dass sie in einem moralisch überlegenen System leben würden. Den Erwachsenen mögen mit den Jahren Zweifel an den Verheißungen, die sich immer weniger zu erfüllen schienen, gekommen sein, aber für die Kinder blieb die Illusion. Sie bestimmte den öffentlichen Diskurs in den sozialistischen Ländern bis zu deren Zusammenbruch. Nach der Implosion der utopischen Projekte Nationalsozialismus und Sozialismus wurde schlagartig offenbar, dass diese längst ausgehöhlt waren. Der offizielle Bruch, die Abkehr von 1945 und 1989 zerstörte auch biografische Linien, annullierte Lebensleistungen und ließ die Menschen mit dem Dilemma zurück, die „problematische“ Vergangenheit in die eigene Lebenserzählung integrieren zu müssen.

Nicht alle Erlebnisse „unter dem Nationalsozialismus“ waren unglücklich gewesen, aber Berichte von Glücksmomenten passten nach 1945 nicht zum „Neubeginn“ und in die neuen Leiterzählungen. Hinzu kamen Rahmenerzählungen und

<sup>1</sup> Zitat aus einem Interview von Dorothee Wierling mit einem jungen Leipziger Philosophen: „Ihr [Westdeutschen; Anm. der Verfasserin] wollt immer nur über unser Unglück hören, von unserem Glück wollt Ihr nichts wissen“. Zitiert nach dem Beitrag von Dorothee Wierling in diesem Band, S. 69-91, hier: S. 90.

<sup>2</sup> Anna Schor-Tschudnowskaja/Gerhard Benetka: Gesellschaftlicher Wandel nach dem Zusammenbruch eines utopischen Projekts. Enttäuschung und historisches Bewusstsein. In: P & G 39 (2015) 2-3, S. 55-74, hier: S. 55.

Denkweisen, die von der Totalitarismustheorie ausgingen und die Diktaturen als „von einer inhärenten homogenisierenden Dynamik beherrscht“ imaginierten.<sup>3</sup> All dies trug dazu bei, dass bis in die 1980er-Jahre hinein die positiven Erfahrungen und Erlebnisse vor 1945 tabuisiert wurden, vielleicht gerade weil diese wesentlich zur Unterstützung und zum Erfolg des Regimes beigetragen hatten: Sie waren verbannt in kleine Erzählgemeinschaften, etwa die ehemaliger Soldaten oder „verschickter“ Kinder, und in die Familien. Nach 1989 wiederholte sich die Erfahrung einer öffentlichen Diskursverschiebung und der Tabuisierung positiver Erlebnisse aus der Zeit der Diktatur teilweise. Gute Erinnerungen an die DDR wurden zwar öffentlich geäußert, aber sie stießen auf Irritation. Nun war von „Ostalgie“ die Rede.

Die neuere kulturhistorische Forschung seit den 1980er-Jahren hat die hergebrachten Denkweisen über Totalitarismus und Diktatur zunehmend aufgebrochen, indem sie gezeigt hat, dass kulturelle Systeme niemals rein und homogen, sondern offen, hybrid und divers sind – ja, dass auch Diktaturen und Ideologien Räume für „Vielfalt, Dissens, Streit und plurale Denk- und Verhaltensformen offen lassen“.<sup>4</sup> Dennoch sind in den allgemeinen Diskursen (und teils auch in der Forschung) über Diktaturen noch immer überkommene Vorstellungen und Begriffe wie „Propaganda“ (statt „visueller Kultur“) oder die Annahme einer alles beherrschenden „Ideologie“ anzutreffen.<sup>5</sup>

Der vorliegende Band, der aus einem Kolloquium am Historischen Kolleg in München im April 2018 hervorgegangen ist, wirft einen vergleichenden Blick auf die „zweiten Geschichten“ des Nationalsozialismus und des Sozialismus jenseits von Gewalt und Terror: Es geht um das Erinnern und Erzählen der guten Momente in der Diktatur. Die meisten Beiträge legen den Schwerpunkt auf die biografische Erfahrung und das Sprechen über das eigene Leben vor und nach der zeithistorischen Zäsur. Vertreten sind Autorinnen und Autoren aus den Disziplinen Psychologie, Geschichte, Ethnologie, Soziologie, Literaturwissenschaft und Kunstgeschichte. Die ersten drei Beiträge befassen sich mit den Erzählfiguren, die sich nach 1945 über das Leben im Nationalsozialismus herausbildeten (Gudrun Brockhaus), mit den Gründen, warum Teile der Arbeiterschaft nationalsozialistisch wählten, (Alexander von Plato) und mit den Erzählungen von Kriegswaisen in Ost- und Westdeutschland (Lu Seegers). In allen Beiträgen wird deutlich, dass die Erzählungen durch den Wandel der Rahmenbedingungen des Erzählens in der DDR und in der BRD beeinflusst wurden und sich voneinander unterschieden. Die weiteren Beiträge haben Erzählungen über das Leben im Sozialismus zum Gegenstand. Drei Aufsätze widmen sich der DDR. In ihnen geht es um den erzählerischen Umgang mit alltäglichen Erfahrungen der Beschämung (Dorothee

<sup>3</sup> Neil Gregor: Die Geschichte des Nationalsozialismus und der Cultural-Historical Turn. In: VfZ 65 (2017) 2, S. 233–245, hier: S. 238.

<sup>4</sup> Ebd., S. 237.

<sup>5</sup> Ebd., S. 238.

Wierling), die „Wende“-Erfahrung von Offizieren der Nationalen Volksarmee (NVA), die in die Bundeswehr übernommen wurden, (Nina Leonhard) und das Phänomen des Sammelns obsolet gewordener Objekte (Jonathan Bach). Zwei Artikel beschäftigen sich in einem weiteren Abschnitt mit Praktiken des Sprechens oder Schreibens über die Kindheit in der Tschechoslowakei beziehungsweise ČSSR in den Sozialen Medien (Martina Winkler und Marketa Spiritova). Die letzten drei Beiträge des Bandes befassen sich sodann mit postsowjetischen Praktiken des Erinnerns. Um sowjetische Museen des Alltags und die Rolle der Nostalgie in der russischen Geschichtspolitik geht es bei Ekaterina Makhotina. Anja Tippner untersucht die Prosa Svetlana Aleksievičs und die nostalgische Sehnsucht nach dem vormaligen sowjetischen „Wir“, die darin zutage tritt. Und Tanja Zimmermann nimmt künstlerische Aneignungsprozesse „posttotalitärer Ästhetik“ und die Verschiebung von Dominanten innerhalb des kulturellen Kanons in den Blick.

Die Aufsätze diskutieren Themen positiven Erinnerns wie Kindheit oder Gemeinschaft im Nationalsozialismus und Staatssozialismus ebenso wie die Bedingungen biografischen Erzählens sowie die verschiedenen Orte und Arenen der Kommunikation über Vergangenheit nach dem Ende der utopischen Projekte. Sie nähern sich privaten wie kollektiven Praktiken des Erinnerns, des Sammelns und Erzählens aus lebensgeschichtlicher Perspektive, untersuchen aber auch die sich wandelnden Rahmenbedingungen und die hegemonialen öffentlichen Diskurse. Im Folgenden werden die Kontexte, in die sich die Beiträge einordnen lassen, näher beleuchtet: Debatten um „richtiges“ und „falsches“ Erinnern; die neuere Forschung zu nostalgischen Praktiken und ihren Funktionen; Bedingungen, Formen und Modi des Erzählens; sowie zentrale Themen und Topoi.

## Wie erinnern?

Schon bald nach 1989 zeichnete sich ab, dass sich der West-Ost-Gegensatz in den Diskursen um „richtiges“ („kritisches“) und „falsches“ („nostalgisches“) Erinnern fortsetzte, während sich die „Transformation“ in eine Vielzahl unvorhergesehener Pfade verzweigte. In den erinnerungspolitischen Diskursen spielte neben dem Stalinismus<sup>6</sup> der Begriff der Nostalgie eine wichtige Rolle: Angesichts der sozialen Sprengkraft der Privatisierungen und des Turbokapitalismus erschien vielen Bürgerinnen und Bürgern das Leben im Sozialismus rückblickend in einem positiven Licht. Die bulgarische Historikerin Maria Todorova hat auf den hegemonialen und normativen Charakter westeuropäischer Erinnerungsdiskurse hingewiesen.<sup>7</sup> Diese hatten sich über Jahrzehnte entlang der Auseinandersetzung mit der Geschichte des Nationalsozialismus, des Zweiten Weltkriegs und der Ermordung der europä-

<sup>6</sup> Kristen Ghodsee: A Tale of Two Totalitarianisms. The Crisis of Capitalism and the Historical Memory of Communism. In: *History of the Present* 4 (2014) 2, S. 115-142.

<sup>7</sup> Marija Todorova: Introduction. From Utopia to Propaganda and Back. In: dies./Zsuzsa Gille (Hg.): *Post-Communist Nostalgia*. Oxford/New York 2010, S. 1-13.

ischen Juden entwickelt. Die Forschung zur Erinnerungskultur hatte daraus Theorien zu kollektiven Prozessen des Erinnerns abgeleitet und normative Verfahren für den Umgang mit der Vergangenheit formuliert.<sup>8</sup> Auch die Art und Weise generationeller Weitergabe von erzählten Erinnerungen war bereits in den Fokus der Forschung gerückt: Harald Welzer untersuchte die familiären Erzählweisen der deutschen „Tätergeneration“ und ihrer Nachkommen, während Marianne Hirsch die jüdischen Erzählungen und ihre Wirkung auf die Kinder der Überlebenden mit dem Konzept des *postmemory* zu beschreiben versuchte.<sup>9</sup> Dabei zeigte sich, dass Praktiken des Erinnerns nachhaltig individuelle wie gemeinschaftliche Identitätsbedürfnisse und Sehnsüchte bedienen, und dass in familiären oder privaten Kontexten des Erzählens andere Narrative vermittelt werden als in öffentlichen Kontexten.

Nach dem Ende der sozialistischen Regime wurde alsbald deutlich, dass es in Europa verschiedene Erfahrungen und Versionen der Geschichte des 20. Jahrhunderts und ihrer Akteure gab (und weiterhin gibt). Diese (wie sich nun herausstellte: nationalen) Narrative waren zuvor von der hegemonialen sowjetischen Geschichtspolitik unterdrückt gewesen und durch den „Eisernen Vorhang“, aber auch aufgrund mangelnden Interesses in den westeuropäischen medialen Öffentlichkeiten nicht wahrgenommen worden. In den 1990er-Jahren bewegten sich die Geschichtserzählungen der ostmitteleuropäischen und baltischen Länder zwischen konkurrierenden Narrativen über die deutsche und sowjetische „Besatzung“. Dabei wurden Nationalsozialismus und Stalinismus als gleichermaßen fatal gewertet. Westliche Beobachter waren darüber irritiert, und zwar so sehr, dass sich geschichtswissenschaftliche Diskurse um die solchermaßen „umkämpfte Geschichte“ entspannten und in den entsprechenden Buchtiteln eine regelrechte Schlachtfeld-Metaphorik um sich griff:<sup>10</sup> Einerseits schien ausgerechnet in dem geografischen Raum, in dem der Holocaust die meisten Opfer gefordert hatte, die Schoah als gemeinsamer Nenner europäischer Erinnerung nicht die hegemoniale Stellung einzunehmen, die sie im westlichen europäischen Geschichtsbewusstsein inzwischen erlangt hatte.<sup>11</sup> Es gab vielmehr konkurrierende Opfer-Narrative, die sich auf die stalinisti-

<sup>8</sup> Aleida Assmann: *Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik*. München 2006.

<sup>9</sup> Harald Welzer/Claudia Lenz: *Opa in Europa. Befunde einer vergleichenden Tradierungsforschung*. In: *Osteuropa* 58 (2008) 6, S. 41–55; Harald Welzer/Sabine Moller/Karoline Tschuggnall: „Opa war kein Nazi“. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis. Frankfurt a. M. 2005. Das Konzept des *postmemory* entwickelte seit den 1990er-Jahren Marianne Hirsch: *Past Lives. Postmemories in Exile*. In: *Poetics Today* 17 (Winter 1996) 4, S. 659–686; dies.: *The Generation of Postmemory. Writing and Visual Culture After the Holocaust*. New York 2012.

<sup>10</sup> Claus Leggewie/Anne Lang: *Der Kampf um die europäische Erinnerung. Ein Schlachtfeld wird besichtigt*. München 2011; Thomas Flierl/Elfriede Müller: *Osteuropa. Schlachtfeld der Erinnerung*. Berlin 2010; Bernd Faulenbach/Franz-Josef Jelic (Hg.): „Transformationen“ der Erinnerungskulturen in Europa nach 1989. Essen 2006; Jan-Werner Müller: *Europäische Erinnerungspolitik revisited*. In: *Transit* 33 (2007).

<sup>11</sup> Paradigmatisch für die Irritation vgl. Marianne Hirsch/Leo Spitzer: *Ghosts of Home. The Afterlife of Czernowitz in Jewish Memory*. Berkeley/Los Angeles/London 2010, die sich in Trans-

sche Okkupation bezogen.<sup>12</sup> Andererseits wurde die „eigene“ alltägliche Erfahrung des Sozialismus angesichts von Nationalitätenkonflikten, einer sich öffnenden sozialen Schere und chaotischer „kapitalistischer“ Verhältnisse sehr bald als positiv grundierte Vergleichsfolie zur Bilanzierung der Verluste, aber auch zur Orientierung herangezogen.<sup>13</sup> In den Erinnerungen an Nationalsozialismus und Stalinismus in den Staaten Zentraleuropas wurden Gewalt und Verbrechen in erster Linie den Besatzungsmächten zugeschoben und eigene Kollaboration verdrängt. Die einzelnen Länder erneuerten nach dem Ende der sozialistischen Herrschaft ihre Nationalgeschichten,<sup>14</sup> pflegten nationale Opfermythen und machten dadurch der Shoah-Erinnerung Konkurrenz.<sup>15</sup> Beides erschien „distanzierten“ – westlichen oder oppositionell gesinnten – Beobachtern als defizitäres Erinnern. Die positiven Erinnerungen an das Leben im Sozialismus wurden von westlichen Beobachtern wie auch von einheimischen Intellektuellen als entweder naiv oder aber reaktionär bewertet. Die in einigen postsozialistischen Staaten nach 1989 aufkommenden Opferdiskurse hingegen kollidierten mit den zeitgenössischen Debatten um Vergangenheitsbewältigung, Verantwortung und Erinnerungspolitik, die vor allem in Deutschland und Westeuropa seit den 1980er Jahren breite Wirkung entfaltet hatten. Nach der „Wende“ wurden entsprechende Erwartungen an eine „posttotalitäre“ Vergangenheitsbewältigung von westlicher Seite auf die postsozialistischen Gesellschaften übertragen.

## Nostalgische Praktiken

Unter dem Eindruck der auch in den Forschungsdiskursen aufscheinenden Dichotomie zwischen westlichem Erinnern und östlicher Nostalgie bezeichneten die Anthropologen Olivia Angé und David Berliner den Holocaust als Paradigma der *Memory Studies* und Osteuropa als Paradigma der Nostalgieforschung, im Sinne

nistrien deutlich irritiert zeigten, weil sie statt Holocaust-Gedenkstätten sowjetische Heldendenkmäler vorfanden. Einen guten Überblick über die Forschung bietet Katarzyna Stokłosa: Geschichtspolitik und Erinnerungskultur im Osteuropäischen Raum. In: JPG 2 (2011), S.167–185. Über die Institutionalisierung des Holocaust als übergeordneter *lieu de mémoire* und die Argumentationen von Dan Diner, Daniel Levy und Natan Sznajder vgl. Aleida Assmann: Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik. München 2006, S.255–258.

<sup>12</sup> Zu den impliziten Hierarchien der Opfer vgl. etwa Etienne François: Meistererzählungen und Dammbüche. Die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg zwischen Nationalisierung und Universalisierung. In: Monika Flacke (Hg.): Mythen der Nationen. 1945 – Arena der Erinnerungen. Bd. 1. Mainz 2004, S. 13–28.

<sup>13</sup> Vgl. auch Walter Sperling: Die Ruinen von Grosny. Nostalgie, Imperium und Geschichte im postsowjetischen Russland. In: HA 23 (2015) 2, S.290–315, hier: S. 291–297.

<sup>14</sup> Vgl. Peter Niedermüller: Der Mythos der Gemeinschaft. Geschichte, Gedächtnis und Politik im heutigen Osteuropa. In: Andrej Corbea-Hoisie/Rudolf Jaworski/Monika Sommer (Hg.): Umbruch im östlichen Europa. Die nationale Wende und das kollektive Gedächtnis. Innsbruck 2004, S. 11–26.

<sup>15</sup> Vgl. François: Meistererzählungen (wie Anm. 12).

eines den Diskurs formenden Ereigniszusammenhangs aus dem heraus die jeweiligen theoretischen Programme entwickelt wurden und werden.<sup>16</sup> Diese These hält einer näheren Betrachtung nicht stand: So blickt die Nostalgieforschung auf eine längere Tradition zurück, erfuhr aus der Beschäftigung mit der postsozialistischen Nostalgie keine neuen Impulse und bezieht sich weiterhin auch auf Felder außerhalb Osteuropas.<sup>17</sup> Vielmehr gerieten die in den postsozialistischen Gesellschaften kursierenden Narrative zur Geschichte des 20. Jahrhunderts in Konkurrenz zu den westlichen Erzählungen. Sie stellten die am Holocaust entwickelte Erinnerungsforschung und die darauf beruhenden als „universell“ etablierten Muster und Maximen der bisherigen (west-)europäischen Geschichtspolitik infrage. Der – in der Regel abwertend verwendete – Begriff der Nostalgie wurde zu einer wichtigen Markierung für diese Kluft.

Während die Nostalgieforschung eher kulturanthropologisch orientiert ist und sich mit Praktiken, Gefühlen und Dingen befasst, nehmen die *Memory Studies* Erinnerungskultur und Geschichtspolitik in den Fokus. Wenn man die Fixierung der *Memory Studies* auf Holocaust und Nationalsozialismus historisiert, so zeigt sich, dass das totalitarismustheoretische Paradigma die hegemonialen wissenschaftlichen Diskurse unterschwellig bis in die neueste Zeit prägte. Die Konzepte „Totalitarismus“ und „Diktatur“ machten die Existenz positiver Erinnerungen an den Nationalsozialismus lange Zeit unsichtbar: Es konnte keine guten Erinnerungen an das absolut Böse geben. Erst in den 1980er-Jahren gerieten mit den Projekten zur Alltagsgeschichte und der Oral History auch positive individuelle Erinnerungen systematisch in den Blick, und der *cultural turn* führte zu einer differenzierteren Sichtweise auf Diktaturen als kulturelle Systeme und Varianten moderner Gesellschaften.<sup>18</sup> Ungeachtet der dabei entwickelten differenzierenden Forschungsansätze zum biografischen Erinnern (und Erzählen) wurden nach 1989 die Tabus des posttotalitären Erinnerns unter dem Begriff der Nostalgie aktualisiert.

Die nach 1989 aufflammenden medialen, politischen und auch wissenschaftlichen Debatten um angemessenes Erinnern an die sozialistischen Regime führten zu zahlreichen Publikationen rund um die mit Erstaunen konstatierte (N)Ostalgie.<sup>19</sup> Nostalgische Praktiken des Erinnerns an die Epoche des Sozialismus waren (und sind) heterogen und in unterschiedliche kulturelle und diskursive Felder ein-

<sup>16</sup> Vgl. Olivia Angé/David Berliner (Hg.): *Anthropology and Nostalgia*. Oxford/New York 2015, S. 1.

<sup>17</sup> Helmut Illbruck: *Nostalgia. Origins and Ends of an Unenlightened Disease*. Evanston 2012; Peter Fritzsche: *How Nostalgia Narrates Modernity*. In: Alan Confino/ders. (Hg.): *The Work of Memory. New Directions in the Study of German Society and Culture*. Urbana/Chicago 2002, S. 62–85; Linda Hutcheon: *Irony, Nostalgia and the Postmodern*. In: Raymond Vervliet/Annemarie Estor (Hg.): *Methods for the Study of Literature as Cultural Memory*. Atlanta/Amsterdam 2000, S. 189–207; Susan Stewart: *On Longing. Narratives of the Miniature, the Gigantic, the Souvenir, the Collection*. Durham 1993.

<sup>18</sup> Gregor: *Geschichte* (wie Anm. 3), S. 237f.

<sup>19</sup> Besonders einflussreich waren die Publikationen von Svetlana Boym, zum Beispiel: Svetlana Boym: *The Future of Nostalgia*. New York 2001.

gebettet.<sup>20</sup> Sozialistische Symbole und Objekte funktionierten in den 1990er-Jahren in neuen Kombinationen und Kontexten – auch denjenigen nostalgischer Praktiken. Die postsowjetische Nostalgie beispielsweise galt unter anderem der verlorenen einstigen Sehnsucht nach dem nun entzauberten Westen, dem Verlust der eigenen Utopien, Gewissheiten und des Großmachtstatus sowie der nun positiv verklärten Stabilität des spätsozialistischen Alltags.<sup>21</sup>

Die Analyse der auf Osteuropa bezogenen Nostalgie-Diskurse war lange durch die von der in den USA lebenden russischen Kulturphilosophin Svetlana Boym Ende der 1990er-Jahre geprägte Unterscheidung zwischen ironisch-reflektierender und utopischer beziehungsweise „restorativer“<sup>22</sup> Nostalgie dominiert. Erstere war vor allem selbstironisch und ging nicht mit dem Verlangen nach einer Rückkehr in das alte Leben einher. Letztere war eng mit dem Traum von der Wiederkehr stabiler Verhältnisse, sozialer Sicherheit und verlorener Größe verknüpft. Einen Versuch der Historisierung des Phänomens unternahm Mitte der 2000er-Jahre Maya Nadkarni und Olga Shevchenko. Aus ihrer Sicht folgte auf eine erste Phase der ironischen Nostalgie Mitte der 1990er-Jahre die Rückbesinnung auf die materielle Kultur des sozialistischen Alltags. Sowjetische Güter hätten nun für bestimmte Werte gestanden und eine Gegenposition zum entzauberten Westen eingenommen.<sup>23</sup> Eine dritte Phase nostalgischer Praktiken betreffe die Rekonstruktion von Atmosphären, Werten und Stimmungen des Spätsozialismus.<sup>24</sup> Diese Praktiken bezögen sich auf gemeinsam geteilte Erfahrungen wie die der Ferienlager oder die der Populärkultur, nicht aber auf die dahinterstehende Ideologie. Mit diesen Beobachtungen stimmen auch die des Anthropologen Serguei A. Oushakine überein, der die Verwandlung einst bedeutungsschwerer Symbole in konsumierbare Klischees beleuchtete. Die bulgarische Historikerin Maria Todorova sprach in diesem Zusammenhang von der heilenden (restaurativen) Nostalgie und stellte damit eine wichtige Funktion nostalgischer Praktiken heraus.<sup>25</sup> Eine vierte Phase bildete gemäß Nadkarni und Shevchenko die Stil-Nostalgie der jungen Generation, die den Sozialismus nicht selbst erlebt hatte, aber die sozialistische materielle Kultur in der Manier eines Retrostils für eine positive Identitätskonstruktion nutzte.<sup>26</sup>

<sup>20</sup> Vgl. Maya Nadkarni/Olga Shevchenko: *The Politics of Nostalgia. A Case for Comparative Analysis of Post-Socialist Practices*. In: *Ab Imperio* 2 (2004) 4, S. 487–519.

<sup>21</sup> Vgl. Boris Dubin: *Goldene Zeiten des Krieges. Erinnerung als Sehnsucht nach der Brežnev-Ära*. In: *Osteuropa* 55 (2005) 4–6, S. 219–233; Mitja Velikonja: *Lost in Transition. Nostalgia for Socialism in Post-Socialist Countries*. In: *EEPS* 23 (2009) 4, S. 535–551, S. 541–546.

<sup>22</sup> Der Begriff „restorativ“ bezieht sich bei Boym auf die Wiedererrichtung der alten Ordnung. „Restaurativ“ hingegen wird von Maria Todorova für die Erholung der Menschen und ihrer Kräfte verwendet.

<sup>23</sup> Nadkarni/Shevchenko: *Politics* (wie Anm. 20), S. 500f.; vgl. auch Olga Kravets/Örsan Öрге: *Iconic Brands. A Socio-Material Story*. In: *Journal of Material Culture* 2 (2010) 15, S. 205–232.

<sup>24</sup> Vgl. Nadkarni/Shevchenko: *Politics* (wie Anm. 20), S. 501f.

<sup>25</sup> Vgl. Sergej Alex Oushakine: *„We’re Nostalgic but We’re Not Crazy“*. *Retrofitting the Past in Russia*. In: *RR* 66 (2007) 3, S. 451–482; Todorova: *Introduction* (wie Anm. 7), S. 8.

<sup>26</sup> Allgemein zu Retrotrends vgl. auch Simon Reynolds: *Retromania. Pop Culture’s Addiction to Its Own Past*. New York 2011.

Der Anthropologe Arjun Appadurai nannte dieses – keineswegs spezifisch postsozialistische – Phänomen der Sehnsucht nach einer nicht selbst erlebten, aber kollektiv imaginierten, in goldenes Licht getauchten Vergangenheit, *armchair nostalgia*.<sup>27</sup> Die Stil-Nostalgie ist Untersuchungsgegenstand der Markt- und der Medienforschung<sup>28</sup> und Teil der *heritage industry*,<sup>29</sup> die Geschichten über die Vergangenheit und Atmosphären erfindet und vermarktet. Retrotrends nutzen nostalgische Stimmungen. Aber auch politisch lässt sich nostalgisches Erinnern nutzen, um mit Zukunftsversprechen an vergangene glorreiche Zeiten anzuknüpfen.<sup>30</sup>

Wichtig ist die Frage nach den Funktionen nostalgischer Praktiken. Anthropologische Ansätze betrachten das Phänomen des nostalgischen Erinnerns als anthropologische Konstante<sup>31</sup> und richten die Aufmerksamkeit auf die Funktionsweisen von und auf den individuellen Gewinn durch nostalgische Praktiken: Nostalgie sei eine Möglichkeit für unterprivilegierte, von der offiziellen Erinnerungskultur marginalisierte Gruppen, eigene Erinnerungskulturen zu pflegen. Einen emanzipatorischen Charakter erhielten nostalgische Praktiken auch dadurch, dass sie die Ermächtigung über Zeitabläufe und das Erinnern nach eigenem Tempo ermöglichen. Der Nostalgiker entwerfe seine Identität in einer vergangenen Epoche, um sich dem flüchtigen Jetzt zu widersetzen.<sup>32</sup> Nostalgische Praktiken erlauben es somit, die Deutungshoheit über das eigene Leben zu behalten. Sie können also heilende, kompensatorische, emanzipatorische und ermächtigende Funktionen haben.

In den meisten Beiträgen dieses Bandes geht es um erzählerische Praktiken des Erinnerns, teils auf der Basis individueller Gespräche und Stimmen, teils bezogen auf Gruppen, die in unterschiedlichen Zusammenhängen über die Vergangenheit kommunizieren – sei es als „Ehemalige“, als Erfahrungsgemeinschaft, als Sammler oder als Agierende in den Sozialen Medien. Zentrale Aspekte, die sich in den Beiträgen herauskristallisieren, sind die Rahmenbedingungen, Formen und Modi des Erzählens, die Prävalenz bestimmter Themen und Topoi sowie die Funktionen nostalgischen Erzählens.

## Rahmenbedingungen, Formen und Modi des Erzählens

Die Aufsätze von Gudrun Brockhaus zum Erzählen über den Nationalsozialismus und von Dorothee Wierling zu Geschichten über die DDR beleuchten das

<sup>27</sup> Vgl. Arjun Appadurai: *Modernity at Large. Cultural Dimensions of Globalization*. Minneapolis 1996, S. 78.

<sup>28</sup> Vgl. die Beiträge in Katharina Niemeyer (Hg.): *Media and Nostalgia. Yearning for the Past, Present and Future*. Basingstoke 2014.

<sup>29</sup> Vgl. Robert Hewison: *The Heritage Industry. Britain in a Climate of Decline*. London 1987; David Lowenthal: *The Past is a Foreign Country*. Cambridge 1985.

<sup>30</sup> Vgl. hierzu den Beitrag von Ekaterina Makhotina in diesem Band, S. 175–198.

<sup>31</sup> Vgl. Nadia Atia/Jeremy Davies: *Nostalgia and the Shapes of History*. In: *Memory Studies* 3 (2010) 3, S. 181–186.

<sup>32</sup> Vgl. Simon Reynolds: *Retromania. Pop Culture's Addiction To its Own Past*. New York 2011.

Bedürfnis nach einem positiven Erinnern der eigenen Biografie und Lebensleistung bei deutschen Vergangenheitserzählungen nach 1945 und 1989. Von (ermöglichender) Bedeutung für das positive Erzählen waren (und sind) Erzählsituationen, Gemeinschaften, Arenen und Nischen. In Form von Seilschaften und Erzählgemeinschaften mit einem abgeschirmten Gruppengedächtnis bestanden viele soziale Netzwerke über den zeitgeschichtlichen Bruch hinweg fort und relativieren die „Zäsur“. Rahmenbedingungen des Erzählens ergaben sich aus den jeweils vorherrschenden Konventionen: Die Einzelnen erzählten (und erzählen) mit oder gegen die geltenden (oder als geltend vorausgesetzten) hegemonialen und situativ vorherrschenden Narrative über die Vergangenheit an. Wie Lu Seegers aufzeigt variierten die Idealisierungen der gefallenen Väter in den Erzählungen von Halbweisen in Ost- und Westdeutschland: Väter mit adligem Hintergrund wurden in Westdeutschland eher als „widerständig“ bezeichnet, diejenigen, die Arbeiter und Angestellte gewesen waren, erschienen hier als „Opfer der Umstände“. In der DDR wurden gefallene Väter oftmals als „Sozialisten“ positiv erinnert, denn eine antifaschistische Familientradition brachte gesellschaftliche Anerkennung und höhere Renten.

Brockhaus und Wierling arbeiten in ihren Beiträgen ein Spektrum von Erzählmodi heraus: So wurden nach 1945 „Camouflagetechniken“ (Brockhaus) angewendet – etwa in Form der Trennung des unpolitischen „Ichs“ von der Gruppe politischer Akteure („Hitler und seiner ‚Clique‘“) oder aber durch die Bezeichnung der Verhältnisse als „Spuk“ oder „Pest“. Bereits während der Kriegsgefangenschaft entstanden Erzählgemeinschaften. Später prägten Bilder des „guten Deutschen“ Romane, Filme und Memoiren. In ihnen wurden das Politische und der Nationalsozialismus ausgeklammert. Einige solcher „Camouflagetechniken“ finden sich auch in postsozialistischen Erzählungen. Das gilt vor allem für die Entpolitisierung des Privaten, das sowohl im Nationalsozialismus wie auch im Sozialismus politisch gewesen war. Die angeblich positiven Aspekte der Diktaturen – wie niedrige Kriminalitätsrate und effektives Krisenmanagement, Modernisierung der Infrastruktur (etwa durch den Bau von Autobahnen), technische Errungenschaften (etwa die Erfolge in der Raumfahrt), vor allem aber die öffentliche Ordnung, die intensiven Erlebnisangebote, die Grandiosität und Macht von Staat und Gesellschaft – dienten in lebensgeschichtlichen Erzählungen gerne als Kontrastfolie zur als defizitär wahrgenommenen Gegenwart. Solche Gegenüberstellungen und Verlustgefühle prägten auch die Erzählungen der von der Schriftstellerin Svetlana Aleksievič befragten Personen, die Anja Tippner in ihrem Beitrag analysiert. Die Protagonisten in Aleksievičs Werken würden „eine emotionale Verbindung zu Praktiken, Objekten und Waren, die der sowjetischen Welt Kontur gaben“, empfinden. Hingegen würden die westlichen Waren nicht glücklich machen: Der „Müll der Freiheit: Bierdosen, bunte Etiketten, Apfelsinenschalen ...“<sup>33</sup> werde zum Symbol des missglückten Übergangs von einem Gesellschaftssystem in das andere. Eine

<sup>33</sup> Svetlana Alexijewitsch [= Svetlana Aleksievič]: *Secondhand-Zeit. Leben auf den Trümmern des Sozialismus*. Berlin 2013, S. 446; dies.: *Vremja sekond chënd*. Moskau 2013, S. 402.

ähnliche Vergleichsfolie als Modalität des Erzählens verwenden auch die von der Bundeswehr, also „dem Feind“, übernommenen vormaligen NVA-Offiziere im Beitrag von Nina Leonhard: Die DDR verkörperte (trotz aller erfahrenen Beschämungen und Kränkungen) für die Soldaten das Ideal einer anderen, besseren Gesellschaft, in der soziale Sicherheit herrschte. Dazu im Gegensatz sehen sie die Orientierungslosigkeit nach der „Wende“.

Als spezifische Erzählmodi über das Leben in der Diktatur erscheinen die Textgattungen des Abenteuers, des Schwanks und der Anekdote. Die häufig in den lebensgeschichtlichen Erzählungen anzutreffenden Episoden und Anekdoten dienen als Marker wichtiger „lebensgeschichtliche[r] und vor allem identitätsstiftende[r] Prozesse“, sie sind „Eckpfeiler, anhand derer die eigene Lebensgeschichte verständlich und identifikationsfördernd erzählt werden kann“, wie Lu Seegers in ihrem Beitrag über vaterlose Kriegswaisen in Ost- und Westdeutschland feststellt. Dorothee Wierling wertet die „Ostalgie“ als bestimmten Typus einer sinnstiftenden biografischen Erzählung, die sozial und somit auch kollektiv geprägt ist und wie alle Erzählungen auf kulturelle und literarische Muster und Genres zurückgreift. Die Formen des Erzählens und die Wahl der Gattung spielen eine wichtige Rolle für Gestaltung der Erzählung. Schwank, Abenteuer oder Anekdote haben eine Funktion als Form der Distanzierung, aber auch des Selbstschutzes. Dorothee Wierling geht davon aus, dass eine ganz zentrale Erfahrung der DDR-Bürgerinnen und -Bürger die öffentliche Beschämung und Bloßstellung war, die vom Regime gezielt als Herrschaftsinstrument eingesetzt wurde. Die Auswirkungen auf die DDR-Gesellschaft seien erheblich gewesen: Der Aufruf zur gegenseitigen Kontrolle und Denunziation habe zur Entsolidarisierung geführt. Die daraus resultierenden schambesetzten Erfahrungen seien aus den Geschichten über das eigene Leben herausgeschnitten worden. Weil es schwer sei, über solche Erfahrungen zu sprechen, würden ehemalige DDR-Bürgerinnen und -Bürger häufig auf das Genre des Schwanks zurückgreifen, in dem sich erfahrene Angst, Niederlage oder Kränkung in einen heimlichen Sieg umdeuten lasse. Auch das entlarvende Erzählen und das Stilmittel der Ironie könnten die erlittene Beschämung umkehren. In der Erzählung vom Rückzug in die Nischen wurden Freiräume beansprucht, selbst wenn sich diese Nischen später als Nester gegenseitiger Denunziation erwiesen. Rahmenbedingung für die Erzählungen war die mittlerweile dreißigjährige Erfahrung in der Bundesrepublik, in der sich viele Ostdeutsche weiterhin als „Bürger zweiter Klasse“ sehen: Die Kränkung, so Wierling, habe sich unter neuen Vorzeichen und durch neues Personal fortgesetzt.

Anders in Tschechien: In den stark objektorientierten retrokulturellen Erinnerungen an die sozialistische Kindheit in der ČSSR kommen neben beliebten Spielsachen, Kinderbüchern und Filmen auch unangenehme Erfahrungen wie kratzende Kleidung oder Beschämungen im „Schülerbuch“ zur Sprache. Aber, so stellt Martina Winkler in ihrem Beitrag heraus, selbst das gehört zum positiven Erinnern – das Schwankhafte überwiegt: „Überzuckerte Süßigkeiten, Musikkassetten ‚fressende‘ Rekorder und quälende Übungen im Sportunterricht werden so zu kollektivbildenden Elementen lustiger Erinnerung“. In den offiziellen Veranstaltungen

in Tschechien zum 30. Jahrestag des Mauerfalls hingegen, so zeigt Marketa Spirítová in ihrem Aufsatz, stand die Erinnerung an das „totalitäre System“ – ein Begriff, der in der Geschichtspolitik und im kollektiven Erinnern der ostmitteleuropäischen Gesellschaften nach wie vor fest verankert ist – im Vordergrund, während der Alltag in der ČSSR in die Form der Anekdote verbannt wurde.

Die Erfahrung des Bruchs in der Lebenslinie ging somit offenbar vor allem in der DDR und im postsowjetischen Russland mit der vom Verlust an sozialem Status einher. Viele Ostdeutsche fühlten sich in der Bundesrepublik als „Bürger zweiter Klasse“ und viele Russen empfanden sich von heute auf morgen nicht mehr als Bürger einer respektierten Großmacht, sondern als Angehörige eines verarmten, scheiternden Nachfolgestaates ohne Einflussphäre. Vor diesem Hintergrund wird deutlich, dass zahlreiche Topoi des positiven Erzählens vom Leben in der Diktatur der Herstellung von Gemeinschaft in der Gegenwart dienen (und dienen).

Die Literaturwissenschaftlerin Anja Tippner untersucht Modi des Erzählens als „Figurationen kollektiver Erinnerung“ an die Sowjetunion in Svetlana Aleksievičs Werk „Secondhand-Zeit“. Der von Aleksievič geschaffene Chor der Stimmen bildet eine Bühne für einfache Bürger, aber letztlich auch ein (fiktives) Kollektivsubjekt. Der *homo sovieticus* dient als Identifikationsfigur, deren Pauschalcharakter man hinterfragen kann. Aleksievič entwirft einen Querschnitt durch die Gesellschaft zu einem bestimmten Moment – durch eine Gesellschaft, die von den Erfahrungen nach dem Zerfall der Sowjetunion geprägt ist. Die Vermischung von „Ich“ und „Wir“ zeugt von einer nostalgischen Sehnsucht nach Gemeinschaft. Anja Tippner problematisiert die durch das Montageverfahren der Autorin entstandene Entkoppelung der einzelnen Erzählfragmente von den jeweiligen Menschen. Die vielen Namen und Stimmen, Gefühle und Eindrücke suggerieren Authentizität, wobei sich „die Konturen dieses Kollektivs und seiner Mitglieder jedoch im Vagen halten und damit einem gewissen Populismus frönen“. Insgesamt trete aus den Erzählungen hervor, dass die Konturen der sowjetischen Welt in Praktiken, Objekten und Werten konkretisiert würden. Entsprechend korruptierten ausländische Waren diese Werte. Daher, so Tippners Folgerung, beträfen die guten Erinnerungen an schlechte Zeiten eine sowjetische Lebensphilosophie, die mit der kargen sowjetischen Ästhetik verbunden sei und als den gegenwärtigen Verhältnissen überlegen erinnert werde – und somit utopisch bleibe.

Der Beitrag von Tanja Zimmermann befasst sich damit, in welchen Modi Brüche und Transformationen in der Arena der Kunst erzählt werden. Hier zeichneten sich „Wendepunkte“ häufig bereits in latenter Form im Vorfeld ab, und die Künstlerinnen und Künstler setzten sich damit auseinander, dass viele Aspekte des „Umsturzes“ Wunschtraum und Utopie blieben, die jeweilige „Wende“ also eher als Mythos denn als Neubeginn erschien. Die Autorin geht anhand des Kunstsystems der These nach, dass es sich bei den Veränderungen 1945 und 1989 weniger um Brüche als vielmehr um Verschiebungen der Dominante innerhalb des Systems und seines Kanons gehandelt habe. Gängige Erzählungen der „Wende“ in Deutschland blendeten in der Regel die Gleichzeitigkeiten konservativer und avantgardistischer Strömungen aus. Die Autorin zeigt am Beispiel der Motive „Landschaft“/

„Heimat“ und „Körperästhetik“/„Frauentypus“, dass sich nach 1945 in der SBZ beziehungsweise DDR nationalsozialistische und stalinistische Bildtraditionen miteinander verbanden: Die Rede war vom „klassischen Kulturerbe“, das man hüten. Nach 1989 erfolgte der Rückgriff auf ästhetische Elemente der kommunistischen Diktaturen nicht – wie nach 1945 – latent, sondern offen im Rahmen postmoderner Verfahren wie etwa der Ironie. Es gab aber auch Formen nostalgisch-restaurativer Aneignung. Beides hatte die „Soz-Art“ bereits seit den 1970er-Jahren vorweggenommen. Ein weiterer Erzählmodus war die Aneignung totalitärer Machtmechanismen in Aktionen der „Überidentifikation“ und der subversiven Affirmation durch Künstlergruppen wie „Voina“ oder „NSK“. Was geschieht, wenn die politischen Akteure in ihrer Rhetorik Erzählmodi imitieren und somit kapern, zeige die irreführende Mimikry beispielsweise der Joker-Maske als Symbol der Rebellion verschiedener Protestbewegungen und ihre Usurpation durch die Neue Rechte. Der Fall verweise auf die Ambivalenz von Erzählmodi und Symbolen, die eintrete, sobald Bedeutungen und Rahmenerzählungen, Kanon und Dominante als Bezugssystem nicht mehr bekannt sind.

## Themen und Topoi

Zentrale Topoi der Erinnerung an die DDR bilden bei dem von Nina Leonhard befragten NVA-Offizier „Gemeinschaft“, „Ehrlichkeit“, „Arbeit“ und „Disziplin“, während allen Stimmen bei Aleksievič die Enttäuschung über die Gegenwart gemeinsam ist. Ihre Verlustgefühle betreffen regelmäßig drei Topoi postsowjetischen nostalgischen Erzählens: das Imperium, die Alltagskultur sowie die soziale Sicherheit und Egalität.

Diese immateriellen Werte lassen sich in Beziehung zu Alexander von Platons Untersuchungen über die Arbeiterschaft im Nationalsozialismus setzen und machen gewissermaßen den Sozialismus im Nationalsozialismus und dessen erfolgreiche Integrationspolitik sichtbar: In den Erzählungen von Arbeitern erwies sich der Nationalsozialismus als *game changer* – als Schlüsselerfahrung, dass man nicht durch seine Herkunft zu einem Dasein als „Arbeitstier“ verdammt sei. Die ältere Generation der Arbeiterschaft nahm das NS-System zwar durchaus als repressiv wahr, sie spürte aber bald deutliche materielle Verbesserungen und erhielt Aufstiegschancen. Die Jüngeren machten die Erfahrung, dass nicht die Klasse, sondern Werte wie „Rasse“ und „Volk“ zählten und der Einzelne nach Loyalität und Leistung bewertet wurde und sozial aufsteigen konnte. In lebensgeschichtlichen Interviews erzählten Angehörige der jüngeren Generation später von ihren Gemeinschaftserfahrungen in der Hitlerjugend. Zudem hielten Freizeitangebote sowie der Krieg als Bewährungschance und „Reiseunternehmung“ Stoff für Geschichten über erlebte Abenteuer bereit. Für Mädchen eröffneten sich in den Jugendorganisationen neue Freizeitmöglichkeiten und Handlungsräume. Nach dem Krieg war der Neuanfang durch die Vorkriegsgeneration geprägt, die Jüngeren konnten jedoch sozial aufsteigen, sofern sie leistungsorientiert waren.

Die als apolitisch erzählte materielle Alltagskultur des Sozialismus taucht in den Beiträgen dieses Bandes regelmäßig auf. Wiederkehrende Objekte der Sehnsucht im postsowjetischen Kontext sind das Speiseeis oder die *Doktorskaja*-Wurst. Sie stehen für Reinheit, Echtheit, Authentizität, Einfachheit und den Geschmack der Kindheit. In Bezug auf die ehemalige DDR verkörpern die mittlerweile obsoleten Dinge des Alltags wie die nun unbrauchbar gewordene Elektronik oder der Trabant symbolische Werte. Es scheint paradox, dass die zeitgenössisch ungeliebten Konsumgüter aus den Auslagen der HO-Kaufhallen nur wenige Jahre später zu sehnsuchtsunwogenen Erinnerungsorten wurden.<sup>34</sup> Das Marketing für Ostprodukte in den 1990er-Jahren, das zeigt Jonathan Bach in seinem Beitrag, richtete sich an widerständige DDR-Identitäten und nahm zugleich die neuen Marktbedingungen in den Blick. Die Sehnsucht nach DDR-Produkten war eine Sehnsucht nach der verlorenen Utopie der harmonischen Einheit von Selbst und materieller Welt, die zuvor auf eine leuchtende Zukunft oder in die westliche Warenwelt projiziert worden war. Die heiß ersehnten Markenartikel vermochten die in sie gesetzten Erwartungen nicht zu erfüllen und verloren ihren Nimbus als symbolisches Kapital relativ schnell: Erstens waren sie in der Bundesrepublik im Übermaß vorhanden, zweitens waren sie teuer, und drittens befriedigten die Dinge, wenn man sie sich doch leistete, häufig nicht. Bald nahm die Sehnsucht nach den Waren der verlorenen sozialistischen Welt den Platz ein, den zuvor die Westwaren besetzt hatten. Allerdings war der Grad der Fixierung auf die Dinge eine ostdeutsche Besonderheit, die in Russland keine Entsprechung hatte. In zahlreichen privaten DDR-Museen stapelten sich in den 1990er-Jahren regelweise alte Fernseher, Tonbandgeräte und Gummi-Kosmonauten. Die Menschen wollten die Dinge nicht mehr behalten, aber wegwerfen wollten sie die Objekte auch nicht. Die Museen boten eine Lösung: Wie auf einem Friedhof konnten hier die Dinge abgegeben werden und dennoch ihre Würde behalten, nützlich bleiben und der Überlieferung von DDR-Wissen an die Nachwelt dienen. Die Botschaft dieser Sammlungen lautet: Es war nicht alles umsonst; hier ruht die Lebensleistung der DDR-Bürgerinnen und -Bürger.<sup>35</sup>

Die Sammler und die privaten Museen des Alltags positionierten sich explizit außerhalb der politischen Sphäre staatlicher Museen, die in ihren Augen das hegemoniale westliche Narrativ vertraten. Mit ihren Praktiken machten sie die Dinge des Alltags zu Statthaltern sozialistischer Erfahrung und Identität.<sup>36</sup> Durch das Sammeln versuchten die ehemaligen DDR-Bürgerinnen und -Bürger, die Kontrolle und die Deutungshoheit über die Veränderungen ein Stück weit zurückzuerlangen und sich für das eigene Selbstverständnis und die Lebensbilanz eine Zeitkapsel zu schaffen. Denn die pauschale Entwertung der nun unbrauchbar gewordenen

<sup>34</sup> Paul Betts: The Twilight of the Idols: East German Memory and Material Culture. In: JMH 72 (September 2000) 3, S. 731–765, hier: S. 762.

<sup>35</sup> Jonathan Bach: Consuming Communism: Material Cultures of Nostalgia in Former East Germany. In: Angé/Berliner (Hg.): Anthropology (wie Anm. 16), S. 123–138.

<sup>36</sup> Betts: Twilight (wie Anm. 34), S. 734.

Dinge ging mit einer Entwertung der Lebensleistung einher – das war hart für die Mitglieder einer untergegangenen Gesellschaft, in der jahrzehntelang der Aufbau, die Arbeit und die Produktion zentrale Werte gewesen waren. Eine solche Entwertung, die die DDR-Bürgerinnen und -Bürger nach 1989 in den westdeutsch dominierten medialen Diskursen, im Alltag in Gestalt westdeutscher Experten sowie durch die Schließung vieler Betriebe mit voller Wucht traf, gab es in Russland nicht.<sup>37</sup> Dagegen blieben den Ostdeutschen die russischen Krisenerfahrungen der 1990er-Jahre mit dem Zusammenbruch des Staates und seiner Sozialwerke erspart. Dafür gab es in Russland keine Bevormundung von außen, was die Vergangenheitsbewältigung und die Lebensleistung anbetraf – und auch keinen Schwarm von „Besser-Wessis“, der die Posten der ostdeutschen Funktionseleiten besetzte. Die zahlreichen privaten DDR-Museen etablierten Gegenarrative des Alltags, die von staatlichen Museen teilweise später übernommen und somit Teil der Erinnerungslandschaft wurden.

Die Sammelwut und Objektfixierung, die sich in der privaten und staatlichen Musealisierung der DDR äußert, unterscheidet die nostalgischen Praktiken ehemaliger DDR-Bürgerinnen und -Bürger von denen der Menschen, die in der ehemaligen Sowjetunion gelebt haben – Letztere benutzten die sowjetischen Alltagsgegenstände weiter, da diese mit dem Umbruch nicht obsolet geworden waren und die meisten sich nichts Neues leisten konnten. In postsowjetischen nostalgischen Praktiken ging es eher um Symbole, um Auslöser von Erinnerungen und Emotionen wie Speisen, Bilder und Schlager aus der Zeit der Sowjetunion. Viele ehemalige Sowjetbürgerinnen und -bürger sehnten sich einfach nach den Gewissheiten und der vergleichsweise Stabilität des sozialistischen Alltags.<sup>38</sup> Das kulturelle Repertoire der Sowjetzeit wurde in medialen Reproduktionen in neue Kontexte gesetzt. Die nostalgischen Reproduktionen stellten einen Versuch dar, mit der Sowjetzeit „abzuschließen“, um sie der Gegenwart einverleiben zu können. Die historischen Bilder aus dieser Ära verloren einen Teil ihrer ursprünglichen Bedeutungen und wurden zu konsumierbaren Stereotypen, die allein dem Zweck des Wiedererkennens und der Aktualisierung geteilter Erfahrungen dienen. Sie verweisen auf ein gemeinsames symbolisches Vokabular.<sup>39</sup> Wenn Marken von damals neu aufgelegt werden, hoffen ehemalige Sowjetbürgerinnen und -bürger auch heute noch darauf, „denselben Geschmack“ wie früher finden zu können. Diese Produkte waren oft „im Defizit“, also Mangelware, und erinnern ans Schlange-Stehen, an Beschaffungssolidarität und an staatliche Fürsorge zugleich.

In Bezug auf die Erinnerungen und Erzählungen über die DDR weist Nina Leonhard in ihrem Fallbeispiel auf den Topos des Gegensatzes von immateriellen Werten zu sozialistischen Zeiten und konsumistischem Materialismus in der Ge-

<sup>37</sup> Frederick C. Corney: Remembering Communism in Modern Russia. Archives, Memoirs, and Lived Experience. In: Marija Todorova (Hg.): Remembering Communism. Genres of Representation. New York 2010, S. 237–252, hier S. 246f.

<sup>38</sup> Vgl. Dubin: Goldene Zeiten (wie Anm. 21); Velikonja: Transition (wie Anm. 21), S. 537, S. 546.

<sup>39</sup> Oushakine: Nostalgic (wie Anm. 25).

genwart hin. Ähnlich geht es auch in postsowjetischen nostalgischen Praktiken um moralische Werte – vor allem um Solidarität und Vertrauen, die in den überlebenswichtigen persönlichen sozialen Netzwerken vor 1991 zentral waren und die fest mit der Erinnerung an den sowjetischen Alltag verbunden sind. Doch auch Gegenstände spielen im Erinnerungsdiskurs eine zunehmende Rolle. Der Trend hin zu Dingen, die Werte verkörpern, ist verbunden mit dem vielfach anzutreffenden Topos der „Goldenen 1970er-Jahre“ als Ort der Kindheitserinnerungen, der sowjetischen Filme und der sozialen Stabilität. Zunächst äußerte sich dies vor allem in virtuellen Rekonstruktionen der „SSSR 2.0“ im Internet und in Social-Media-Gruppen etwa auf LiveJournal, Vkontakte oder Odnoklassniki<sup>40</sup> sowie in virtuellen Museen.<sup>41</sup> Neuerdings gibt es aber auch „physische“ Museen der sowjetischen Alltagsdinge: Ekaterina Makhotina zeigt in ihrem Beitrag, dass diese „Museen des Kommunismus“ auch in Russland Museen „von unten“ sind. „Nostalgie-Museen“ überwältigen ihre Besucher dadurch, dass sie bis zum Anschlag mit „authentischen Dingen“, die man anfassen darf, gefüllt sind. Das Objekt der Sehnsucht ist in den Begriff der „sowjetischen Epoche“ gegossen. Der Fokus liegt auf Konsumartikeln, Alltagsdingen und der Welt des Privaten. Selbst Eigensinn und Widerstand gegen das Regime sind inzwischen zum Gegenstand nostalgischer Praktiken geworden. Inoffizielle Stars wie der Gitarrenbarde Vladimir Vysockij (1938–1980) werden in den Museen als Beleg für die Qualität des sowjetischen Kulturlebens präsentiert.

Ein eng mit den entpolitisierten Alltagsdingen verflochtenes und ebenso entpolitisertes Thema des Erzählens ist die Kindheit im Sozialismus: Wie in Russland werden auch in Tschechien und der Slowakei die 1970er-Jahre als „Goldenes Zeitalter“ erinnert. Sowohl die Historikerin Martina Winkler als auch die Ethnologin Marketa Spiritova untersuchen in ihren Aufsätzen Internetforen als Nischen privater Gegenerinnerungen. In diesen wird, ganz im Modus der Vergleichsfolie, die positiv erinnerte Kindheit im Sozialismus den Defiziten der Gegenwart gegen-

<sup>40</sup> Elena Morenkova: (Re)Creating the Soviet Past in Russian Digital Communities. Between Memory and Mythmaking. In: *Digital Icons* 7 (2012), S. 39–66. Zu Erinnerungsgemeinschaften im Besonderen vgl. Neil Silberman/Margaret Purser: *Collective Memory as Affirmation. People-Centered Cultural Heritage in a Digital Age*. In: Elisa Giaccardi (Hg.): *Heritage and Social Media. Understanding Heritage in a Participatory Culture*. London/New York 2012; Valeriya Kalkina: *Soviet Memory on the Internet. Online Visual Archives of the Soviet Past*. In: *NZSJ* 47/48 (2013/14), S. 103–124.

<sup>41</sup> Beispiele für die UdSSR 2.0 im Netz sind zu sehen auf: <http://22-91.ru> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021), <http://mintorgmuseum.ru> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021), <http://ussrlife.blogspot.de> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021), <http://sovsojuz.mirtesen.ru> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021), <http://sssr-rodina.ucoz.ru> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021), <http://homeland.su> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021), <http://cccp.narod.ru/base.html> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021), <http://cccp-revivel.blogspot.ru/2012/06/realnie-malchishki-iz-sssr.html> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021), <http://savok.name> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021), <http://www.ussr-2.ru> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021). Ein weiteres Beispiel ist die mit staatlicher Unterstützung gedrehte Dokuserie „Hergestellt in der UdSSR“ („Sdelano v SSSR“), zu sehen auf <https://www.youtube.com/watch?v=vBvBW4KnYyY> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

übergestellt: Die Qualität der Produkte wird mit der Qualität der menschlichen Beziehungen und der Kinderkultur verbunden, mit immateriellen Werten wie sozialer Gleichheit und Sicherheit sowie der Autarkie der Republik. Auch die Kinder von damals, die sich angeblich über einfache Dinge gefreut und nicht – wie heute – faul und verwöhnt am Bildschirm geklebt hätten, werden mit dem Label „besonders“ versehen. Martina Winkler untersucht eine Internetseite zum Thema „Kindheit“, auf der Spielzeug, Kinderbücher oder andere Objekte der Kinderkultur als Nostalgie-Trigger dienen. Die Präsentation dieser Gegenstände stärkt den kollektiven Charakter des Erinnerns, insbesondere an die 1970er-Jahre. Kindheit erscheint hier als regimeferne Nische. Das „richtige Leben im falschen“ (Marketa Spiritova) ist in den Dingen objektiviert, die an eine sorglose Kindheit und Jugend fern aller Politik erinnern. Beide Autorinnen deuten diese Form der Nostalgie als ein nachhaltiges Ergebnis der tschechoslowakischen „Normalisierungspolitik“ nach 1968, die gezielt eine sozialistische populäre Konsum- und Kinderkultur schuf. Martina Winkler leitet daraus eine ideelle Verknüpfung von Sozialismus mit verkörperter glücklicher Kindheit auf der einen und Postsozialismus mit Ernüchterung und den Sorgen der Erwachsenen auf der anderen Seite ab. Die Konflikte der späten Moderne ab den 1970er-Jahren werden in den untersuchten Social-Media-Beiträgen umgedeutet in Gegensätze zwischen Sozialismus und Postsozialismus. Zentral ist in diesen Diskursen die Vorstellung von Authentizität: Die Kinder waren im Sozialismus „echter“ und Weihnachten war noch „richtiges“ Weihnachten, ganz so, wie in sowjetnostalgischen Diskursen darauf hingewiesen wird, dass der Winter in der Sowjetunion noch ein „richtiger“ Winter gewesen sei – schneereicher, kälter, länger, feierlicher, insgesamt „winterlicher“ und für Kinder interessanter als der heutige Winter.<sup>42</sup> Die Betonung der besonderen Authentizität, alles sei „echter“ gewesen, verweist auf die therapeutische Funktion des Erzählens, auf die Kompensation von Enttäuschungen durch den Modus der Kontrastfolie zur Gegenwart.

### Multiple Funktionen nostalgischen Erinnerns und Erzählens

Es verwundert nicht, dass nach zwölf Jahren Nationalsozialismus und siebzig beziehungsweise vierzig Jahren Sozialismus die postsozialistischen positiven Erzählungen ein breiteres Themenspektrum, aber auch ein geringeres Legitimationsbedürfnis aufweisen. Das hängt unter anderem damit zusammen, dass zwar sowohl die Zeit des Nationalsozialismus mit Krieg und Holocaust wie auch der Stalinismus für unvorstellbare Menschheitsverbrechen und zivilisatorische Brüche stehen, der Spätsozialismus sich aber von dem gewalthaften Charakter des stalinistischen Regimes unterschied. Er war zwar ebenfalls menschenverachtend und repressiv, aber eher autoritär und nicht mehr offen massenmörderisch ausgelegt.

<sup>42</sup> Vgl. „Hergestellt in der UdSSR“ („Sdelano v SSSR“), <https://www.youtube.com/watch?v=bVBW4KnrYyY> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

Während in Russland und Tschechien die „Goldenen 1970er-Jahre“ erinnert werden, weist die Erinnerung an privates Glück in der DDR („mehr Zeit!“, „besserer Sex!“, „weniger Leistungsdruck!“, „soziale Sicherheit!“, „keine Arbeitslosigkeit!“) kein derartig explizites Zeitfenster auf, möglicherweise, weil die Lebensqualität bis zum Ende trotz steigender Staatsverschuldung kaum abnahm. Die Themen und Topoi der glücklichen sozialistischen Kindheit und der qualitativ „besonderen“ Objekte des Alltags bilden Nischen für „erlaubtes“ positives (nostalgisch-kritisches) Reden über die Vergangenheit. Objekte und Kindheit werden so zu Vehikeln der „Beheimatung“ (Marketa Spiritova), die – ähnlich wie der im Aufsatz von Nina Leonhard behandelte Militärdienst – Gemeinschaft stifteten.

In Russland ist die Sowjetnostalgie Teil der offiziellen Geschichtspolitik: In Ermangelung von Zukunftsvisionen wird die alte Größe beschworen. Die Überführung der „sowjetischen Epoche“ in den Rang eines Kulturerbes soll unterschiedliche politischer Lager einen. Neben der Kindheit dient auch die Geschichte des militärischen Ruhmes als Element der Kontinuität zwischen der sowjetischen Vergangenheit und der Gegenwart in der Russischen Föderation. Als problematisch sieht Ekaterina Makhotina – neben der Verharmlosung des stalinistischen Terrors – die Individualisierung der Kriegserinnerungen durch den Trend hin zu Familiengeschichten und deren Weitergabe an die junge Generation an: Die emotionale Aktualisierung der Ereignisse ermögliche es dem Staat, auf einer „gefühlten“ – statt auf einer gelernten oder reflektierten – Geschichte aufzubauen, diese für sich zu vereinnahmen und die jungen Menschen im Rahmen neuer Mythologisierungen zu mobilisieren.

## Fazit

Weil die „Wende“ einen Bruch auch in der Biografie der einzelnen Menschen bedeutete, ist die Frage nach der Wertigkeit biografischer Erfahrung zentral. Sie berührt sowohl die Gemeinschaften, Arenen und Nischen des Sprechens über die Erinnerungen und Erfahrungen als auch die Praktiken und Modi des Erinnerns und Erzählens. Positive Erlebnisse in der Zeit des Nationalsozialismus bildeten nach 1945 eine Lücke im offiziellen Diskurs und konnten nur in spezifischen Erzählgemeinschaften besprochen werden. Die Forschung zum Glück in der Diktatur war bislang weitgehend auf die in den 1980er-Jahren initiierten Oral-History-Projekte beschränkt und hat erst in den vergangenen Jahren in Form von Projekten zum „Privaten“ an Fahrt aufgenommen. Positives Erinnern an den Sozialismus und die damit verbundenen nostalgischen Praktiken sind hingegen viel besser erforscht. In den Beiträgen in diesem Band werden die nostalgischen Praktiken von den Protagonisten narrativ festgemacht an Werten statt an materiellen Objekten – an einem aus dem Vergleich zur als defizitär wahrgenommenen Gegenwart konstruierten Gefühl verlorener sozialer Sicherheit, Stabilität und Gleichheit sowie an der als perfekt oder glücklich erinnerten Kindheit und Jugend. Im Nationalsozialismus waren diese Lebensabschnitte von neuen Freizeitangeboten, intensiven Er-

lebnissen sowie von Abenteuern und Reisen geprägt. In postsozialistischen Erzählungen hingegen werden die immateriellen Wertestrukturen paradoxerweise häufig durch Dinge aus der sozialistischen Warenwelt, die den moralisch überlegenen Charakter sozialistischer Produktion und Distribution verkörpern, symbolisiert. Diese Gegenstände wechseln Kontexte, Rahmen und Bedeutungen, ihre Zuschreibungen ändern sich. Die Erzählmodi der Kontrastfolie und des Abenteurers finden sich in Erzählungen über beide Systeme, Schwank und Anekdote prägen eher das postsozialistische Erzählen. Sie alle, Abenteurer, Schwank und Anekdote, deuten Kränkungen in heimliche Siege um und stellen eine individuelle Antwort auf die offiziellen Heldengeschichten dar, in denen die Männer Soldaten, Helden der Arbeit oder später Kosmonauten waren, aber im sozialistischen Alltag die Garderobenfrauen regierten und keine Gelegenheit gegenseitiger Kränkung ausgelassen wurde.

Der Einfluss positiven Erinnerns an die Zeit der Diktatur auf die aktuellen Identitätsbedürfnisse ist erheblich – und dabei erweisen sich insbesondere Verfahren der Entpolitisierung als politisch relevant. Bilder und Dinge des Alltags sowie die glückliche Kindheit werden zu Symbolen und damit zu Medien des kollektiven Erinnerns. Sie verlieren einen Teil ihrer ursprünglichen Bedeutungen und mutieren zu Stereotypen, die allein dem Zweck des Wiedererkennens und der Aktualisierung geteilter Erfahrungen dienen.<sup>43</sup> Aber auch die ideologischen Postulate der Überlegenheit und der historischen Mission hallen deutlich nach. Es geht in den Erzählungen nicht nur um Glücksmomente, Fortschritte, Freizeitangebote, intensive Erlebnisse, gesellschaftliche Aufstiege durch das Aufbrechen sozialer Klassen, Werte, Lebensphilosophie, Sicherheit und Stabilität, sondern auch um ein Leben im Bewusstsein, auserwählt und Teil einer Mission zu sein. Dabei hatte sich in der Sowjetunion in den letzten Jahrzehnten ihrer Existenz der Glaube an eine kommunistische Weltrevolution längst aufgelöst. Die Erwachsenen hielten die Illusion für die Kinder aufrecht, begannen selbst aber bereits in den angeblich „Goldenen 1970er-Jahren“ zu resignieren. Rückblickend wird dieses Jahrzehnt als eine Zeit des relativen Wohlstands und der Stabilität verklärt, die privates Glück als legitimen Lohn sozialistischer Arbeit verhieß. Dabei herrschte damals vielerorts graue Monotonie und unter der Oberfläche brodelte es: Grigory Freidin hat in seiner Analyse der Konzeptualisten gezeigt, dass die „Soz-Art“, begründet 1972 durch die Künstler „Komar & Melamid“, das Phänomen der Sowjetnostalgie vorweggenommen hat.<sup>44</sup> Das ironische Spiel mit den politischen Losungen, Zeichen und Symbolen der Macht entlarvte diese als hohle Floskeln und machte sie zu Kitsch.<sup>45</sup> Damit wurden sie bereits über ein Jahrzehnt vor dem Ende der Sowjetunion als Symbole verlorener Utopien zu Objekten der Nostalgie. Ein Beispiel

<sup>43</sup> Oushakine: *Nostalgic* (wie Anm. 25).

<sup>44</sup> Gregory Freidin: *Transfiguration of Kitsch. Timur Kibirov's Sentiments. A Farewell Elegy for Soviet Civilization*. In: Marina Balina/Nancy Condee/Evgeny A. Dobrenko (Hg.): *Endquote. Sots-Art Literature and Soviet Grand Style*. Evanston 2000, S. 123–145.

<sup>45</sup> Zum Lächerlich-Machen der erhabenen Symbole durch die „Soz-Art“ vgl. auch Nadkarni/Shevchenko: *Politics* (wie Anm. 20), S. 499. „Komar & Melamid“ antizipierten gewissermaßen den postsozialistischen Gebrauch der ideologischen Ikonen des Sozialismus.

ist der im Beitrag von Tanja Zimmermann erwähnte Zyklus des „nostalgischen sozialistischen Realismus“, den „Komar & Melamid“ 1982/83 im Exil produzierten. Das Doppelselbstporträt als Kindmänner in Pionieruniform mit Fanfare parodiert ein sowjetisches Propagandamotiv. Es kann als Verweis auf die Infantilisierung der Sowjetgesellschaft durch den bevormundenden Staat gelesen werden – und als Kommentar auf die Tatsache, dass sich die vollmundigen Versprechen an die „ausgewählten Kinder“, das „Gefühl der Überlegenheit“, nicht erfüllt, sondern als Lügen entpuppt hatten. Entlarvendes Erzählen und Ironie sollten die erlittenen Kränkungen umkehren und der Gesellschaft einen Spiegel vorhalten. Der Umgang mit Beschämungen war hier kompensatorisch und denunziatorisch zugleich.

### Abstract

This chapter introduces the issues of post-utopian memory and the narration of happiness within totalitarian systems. The end of the Nazi dictatorship in 1945, the disintegration of the Soviet Union in 1990, and the subsequent collapse of the socialist systems in Central Europe and East Germany not only caused a rupture in individual lives but also marked a departure in terms of what was a socially accepted form of remembering. How could positive memories of times be negotiated that were now regarded as “evil”? What could be considered to be a socially accepted memory of dictatorships in other settings? Since fond memories of totalitarian rule could no longer be maintained in public, people retreated to the private sphere to reminisce. This chapter will shed light on how positive memories of Soviet and Nazi rule were negotiated in varying settings; taking a deeper look at the communities, arenas, niches, practices, and modes of memory and narrations.

Research on happiness in totalitarian systems has previously been limited to oral history projects. It is only in recent years that “the private” has become a center of attention in research. The positive remembrance of socialism and its associated nostalgic practices, on the other hand, has been studied in greater detail.

A comparative analysis of the contributions in this volume reveals that nostalgic practices are narratively attached by protagonists to values rather than to material objects: As the present is perceived as deficient, the narrators construe and project a sense of lost security, stability, and equality, and reminisce about a childhood and youth that is perceived as happy. Under National Socialism, these periods of life were characterized by leisure activities, intense new experiences, adventures, and travel. Paradoxically, however, the immaterial value structures in post-socialist narratives are often symbolized by memorabilia of socialist commodities that are supposed to embody the morally superior character of socialist production and distribution. As these objects change in their context, frames, and meaning, their attributions change as well. While modes of contrast and adventure are found in narratives about both systems, the post-socialist narrative tends to be characterized by a reliance on anecdotes.

All of the narrative modes applied – adventure, tale, and anecdote – can turn humiliations into secret victories and represent an individual response to official heroic stories. Men were stylized as soldiers, as heroes of the working class, and later as cosmonauts. When it comes to everyday socialist life, however, one also speaks of the dictatorship of cloakroom attendants, who wielded significant power over access to places such as restaurants, a scenario that left plenty of room for the humiliation of potential customers.

The influence of fond memories of totalitarian rule on current identity needs is considerable – and processes of depoliticization prove, in particular, to be politically relevant. But ideological postulates of superiority and historical mission clearly reverberated both after 1945 and 1989. The narratives were and are not only about moments of happiness, progress, leisure activities, intense experiences, social advancement through the breakup of social classes, values, philosophies of life, security, and stability, but also about living with a sense of having been chosen and part of a mission. Truth-telling – exposing/unmasking the mechanisms of power – and irony (an ironic attitude) are employed to reverse humiliations and to hold up a mirror to society. The narrative use of shaming is both compensatory and denunciatory at the same time.

Das Leben im Nationalsozialismus  
erinnern und erzählen



*Gudrun Brockhaus*

## „Immer ganz unpolitisch ...“

### Positive Erinnerungen an die Zeit des Nationalsozialismus

Nach 1945 wurde es schwierig, sich in der Erinnerung positiv auf den Nationalsozialismus zu beziehen. Dennoch nahmen die „guten“ Erinnerungen an das Regime und die eigene Lebensgeschichte in dieser Zeit breiten Raum bei der NS-Erlebnissgeneration ein. Welche Bedürfnisse steckten hinter dieser „Erinnerungspolitik“? Wie gingen die NS-Zeitgenossinnen und -Zeitgenossen in ihren Erinnerungen mit den moralischen Dilemmata um, die durch die breite Beteiligung der Bevölkerung an den nationalsozialistischen Verbrechen entstanden waren? Was an der NS-Zeit erinnerten sie positiv?

Vielfalt, Widersprüchlichkeit und qualitative Veränderungen der Erinnerungen an die Zeit des Nationalsozialismus von 1945 bis zum Abtreten der Erlebnissgeneration in den letzten Jahren<sup>1</sup> treten im Folgenden zurück gegenüber dem Versuch, einige Hypothesen über typische subjektive Motivlagen in dem erinnernden Umgang mit der NS-Zeit zu bilden.

### Probleme mit der positiven Erinnerung an die NS-Zeit

Jede Art von Erinnerung an den Nationalsozialismus war für die „Volksgenossinnen“ und „Volksgenossen“ nach 1945 schwierig, weil gängige Modelle lebensgeschichtlichen Erinnerns ihre Selbstverständlichkeit eingebüßt hatten: so wurde die Tendenz, die eigene Vergangenheit rückblickend in ein mildes, versöhnliches Licht zu stellen, als fragwürdige Verharmlosungspraxis verdächtig. Die Totalität der deutschen Niederlage und die unter Beteiligung oder Duldung der Deutschen vollzogenen Massenverbrechen des Regimes waren in der unmittelbaren Nachkriegszeit durch Besatzung und Entnazifizierung in der Öffentlichkeit omnipräsent. Auch später blieb die Schwierigkeit einer Integration der Erinnerung an die NS-Zeit in

<sup>1</sup> Zu Vielfalt und Veränderung der NS-Erinnerungen vgl. Malte Thießen: „Von links wird schärfer geschossen“. In: Taz, 26. 7. 2018. <http://www.taz.de/!5523345/> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021). Die interdisziplinäre Multiperspektivität der wissenschaftlichen Bearbeitungen des Themas zeigt der Forschungsüberblick von ders.: Gedächtnisgeschichte. Neue Forschungen zur Entstehung und Tradierung von Erinnerungen. In: Afs 48 (2008), S. 607–634.

die eigene Biografie bestehen, da sich sowohl die DDR als auch die Bundesrepublik – zumindest deklarativ – durch eine radikale Abkehr vom Nationalsozialismus definierten. Der offizielle Bruch mit der NS-Zeit erschwerte den Zeitgenossinnen und Zeitgenossen eine Erzählung von sich selbst als Personen, deren Werte und Grundüberzeugungen Konsistenz und Kontinuität aufweisen.<sup>2</sup>

Vor sich selbst und vor anderen wollte man weder als charakterloser Opportunist, der nun zu den Siegern übergelaufen war, noch als nach wie vor überzeugter Nationalsozialist gelten.<sup>3</sup> Das Bedürfnis, diesen Zuschreibungen zu entkommen, war nicht nur, aber vor allem in der Generation der jungen Erwachsenen, die ihre subjektiv prägendsten Jahre in der NS-Zeit erlebt hatten, verbreitet, wie Thomas Kohut in seiner Studie über Angehörige der bündischen Jugend darlegt.<sup>4</sup>

Der Nationalsozialismus hatte mit seinem Zugriff auf alle Lebensbereiche und die ganze Person nachhaltige Wirkungen auf die Identitätsentwicklung gezeitigt. Noch 1997 kam eine Studie zu dem Ergebnis, dass die „Zeit des Nationalsozialismus für die Generation der 60–80-jährigen einen wichtigen Bezugspunkt ihrer biographischen, politischen und sozialen Identität“ bilde.<sup>5</sup> Für diese überdauernde Bedeutsamkeit sei weniger das kognitive Fortwirken der NS-Ideologie verantwortlich, vielmehr seien die einstigen „Volksgenossinnen“ und „Volksgenossen“ durch emotionale Erlebnisse an diesen Abschnitt ihres Lebens gebunden, auch wenn „sie der NS-Ideologie längst abgeschworen“ hätten.<sup>6</sup> Dass Attraktion und Bindungskraft des Nationalsozialismus vor allem in emotionalen Erlebnisangeboten bestanden, hatte die psychoanalytisch orientierte Sozialpsychologie bereits in der Aufstiegszeit des Nationalsozialismus erkannt und in den Exil-Studien zur Anfälligkeit für faschistische Ideologie empirisch untermauert.<sup>7</sup>

<sup>2</sup> Zum Zusammenhang von Identitätserleben und lebensgeschichtlichen Kontinuitäten vgl. grundlegend Erik Erikson: *Identität und Lebenszyklus*. Frankfurt a. M. 1973 (EA 1959). Wie stark dieser Wunsch nach 1945 in den Entnazifizierungsverfahren wirksam wurde und den Opportunismus und die „Persilscheinmentalität“ konterkarierte, zeigt Hanne Leßau: *Entnazifizierungsgeschichten. Die Auseinandersetzung mit der eigenen NS-Vergangenheit in der frühen Nachkriegszeit*. Göttingen 2020.

<sup>3</sup> Vgl. dazu die Überlegungen von Janosch Steuer/Hanne Leßau: „Wer ist ein Nazi? Woran erkennt man ihn?“. Zur Unterscheidung von Nationalsozialisten und anderen Deutschen. In: *Mittelweg* 36 23 (2014) 1, S. 30–51.

<sup>4</sup> Thomas A. Kohut: *Eine deutsche Generation und ihre Suche nach Gemeinschaft. Erlebte Geschichte des 20. Jahrhunderts*. Gießen 2017.

<sup>5</sup> Harald Welzer/Robert Montau/Christine Plaf: „Was wir für böse Menschen sind!“. *Der Nationalsozialismus im Gespräch zwischen den Generationen*. Tübingen 1997, S. 11.

<sup>6</sup> Ebd. Die Bedeutung des Nationalsozialismus als wichtige, prägende Erfahrung belegt Janosch Steuer: „Ein Drittes Reich, wie ich es auffasse“. *Politik, Gesellschaft und privates Leben in Tagebüchern 1933–1939*. Göttingen 2017. Vgl. die zusammenfassende Darstellung in „Denkweisen und Handlungslogiken rekonstruieren“. Interview mit Janosch Steuer über private Tagebücher im Nationalsozialismus. In: *L.I.S.A. Wissenschaftsportal der Gerda Henkel Stiftung*, 21.11.2017, [https://lisa.gerda-henkel-stiftung.de/denkweisen\\_und\\_handlungslogiken\\_rekonstruieren?nav\\_id=7296](https://lisa.gerda-henkel-stiftung.de/denkweisen_und_handlungslogiken_rekonstruieren?nav_id=7296) (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>7</sup> Theodor W. Adorno u. a.: *The Authoritarian Personality*. New York 1950. Eine zusammenfassende Darstellung dieser frühen Forschung in Gudrun Brockhaus: „Die Phrase hat Blut getrunken

Ausgehend von diesem Befund liegt die Vermutung nahe, dass die NS-Erlebniss- generation ein großes Interesse daran haben musste, diese prägende Lebensphase nicht einer totalen Entwertung anheimzugeben.

Es ging darum, angesichts der Frage nach der eigenen Nähe zu den Verbrechen die moralische Integrität zu schützen, es ging aber auch um die Restitution von Selbstwert und Selbstachtung, die mit der totalen Kapitulation des nationalsozialistischen Deutschlands zur Disposition gestellt waren: Die „Herrenmenschen“ waren von den „Untermenschen“ besiegt worden, das NS-Regime und Hitler wurden nicht nur als verbrecherisch entlarvt, sondern auch als Heimat lächerlicher Großsprecher, inkompetenter Versager, realitätsuntüchtiger Verlierer disqualifiziert. „Das Motiv für die Entwicklung einer Zeit höchster Selbstaufwertung, die sich nun als mit größten Verbrechen unauflöslich verbunden erweist, ist demnach nicht nur Strafangst und Schuldabwehr, sondern auch die Abwehr des Eingeständnisses, daß man macht- und wertlos wurde“, stellten Alexander und Margarete Mitscherlich 1967 fest.<sup>8</sup> Der Untergang des Nationalsozialismus drohte deshalb – so die Analyse der Mitscherlichs –, die mit dem Nationalsozialismus Identifizierten in eine „großartige Ich-Verarmung“ (Freud)<sup>9</sup> und Depression hinunterzureißen, wenn diese Bedrohung des Selbstwertes nicht durch Abwehrmaßnahmen wie Derealisation, Verleugnung, Spaltung, Schuldverschiebung, Affektisolierung verhindert würde.

Die umfassendste Maßnahme stellt nach Alexander und Margarete Mitscherlich die Derealisation der NS-Geschichte, insbesondere die „Sperrung gegen eine Gefühlsbeteiligung“, dar:<sup>10</sup> Die emotionalen Bindungen an die Vergangenheit, die eigene Begeisterung und erst recht die narzisstischen Gewinne aus der Beteiligung an Verfolgung, Ausgrenzung und Vernichtung wurden dabei negiert und aus dem Gedächtnis gestrichen. Christa Wolf benennt in ihrem Roman „Kindheitsmuster“, in dem sie auch den Nachkriegsumgang mit der NS-Zeit beschreibt, die Einmaligkeit und Breite dieser Negation von Geschichte: „Niemals haben Menschen so viel vergessen sollen, um funktionsfähig zu bleiben wie die, mit denen wir leben.“<sup>11</sup> Aber „aus dem Meer des Vergessens“, das auch Lutz Niethammer konstatiert, „heben sich einzelne [...] affektgeladene Erlebnisse [...] und bilden Marksteine im Gedächtnis“.<sup>12</sup> Zu einem großen Teil – so Niethammer – konnten die Erinnerun-

und lebt“. Zur Aktualität früher NS-Analysen. In: dies. (Hg.): Attraktion der NS-Bewegung. Essen 2014, S. 95–114. Die These von der Bindungskraft des Nationalsozialismus über ein emotionales Erlebnisangebot wurde ausgeführt in dies.: Schauer und Idylle. Faschismus als Erlebnisangebot. München 1997.

<sup>8</sup> Alexander Mitscherlich/Margarete Mitscherlich: Die Unfähigkeit zu trauern. Grundformen kollektiven Verhaltens. München 1967, S. 36.

<sup>9</sup> Ebd. zitieren mit dieser Formulierung Sigmund Freuds Überlegungen zu „Trauer und Melancholie“, vgl. Sigmund Freud: Gesammelte Werke. Bd. 10: Werke aus den Jahren 1913–1917. Frankfurt a. M. 1963, S. 442–446, hier: S. 431.

<sup>10</sup> Mitscherlich/Mitscherlich: Unfähigkeit (wie Anm. 8), S. 9.

<sup>11</sup> Christa Wolf: Kindheitsmuster. Darmstadt/Neuwied 1979, S. 358.

<sup>12</sup> Lutz Niethammer: „Normalisierung“ im Westen. Erinnerungsspuren in die 50er Jahre. In: Dan Diner (Hg.): Ist der Nationalsozialismus Geschichte?. Zu Historisierung und Historikerstreit. Frankfurt a. M. 1987, S. 153–184, hier: S. 182.

gen an diese existenziellen Erlebnisse jedoch nicht in die in der Nachkriegszeit öffentlich akzeptierten Muster der Vergangenheitsbearbeitung eingeordnet werden. Für Niethammer stellten sie einen nicht integrierbaren „Erlebnismüll“ dar, welcher „der privaten Bewältigung als eine Art ‚Sickerschacht‘ überlassen“ blieb: „Mit dieser nationalen Last waren die einzelnen und die Beziehungen zwischen den Geschlechtern und Generationen [...] aber überfordert.“<sup>13</sup>

## Möglichkeiten positiver Erinnerungen an den Nationalsozialismus

### *Erinnerungsgemeinschaften*

Gegen diese Privatisierung der Erinnerung an den Nationalsozialismus und die daraus folgende Überlastung der psychischen und sozialen Verarbeitungsmöglichkeiten etablierten sich gemeinschaftliche Formen der Erinnerung, die unterhalb der offiziellen Verdammung der NS-Zeit doch ein positives kollektives Erinnern möglich machten – zum Beispiel in Form der relativ uniform positiven Darstellungen der NS-Zeitgenossinnen und -Zeitgenossen in Romanen, Autobiografien, Illustrierten-, Film- und Fernsehbeiträgen.<sup>14</sup> Zudem bildeten sich Erinnerungsgemeinschaften, etwa an Stammtischen oder bei Veteranentreffen. Nach Dorothee Wierling setzte die Deutungsarbeit an der NS-Zeit schon vor Kriegsende ein: „Die ‚Erzählgemeinschaft‘ der Ehemaligen beginnt offenbar schon in der Kriegsgefangenschaft und hält sich bis heute. Sie ist nicht nur wichtig zur wechselseitigen Versicherung gegenüber den öffentlich dominanten Deutungsangeboten, sondern muß vorgestellt werden als soziales Netzwerk, in dem das Erzählbare bestimmt, geformt und erprobt wird.“<sup>15</sup> Möglich wurde dieser Prozess der Erinnerungsgestaltung und Erprobung von Erinnerungsstrategien, weil sich diese sozialen Netzwerke von konkurrierenden kritischen NS-Erinnerungen abschotten konnten. Erinnerungs- und Erzählgemeinschaften hatten für die NS-Erlebnissgeneration eine herausragende Bedeutung bei der Konstruktion und Aufrechterhaltung positiver und zum Teil elitärer Selbstbilder, wie Franka Maubach am Beispiel der Kameradschaftstreffen der ehemaligen Luftwaffenhelferinnen<sup>16</sup> und Thomas Kohut am Beispiel der Mitglieder des „Freideutschen Kreises“, die ehemals der bündischen

<sup>13</sup> Ebd., S. 183. Die Überforderung in der privatisierten Bearbeitung der NS-Erinnerungen zeigt auch Svenja Goltermann: *Die Gesellschaft der Überlebenden. Deutsche Kriegsheimkehrer und ihre Gewalterfahrungen im Zweiten Weltkrieg*. München 2009.

<sup>14</sup> Vgl. Michael Schornstheimer: *Die leuchtenden Augen der Frontsoldaten. Nationalsozialismus und Krieg in den Illustriertenromanen der fünfziger Jahre*. Berlin 1995; Frank Bösch: *Film, NS-Vergangenheit und Geschichtswissenschaft. Von „Holocaust“ zu „Der Untergang“*. In *VfZ* 55 (2007) 1, S. 1-32. Vgl. des Weiteren die umfangreiche und vielfach kommerziell erfolgreiche Memoiren-Literatur über die NS-Zeit.

<sup>15</sup> Dorothee Wierling: „Übergänge schaffen“. Zum Erzählen und Beschweigen eines „Erfahrungsschatzes“. In: Christian Geulen/Karoline Tschuggnall (Hg.): *Aus einem deutschen Leben. Lesarten eines biographischen Interviews*. Tübingen 2000, S. 37-54, hier: S. 41.

<sup>16</sup> Franka Maubach: *Die Stellung halten. Kriegererfahrungen und Lebensgeschichten von Wehrmachtshelferinnen*. Göttingen 2009.

Jugend angehört hatten und dann „mehrheitlich begeisterte Anhänger des Nationalsozialismus“ geworden waren,<sup>17</sup> nachweisen. Diese Gruppierungen bildeten in der Nachkriegszeit „einen abgeschlossenen Erinnerungskosmos fast ohne Kanäle nach außen“, „eine verschworene Gemeinschaft“,<sup>18</sup> die ein Gruppengedächtnis kultivierte und sich mit der vorherrschenden gesellschaftlichen Erinnerungskultur nicht direkt auseinandersetzte. „Sie hatten seit Jahrzehnten über ihr Leben miteinander gesprochen, ihre Lebensgeschichten gemeinsam verfertigt, modifiziert und sie einander bestätigt.“<sup>19</sup>

Die wechselseitige Beglaubigung der positiven Erinnerungen und des eigenen elitären Status bei diesen Gruppentreffen versah die Mitglieder der Erinnerungsgemeinschaften mit einem großen Selbstbewusstsein.

### *Nicht verantwortlich*

Sabine Moller berichtet 2007 von der – für sie überraschenden – Offenheit der Erzählungen von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen bei Familieninterviews zum Umgang mit der NS-Vergangenheit. Ganz unverhohlen äußerten die Befragten antisemitische Vorurteile, freimütig berichteten sie von der Ermordung sowjetischer Kriegsgefangener.<sup>20</sup> Moller weist jedoch auch darauf hin, dass diese Schilderungen in Defensivstrategien eingebaut und keineswegs als offensive Rechtfertigungen des Nationalsozialismus zu verstehen waren.

Der Freimut, mit dem der NS-Ideologie nahe Positionen geäußert wurden, lässt sich vor dem Hintergrund des fehlenden Selbstverständnisses als politisches Subjekt begreifen: viele – und gerade diejenigen, die in der sozialen Hierarchie niedrig positioniert waren – erlebten sich als so weit von einer Mitgestaltung des politischen Systems entfernt, dass sie gar nicht auf die Idee kamen, sie seien für dieses mitverantwortlich. Auch Renate Wiggershaus berichtete 1984 über Interviews zum Umgang von Frauen mit der NS-Vergangenheit: „Für die [...] interviewten älteren Frauen, die bewußt den Zweiten Weltkrieg erlebten, gilt gleichermaßen, daß sie sich überhaupt nicht (mit)verantwortlich fühlten, daß sie politisch desinteressiert waren und Hilfe von Gott, vom König oder von anderen erwarteten, jedenfalls nicht von sich und von ihresgleichen.“<sup>21</sup> Das NS-Regime hätten sie als schicksalhaft gegebenes Faktum hingegenommen. Diese Haltung einer passiven Akzeptanz

<sup>17</sup> Kohut: Generation (wie Anm. 4), S. 44.

<sup>18</sup> Maubach: Stellung (wie Anm. 16), S. 304.

<sup>19</sup> Kohut: Generation (wie Anm. 4), S. 36.

<sup>20</sup> Sabine Moller im Interview. Siv Stippekoehl: Opa war kein Nazi. Erinnerung in Ost und West, <https://docplayer.org/23022657-Opa-war-kein-nazi-erinnerung-in-ost-und-west.html> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>21</sup> Renate Wiggershaus: Frauen unterm Nationalsozialismus. Wuppertal 1984, S. 109. Lerke Gravenhorst vertrat die Meinung, dass sich in einer männerprivilegierenden Gesellschaft im fehlenden Selbstverständnis der Frauen als „Subjekte der Geschichte“ eine Realität widerspiegle. Lerke Gravenhorst: Moral und Geschlecht. Die Aneignung der NS-Erbenschaft. Ein soziologischer Beitrag zu Selbstverständigen vor allem in Deutschland. Freiburg i. Br. 1997.

könnte die Unbefangenheit ihrer Pro-NS-Äußerungen erklären. Ein ähnliches Erleben dürfte auch die Arbeiter kennzeichnen, deren überraschend positive oder zumindest gemischte Erinnerungen an ihre Erfahrungen während der Zeit des Nationalsozialismus von den Autoren der LUSIR-Studien konstatiert wurden.<sup>22</sup>

Zu einem Selbsterleben als Nicht-Verantwortliche konnte auch die Massierung von Leidens- und Opfererfahrungen in der eigenen Lebensgeschichte beitragen. Kriegsbedingte Traumata, Erfahrungen von Verlust, Flucht, Vertreibung, Vergewaltigung konnten die Identifikation mit dem nationalsozialistischen Deutschland als Opfer feindlicher Angriffe konservieren und in der Leidenskonkurrenz das Mitgefühl für die Opfer des NS-Regimes zum Verschwinden bringen. In gesteigerter Form führte diese Haltung bis hin zu einer Täter-Opfer-Umkehr, bei der sich die Erinnerungsnarrative einer „Wechselrahmung“ bedienten. Mit diesem Wort bezeichnen Harald Welzer, Robert Montau und Christine Pläß „die Inanspruchnahme von Rahmenmerkmalen, die dem historischen Prozess der Verfolgung und Vernichtung der jüdischen Bevölkerung entstammen, für die Darstellung der Leidensgeschichten der ehemaligen Volksgenossinnen und -genossen.“<sup>23</sup> Welzer, Montau und Pläß beschreiben einen Typus, der die NS-Erinnerung insgesamt in dem Opfer-Narrativ unterbringt: „Der Tradierungstyp ‚Opferschaft‘<sup>24</sup> vermag mit-hin eine Sicht der Vergangenheit sicherzustellen, in der die Zeitzeugen als Opfer der Verhältnisse ex ante dem Verdacht enthoben sind, sie könnten Profiteure oder gar Mittäter des nationalsozialistischen Systems gewesen sein.“<sup>25</sup>

#### *Passiv unterworfenene Opfer der NS-Herrschaft – Exkulpierende NS-Konzeptionen*

Sich selbst nicht als Subjekt, sondern als passiv Unterworfenene der Geschichte zu begreifen, muss nicht eine generelle Haltung sein, sondern kann sich auf die NS-Zeit beschränken. Diese passive Selbstdeutung kann durch spezifische Deutungen der NS-Herrschaft befördert werden, zum Beispiel durch die Dämonisierung des Nationalsozialismus als Pest, die Deutschland befallen habe, oder durch den Verweis auf die angeblich winzige Gruppe der exzeptionell Bösen, die für die Verbrechen verantwortlich seien. Derartige Konzeptionen des Nationalsozialismus entließen die übergroße Mehrheit der NS-Zeitgenossinnen und -Zeitgenossen aus ihrer Mitverantwortung und suggerierten, dass diese mit der Etablierung und Stabilisierung des Systems nichts zu tun gehabt hätten.

Ähnliche Wirkung zeitigte das in den 1950er- und 1960er-Jahren vorherrschende totalitaristische Verständnis des Nationalsozialismus. Mit der Betonung von Dik-

<sup>22</sup> Über dieses Ergebnis der LUSIR-Studien berichtet Lutz Niethammer in einem Interview in der Sendung alpha-Forum des Bayerischen Rundfunks am 27.1.2006; vgl. auch den Beitrag von Alexander von Plato in diesem Band über seine allerdings abweichenden Erfahrungen im LUSIR-Projekt.

<sup>23</sup> Welzer/Montau/Pläß: Menschen (wie Anm. 5), S. 214

<sup>24</sup> Welzer, Montau und Pläß unterscheiden fünf „Tradierungstypen“: Opferschaft, Rechtfertigung, Distanzierung, Faszination und Überwältigung; vgl. ebd.

<sup>25</sup> Ebd., S. 158.

tatur, Terror, Willkürherrschaft verschwand der Einzelne als eigenständiges Handlungssubjekt und war moralisch exkulpiert. Das System habe einen in eine bestimmte Position „gesetzt“, zur Parteimitgliedschaft „gezwungen“. So glaubte man für das eigene Handeln, die Karriere, die Mitnahmegewinne, die Beteiligung an Verfolgung, Arisierung et cetera keine persönliche Verantwortung übernehmen zu müssen und gleichzeitig doch die Schritte auf der Karriereleiter auf dem eigenen Positiv-Konto verbuchen zu können.<sup>26</sup>

## Boom der Erinnerungskultur und Überwiegen der Defensivhaltung

Eine offen geäußerte und explizit vertretene positive Erinnerung an die nationalsozialistische Politik fand sich gleichwohl sehr selten. Der öffentliche Umgang mit der NS-Vergangenheit hatte sehr starken Einfluss auf die Themen und die Präsentation der individuellen Erinnerungen. Durch die Etablierung einer kritischen öffentlichen Auseinandersetzung ab den 1970er-Jahren war die Kluft zwischen öffentlichem Diskurs auf der einen sowie der Beschönigung, Exkulpation und Verharmlosung der NS-Vergangenheit im privaten Erinnern auf der anderen Seite immer größer geworden. Die wachsende Akzeptanz der Erinnerungs- und Gedenkkultur an den Nationalsozialismus in der Bundesrepublik ließ den Druck auf die NS-Zeitgenossinnen und -Zeitgenossen ansteigen, sich energisch und eindeutig von der NS-Vergangenheit zu distanzieren und sie moralisch zu verurteilen. Die Untersuchungen zur familialen Kommunikation über NS-Erinnerungen zeigen deutlich, wie stark und durchgängig die NS-Erlebnisgeneration auch im privaten Rahmen unter Rechtfertigungsdruck geriet. 1997 heißt es in einer Studie zum „Gespräch zwischen den Generationen“: „Jegliches Sprechen über die NS-Zeit ist bei den Zeitzeugen von einer legitimatorischen Grundhaltung geprägt, sogar wenn [...] dem jüngeren Gesprächspartner nichts ferner liegt, als den Zeitzeugen anzuklagen oder auch nur kritisch zu befragen – der Schuldvorwurf wird von den Älteren prinzipiell antizipiert.“<sup>27</sup>

Eine biografische Kontinuität und die Aufwertung der eigenen Lebensgeschichte durch positive Erinnerungen an die NS-Zeit generieren zu wollen und gleichzeitig um die durch und durch destruktive Natur des Regimes zu wissen, stellte die Zeitgenossinnen und Zeitgenossen vor ein zunächst unauflösbar scheinendes Dilemma. Dies erklärt auch ihre Anspannung bei Interviews sowie die in ihren Äußerungen häufig spürbare latente Aggressivität. Die positiven Erinnerungen an die NS-Zeit und die fortbestehenden Identifikationen mit Elementen der NS-Ideologie enthal-

<sup>26</sup> So präsentierte ein Interviewter seine Führungsposition in einer NS-Organisation gleichzeitig rechtfertigend als „Hineinschlittern“ und „als verdiente(n), uns heute und ihn selbst damals beeindruckende(n) Aufstieg“. Wierling: Übergänge (wie Anm. 15), S. 43.

<sup>27</sup> Welzer/Montau/Pfaß: Menschen (wie Anm. 5), S. 159. Welzer, Montau und Pfaß haben gezeigt, dass gerade Interviewer aus der Enkelgeneration sich aktiv an der Verfertigung positiver Selbstbilder der NS-Zeitgenossinnen und -Zeitgenossen beteiligten.

ten ein stark defensives Moment, die Befragten nehmen sich in der Position eines Angeklagten gegenüber einem Staatsanwalt beziehungsweise Richter wahr. Um die Last der moralischen Anklage zu mindern, zu brechen oder umzukehren, kamen bestimmte Camouflagetechniken zum Einsatz – sie finden sich regelmäßig in den Aussagen der NS-Zeitzeuginnen und -Zeitzeugen in Interviewstudien, Autobiografien und Medienauftritten. Viele versteckten die nachwirkenden Identifikationen mit NS-Gehalten nicht nur vor der (imaginierten) moralischen Anklage von außen, sondern auch vor sich selber.<sup>28</sup>

Eine Verteidigung des Nationalsozialismus und seiner Verbrechenpolitik fand sich zwar nicht selten, als explizit formulierte Absicht bildete sie aber die große Ausnahme. Mit dem Boom der deutschen Selbstviktimisierung ab der Jahrtausendwende wurde allerdings die durchgängige Defensivhaltung im Sprechen über die NS-Zeit aggressiv infrage gestellt.<sup>29</sup> Die beständige Relativierung der NS-Verbrechensgeschichte ist inzwischen durch den Geschichtsrevisionismus der AfD und anderer erfolgreicher politischer Bewegungen gängige Praxis und „Normalität“ geworden. Diese Entwicklung bestärkte (und bestärkt) die Position, man könne auf die behaupteten positiven Seiten auch der NS-Geschichte stolz sein.<sup>30</sup>

Zeitzeugeninterviews, Autobiografien und Tagebücher machen deutlich, dass die Auseinandersetzung mit der Verbrechensgeschichte für sehr viele Angehörige der NS-Erlebnissgeneration nicht zu einem eigenen Anliegen geworden war. Vielmehr verblieb sie auf der Ebene einer mit Zwang und Anklage assoziierten Forderung von außen.<sup>31</sup>

Auch wenn eine offene Parteinahme für die NS-Herrschaft Tabu war, fanden die ehemaligen „Volksgenossinnen“ und „Volksgenossen“ doch Möglichkeiten, positive Erinnerungen an die NS-Zeit zu pflegen. Die dazu verwendeten Camouflagetechniken dienten zunächst dazu, die moralische Integrität der eigenen Generation zu verteidigen, das heißt: die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen akzeptierten die Verwerflichkeit der NS-Verbrechen und stellten sich selber in eine möglichst weite Distanz zur Politik der Ausgrenzung, Verfolgung und Vernichtung.

<sup>28</sup> Wenngleich sehr fraglich ist, wie weit die Anklage wirklich als „externalisierte Anklage seiner selbst“ zu verstehen ist, womit persönliche Schuldgefühle unterstellt werden; vgl. Klaus Röckerath: „Was sollen wir eigentlich ... festhalten, was gut war?“. Eine psychoanalytische Interpretation. In: Geulen/Tschuggnall (Hg.): *Leben (wie Anm. 15)*, S. 55–73, hier: S. 72.

<sup>29</sup> Vgl. den enormen Erfolg von Jörg Friedrich: *Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg 1940–1945*. München 2002. Das Buch ist von einer aggressiven Anklagehaltung sowohl gegenüber den Alliierten als auch gegenüber dem NS-Gedenken in Deutschland durchdrungen.

<sup>30</sup> Zu diesen Entwicklungen vgl. Henry Bernhard: *Die Zukunft der Vergangenheit*, Deutschlandfunk, 8. 5. 2019, [https://www.deutschlandfunk.de/erinnerungskultur-in-zeiten-des-rechtspopulismus-die.724.de.html?dram:article\\_id=448267](https://www.deutschlandfunk.de/erinnerungskultur-in-zeiten-des-rechtspopulismus-die.724.de.html?dram:article_id=448267) (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>31</sup> Im Nachhinein scheint es jedoch, dass mehr als die Tabuisierung der positiven Bezüge auf den Nationalsozialismus nicht erreicht werden konnte. Diese These wird ausgeführt in Gudrun Brockhaus: *Nicht unsere Geschichte. Anhaltende Überforderung durch die NS-Vergangenheit*. In: *Psychotherapeut* 63 (2018) 1, S. 38–48.

*Positive Erinnerung als Widerstand gegen die „ungerechte Anklage“*

Die Selbstdeutung als Angeklagter ist seit 1945 als wirksame Camouflage positiver Bezüge auf den Nationalsozialismus genutzt worden. Hierbei wurde ein grausamer, ungerechter, ahnungsloser und unerbittlicher Ankläger konstruiert, der die NS-Zeitgenossinnen und -Zeitgenossen verfolgte und dabei selber „Nazi-Methoden“ anwende. In einer solchen Sicht mussten die guten Erinnerungen an die NS-Zeit nicht mehr gerechtfertigt werden. Sie wurden zu einem Teil des gerechten Abwehrkampfes von David (= die an den Pranger gestellten NS-Zeitgenossinnen und -Zeitgenossen) gegen Goliath (= früher: die Alliierten und die Emigranten als Ankläger eines kollektiv für schuldig erklärten deutschen Volkes; heute: der „Political-Correctness-Terror“ und „Schuldkult“ der Herrschenden). Die Aggressivität, mit der die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen auf die (häufig gar nicht erfolgte) Schuldzuweisung und Anklage reagierten, band die Emotionen in der Zurückweisung des Vorwurfs. Indem sie sich über die Maßlosigkeit der Anklage und der Ankläger erregten und mit der Zurückweisung der Vorwürfe das moralische Problem eskamotierten, entstand für sie ein Schutzraum, in dem die eigenen positiven Erinnerungen ohne jedwede moralische Infragestellung als überlegen, authentisch und wahr existieren und gedeihen konnten. Sie wurden zu den Erinnerungen des aufrechten „kleinen Mannes“, der sie in einem Akt des mutigen Widerstands gegen die Mächtigen verteidigte.

*„Aber die Autobahnen ...“*

Die während der NS-Zeit gemachten Erfahrungen wurden in „gute“ und „schlechte“ aufgespalten. Es hieß: „Aber damals herrschte noch Ordnung, Anstand, Gemeinschaftsgeist, Idealismus“. In dem „Aber“ war einmal mehr ein Ankläger unterstellt, der einen zwingen wolle, die NS-Zeit insgesamt als ausschließlich „schlecht“ und „böse“ zu verdammen. Im Kontrast dazu gerierte sich der Zeitzeuge als der Experte und Richter, der scheinbar neutral das unterkomplexe Bild der NS-Zeit korrigierte und die positiven Seiten anführte. Die Aufspaltung in „gute“ und „böse“ Seiten ermöglichte also, sich von moralischen Zweifeln unbehelligt der positiven Seite zuzuwenden und die negative (die der Feind schon ausreichend behandelt habe) zu vergessen.

In einer Umfrage des „Stern“ im Jahr 2007 zeigten sich 25 Prozent der Befragten davon überzeugt, dass der Nationalsozialismus auch „gute Seiten“ gehabt habe.<sup>32</sup>

Ein ähnliches Mittel zur Verteidigung der positiven Erinnerungen war die Aufspaltung des „Dritten Reichs“ in „gute“ (meist 1933–1940/41) und „schlechte“ Zeiten (1940/41–1945), wobei die „guten“ Zeiten als fast gar nicht vom Nationalsozialismus kontaminiert dargestellt wurden und es den Anschein hatte, als hätten die Nationalsozialisten die Herrschaft erst nach Stalingrad übernommen.

<sup>32</sup> Stefan Schmitz: Stern-Umfrage. Hatte die NS-Zeit gute Seiten?. In: Stern, 16.10.2007, <https://www.stern.de/politik/deutschland/stern-umfrage-hatte-die-ns-zeit-gute-seiten--3228902.html> (letzter Zugriff am 4.2.2021).

„Volksgemeinschaft light“<sup>33</sup> – ohne Verbrechen

Das Kappen der Verbindung zur Verbrechen­sgeschichte war das erste und wichtigste Mittel, um die „guten“ – das heißt: Selbstwert und moralische Integrität stiftenden – Erinnerungen an die Zeit des Nationalsozialismus zu retten. Die Exklusions-, Verfolgungs- und Vernichtungspolitik des Regimes tauchte in den Erinnerungen kaum auf. Die alltägliche und omniprésente Gewaltsamkeit war vergessen. Diese Amnesie zeigt für Malte Thießen, „wie eng sinnstiftende Selbstbilder und Selbstrechtfertigung beisammen liegen. Denn was bedeutet es eigentlich, wenn ausgerechnet das ‚Dritte Reich‘ als verhältnismäßig verbrechenlose Zeit erinnert wird?“<sup>34</sup>

Die Ordnungs- und Sicherheitspolitik des Nationalsozialismus waren die Favoriten in den positiven Erinnerungen: „Zu den angeblich positiven Erinnerungen an den Alltag des ‚kleinen Mannes‘ während des Dritten Reiches gehören immer wieder Sprüche wie: Damals habe es keine Kriminalität gegeben, damals seien die Arbeitsscheuen von der Straße gebracht worden, damals habe man unbesorgt seine Wäsche auf der Leine hängen lassen können und überhaupt habe es damals noch Ordnung und Disziplin gegeben.“<sup>35</sup> Diese deutschen Werte und preußischen Sekundärtugenden seien doch keineswegs durch ihre Pflege im „Dritten Reich“ entwertet, im Gegenteil – so befanden viele nach 1945.<sup>36</sup>

Dagegen stellt Detlev Peukert klar, dass der NS-Ordnungspolitik Gewaltsamkeit immer schon eingeschrieben war: „Die erwähnten Erinnerungen [...] beziehen sich doch alle auf bestimmte gewalttätige Maßnahmen der Nationalsozialisten im Alltag: auf die KZ-Einweisungen sogenannter Arbeitsscheuer und Krimineller; auf die fortgesetzte Inhaftierung sogenannter Gewohnheitsverbrecher; auf die ‚Säuberung‘ der Straßen von Landstreichern, Landfahrern und Zigeunern; auf eine Ordnung, die den Einsatz von Terror nicht verbarg; auf eine Disziplin, die dem Einzelnen oft genug das Rückgrat brach.“<sup>37</sup> In den Erinnerungen war der Nationalsozialismus von dieser omniprésente und alltäglichen Gewaltsamkeit befreit. Die Erinnerungen folgten den „Grundzügen des Drehbuchs, das ‚Kraft durch Freude‘ und andere Propagandaphantasien vom ‚Leben im Dritten Reich‘“ beinhaltete.<sup>38</sup>

Zurück blieb eine „Volksgemeinschaft light“, die ihre Strahlkraft behalten hatte.

<sup>33</sup> Malte Thießen: *Schöne Zeiten?. Erinnerungen an die „Volksgemeinschaft“ nach 1945*. In: Frank Bajohr/Michael Wildt (Hg.): *Volksgemeinschaft. Neue Forschungen zur Gesellschaft des Nationalsozialismus*. Frankfurt a. M. 2009, S. 165–187, hier: S. 184.

<sup>34</sup> Ebd., S. 182; auf diesen Kontrast zwischen der terroristischen Ordnung und der Erinnerung an die Kriminalitätslosigkeit verweist auch Detlev Peukert: *Alltag und Barbarei. Zur Normalität des Dritten Reiches*. In: Diner (Hg.): *Nationalsozialismus (wie Anm. 12)*, S. 51–61.

<sup>35</sup> Peukert: *Alltag (wie Anm. 34)*, S. 56.

<sup>36</sup> Mitscherlich/Mitscherlich: *Unfähigkeit (wie Anm. 8)*, S. 28.

<sup>37</sup> Peukert: *Alltag (wie Anm. 34)*, S. 56.

<sup>38</sup> Christian Geulen: *„Verzeihung, aber so war’s ...“*. Historische Spuren einer biographischen Erzählung. In: ders./Tschuggnall (Hg.): *Leben (wie Anm. 15)*, S. 101–120, hier: S. 117.

## „Immer ganz unpolitisch ...“

Die Verwendung eines äußerst engen und negativen Verständnisses von Politik erlaubte die Verleugnung des politischen Kontextes. Die Ausweitung der Politik auf alle Lebensbereiche und die Einebnung der Grenze von Öffentlichem und Privatem waren zentrale Anliegen des Nationalsozialismus. Die Schaffung eines Neuen Menschen und einer gesellschaftlichen Wiedergeburt erforderte ein umfassendes, persönliches Engagement der „Volksgenossinnen“ und „Volksgenossen“: Eheschließung, Familienplanung, Eintopfessen, Begrüßungsrituale, Spendenverhalten, Erziehung, Sport, Gesundheitsvorsorge, Freizeitgestaltung und vieles mehr erfuhr eine Politisierung. In ganz unterschiedlichen Lebensbereichen wurden, wie Janosch Steuer zeigt, politische Inhalte dringlich an alle „Volksgenossinnen“ und „Volksgenossen“ herangetragen.<sup>39</sup> Ebenso konsequent wurde nach 1945 mit den „schönen Erinnerungen“ eine Entpolitisierung des eigenen Lebens in der NS-Zeit betrieben. Heidi Rosenbaum arbeitet die scharfe „Trennung zwischen privatem Leben und dem Nationalsozialismus“ heraus.<sup>40</sup> Sätze wie: „Es war alles ganz unpolitisch“, „ich war immer ganz unpolitisch“ fanden sich in nahezu allen Positiv-Erinnerungen an die NS-Zeit. Die Politisierung auch des Alltagsverhaltens wurde von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen für unwichtig und unwirksam erklärt. So zitieren Welzer, Montau und Plaß die interviewte Frau B. mit den Worten: „Man sagte zwar ... ‚Heil Hitler‘. Aber das war genauso, als wenn Sie sagen: ‚Grüß Gott‘.“<sup>41</sup>

Als un- oder vorpolitisch eingeordnet wurden nicht nur die klassisch privaten Bereiche. Auch in der HJ, in den Schulungslagern, im Arbeitsdienst, im Militär und während des Kriegs hätten angeblich unpolitische, als ausgesprochen positiv erlebte und den Kern der positiven Erinnerungen ausmachende Gehalte im Vordergrund gestanden.<sup>42</sup> „Obwohl die Hitlerjugend wie auch der Reichsarbeitsdienst die Funktion hatten, [...] aus jungen Deutschen Nazis zu machen [...], bestanden Zeitzeugen in ihren Interviews darauf, dass diese nationalsozialistischen Massenorganisationen [...] genauso apolitisch gewesen seien wie sie selbst.“<sup>43</sup> Das Jungvolk wurde zum Teil der bündischen Jugend deklariert und „der Rassismus quasi zum Mitläufer einer im Kern unpolitischen Jugendarbeit erklärt“.<sup>44</sup>

Als ein Beispiel unter vielen, die diese Negierung des Politischen belegen, können die von Margarete Dörr erhobenen Erinnerungen an die Jungmädchenzeit gelten: „Die meisten Mädchen waren sehr gern bei den Jungmädern. Sie erinnern sich heute fast gar nicht mehr an ‚das Politische‘; viele sagen dezidiert: ‚Da war nichts Politisches‘.“<sup>45</sup>

<sup>39</sup> Steuer: Drittes Reich (wie Anm. 6).

<sup>40</sup> Heidi Rosenbaum: „Und trotzdem war’s ‘ne schöne Zeit“. Kinderalltag im Nationalsozialismus. Frankfurt a. M. 2014, S. 631.

<sup>41</sup> Welzer/Montau/Pläß: Menschen (wie Anm. 5), S. 184.

<sup>42</sup> Vgl. auch Ulrike Jureit: Ein Traum in Braun. Über die Erfindung des Unpolitischen. In: Geulen/Tschuggnall (Hg.): Leben (wie Anm. 15), S. 17–36.

<sup>43</sup> Kohut: Generation (wie Anm. 4), S. 231.

<sup>44</sup> Wierling: Übergänge (wie Anm. 15), S. 43.

<sup>45</sup> Margarete Dörr: Der Krieg hat uns geprägt. Wie Kinder den Zweiten Weltkrieg erlebten. Bd. 1. Frankfurt a. M./New York 2007, S. 79.

Das Politische war nur der „selbstverständliche“, nicht im Fokus der Aufmerksamkeit stehende, unhinterfragte „Rahmen für das, was wirklich Spaß machte“: „Spielen, Singen (‚Justige Lieder!‘), Basteln, wobei viel Praktisches gelernt wurde, Vorlesen, Feste feiern, Sport, auch Aufgaben übernehmen, mit denen man Freude machen kann, wie z. B. Sammeln oder Singen für verwundete Soldaten im Lazarett. Auch die gute Kameradschaft und nette Führerinnen werden von vielen positiv erwähnt.“<sup>46</sup> Für Kohut ist die hier beschriebene Vermittlung der NS-Ideologie in vermeintlich unpolitischen Formen der Grund, warum viele nicht verstanden, „dass ihre Aktivitäten in diesen Organisationen eine politische Dimension besaßen. Im Grunde hielten sie den Nationalsozialismus an sich für apolitisch, und tatsächlich bemühten sich die Nazis, mit „Politik“ bzw. dem, was die Deutschen unter dem Begriff verstanden ‚Schluss zu machen‘.“<sup>47</sup> Nach Thomas Kohut war für die von ihm untersuchten „Freideutschen“ der Nationalsozialismus insgesamt nicht als politisches Regime zu charakterisieren. „Stattdessen setzten sie ‚Politik‘ mit ‚Weimarer Republik‘ in eins und lehnten beides ab.“ Ihr Ergebnis sei gewesen, „die Politik pauschal als eigennützigem, spalterischen Kuhhandel zu verwerfen“.<sup>48</sup>

*Positive Erinnerung an die NS-Zeit als Kontrastfolie zur Gegenwart*

Die positiven Erinnerungen an die Zeit des Nationalsozialismus dienten nicht nur zur rückblickenden Konstruktion einer stimmigen, Selbstwert und moralische Integrität erhaltenden biografischen Erzählung, sie stellten – so zeigen die vielen relationalen Formulierungen („damals gab es noch ...“) – auch eine Kritik an der Gegenwart dar, die als von Verlust und Niedergang geprägt beschrieben wurde. Am Nationalsozialismus ließen „sich soziale Probleme und Bedürfnisse der Gegenwart erzählen und erklären“.<sup>49</sup>

Das Leuchten der Vergangenheit entstand aus der Kontrastierung mit der dunklen Gegenwart, nicht aus der unmittelbaren Erinnerung an Begeisterung und positive Erfahrungen. Die NS-Geschichte fungierte, wie Malte Thießen formuliert, als „große Projektionsfläche für gegenwärtige gesellschaftliche Fragen“<sup>50</sup> – das machte ihre Attraktivität aus. Zeitzeuginnen und Zeitzeugen zogen nicht selten „Vergleiche zwischen der Leistungsfähigkeit der nationalsozialistischen und der bundesrepublikanischen Gesellschaft“, die zu Gunsten des Nationalsozialismus ausgingen, wie auch Welzer, Montau und Pläß konstatieren.<sup>51</sup> Das NS-System galt als „ein Lehrfall für die Gegenwart“. Für die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen symbolisierten die technischen Leistungen sowie die wirtschafts- oder ordnungspolitischen Maßnahmen die nach wie vor gültige Überlegenheit des politischen Systems. „Ihre Affirmation steht im Zusammenhang mit der potentiellen Effizienz, die der Natio-

<sup>46</sup> Ebd.

<sup>47</sup> Kohut: Generation (wie Anm. 4), S. 232.

<sup>48</sup> Ebd., S. 119.

<sup>49</sup> Thießen: Zeiten (wie Anm. 33), S. 179.

<sup>50</sup> Ebd., S. 177.

<sup>51</sup> Welzer/Montau/Pläß: Menschen (wie Anm. 5), S. 186.

nalsozialismus für die Zeitzeugen auch in der Gegenwart noch hat. In gesellschaftlichen Problemzonen verspricht er ihnen Lösungen, die soziale Defizite prompt beseitigen können.“ Die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen verweisen dabei auf ihre eigenen Erfahrungen: „Das eigene Erleben belegt den Erfolg mit fragloser Evidenz.“<sup>52</sup>

### Was wird positiv erinnert?

Gerade weil die positiven Erinnerungen an den Nationalsozialismus in der Regel nicht einem öffentlichen Diskurs unterlagen, sind sie einerseits von großer Vielfalt und durch die spezifischen aktuellen und vergangenen Lebenslagen der jeweiligen Zeitzeuginnen und Zeitzeugen geprägt. Andererseits überrascht, dass trotz sehr unterschiedlicher sozialer Gruppenzugehörigkeit ähnliche Positiva genannt wurden. Drei Motive in den positiven Erinnerungen scheinen besonders bemerkenswert:

#### *Effektives Krisenmanagement*

Positiv erinnert wurde, dass der Nationalsozialismus eine überlegene Antwort auf Modernisierungsfolgen und -krisen geliefert habe.

Der Autobahnmythos verwies mit seinem zentralen Bestandteil, der Bau der Autobahnen habe das Problem der Arbeitslosigkeit gelöst, auf die zentrale Bedeutung des Versprechens von sozialer Absicherung, aber auch auf das zügige, visionäre, effektive und technisch innovative Anpacken von Problemen.

Gegen Chaos, Wirrnis, Verunsicherung, Bedrohung durch Fremdes oder Infragestellungen der bürgerlichen Wertvorstellungen setzte der Nationalsozialismus die Herstellung von Ordnung und öffentlicher Sicherheit mittels radikaler Maßnahmen. Angesichts von gegenwärtig aktuellen virulenten Ängsten vor Isolation, Konkurrenz, Vereinsamung und gesellschaftlicher Spaltung stellte sich die nationalsozialistische „Volksgemeinschaft“ in der Rückprojektion als Hort von Zusammenhalt, Kameradschaft, Hilfsbereitschaft und sozialer Gleichheit dar. Die Realität zum Beispiel von Plünderungen oder von Konkurrenz um knappe Ressourcen nach den Bombardierungen Hamburgs wurde geleugnet und stattdessen emphatisch die angeblich heile Welt der „Volksgemeinschaft“ im Krieg behauptet: „Wir teilten alles. Einer half dem anderen!“<sup>53</sup> Die Erinnerungen wurden verwendet als „Kontrafolie zur heutigen Zeit, in der es nach Ansicht der Zeitzeugen keinen Zusammenhalt, keine Kameradschaft oder gegenseitige Hilfe“ mehr geben würde.<sup>54</sup>

<sup>52</sup> Ebd., S. 193.

<sup>53</sup> Zitiert nach Thießen: *Zeiten* (wie Anm. 33), S. 180.

<sup>54</sup> Ebd., S. 179.

Zudem wurde die Beziehung zwischen der politischen Führung und dem Volk während des „Dritten Reichs“ als empathisch und symbiotisch idealisiert: „Die NS-Führung wußte [...] um die Bedürfnisse der Bevölkerung und konnte sie befriedigen. In der Gegenwart sehen die Zeitzeugen solchen Einklang zerstört: Politiker und Bevölkerung sind einander entfremdet.“<sup>55</sup>

### *Intensität der Erlebnisangebote*

Die defensive Abwehrhaltung mit den daraus folgenden absichernden Exkulpationstechniken ließ vor allem die positiven Erinnerungen in den Vordergrund treten, die wie die oben genannten von unverdächtiger Harmlosigkeit waren, weil sie breit akzeptierte Bedürfnisse nach Ordnung, Solidarität und Harmonie formulierten. Weniger offen sprachen die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen über ihre Erinnerungen an den Nationalsozialismus als „große Zeit“, an das Miterleben von Überschreitungen des Alltags in eine Welt des Grandiosen und Exceptionellen. Der Nationalsozialismus hatte sich als ein Regime geriert, in dem das Unmögliche möglich werde. Er machte Grenzüberschreitung zu seinem innersten Prinzip, präsentierte sich als „Zeit der unbegrenzten Möglichkeiten“.<sup>56</sup>

Im Vergleich mit der grauen Weimarer „Systemzeit“, aber eben auch mit der unglamourösen, „langweiligen“ Bundesrepublik, erschien der Nationalsozialismus als eine Zeit interessanter, intensiver, aufregender, pausenloser Erlebnisangebote. Dies galt sogar für die Erfahrung des Kriegs, der in den Erinnerungen der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen zum Teil als aufregende Abenteuerreise beschrieben wurde. erinnert wurden Zeltlager mit der Hitlerjugend, das Fliegen von Segelfluggzeugen, das Motorradfahren, das gemeinsame Singen, die Sportereignisse, die KdF-Reisen, die Reichsparteitage, die Siegesfeiern, die Kriegskameradschaft, Autos und andere technische Innovationen sowie das Durchbrechen althergebrachter Hierarchien. Die Darstellung der Vergangenheit war vom Gefühl des Aufbruchs und der Erneuerung durchzogen. Zudem erinnerten sich die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen eindrucklich an die Stilisierung und Ästhetisierung der politischen Botschaften: die Fackelzüge, die Uniformen, die Aufmärsche, die Massenchoreografien, die Filme, die Musik. Im Rückblick dominierte das Heraustreten des Einzelnen aus dem Alltag in eine Welt permanenter Feiern, Sondermeldungen und immer neuer Aktivitäten, die die Menschen in Atem gehalten hatten. Dabei war der Einzelne nicht Zuschauer geblieben, sondern selber zum Akteur geworden. So berichtet Gisela Miller-Kipp über den BDM: „Mobilisiert wurde physisch (‚körperliche Ertüchtigung‘ und ‚Gesundheitsdienst‘) und psychisch (Leistungsappelle, Einsatzpropaganda) in Permanenz: der BDM war kontinuierlich in ir-

<sup>55</sup> Welzer/Montau/Plaf: Menschen (wie Anm. 5), S. 188.

<sup>56</sup> Geulen: Verzeihung (wie Anm. 38), S. 119. Dieser Gedanke findet sich im Anschluss an Alexander und Margarete Mitscherlich ausformuliert in Gudrun Brockhaus: „Der Traum, einer Herrenrasse anzugehören“. „Die Unfähigkeit zu trauern“ als Beitrag zur NS-Forschung. In: Psyche 11/2019, S. 908–937.

gendeinem ‚Einsatzdienst‘. Dies hielt die Mädchen gleichsam unter Hochspannung, wobei sie bis an die Grenzen ihrer körperlichen und seelischen Leistungsfähigkeit belastet wurden.“<sup>57</sup> Der Stolz auf die großartigen, übermenschlichen Leistungen prägte die Erinnerungen an die NS-Zeit: vom Bau der Autobahnen – den „Pyramiden des Dritten Reichs“<sup>58</sup> – bis zum Durchhaltevermögen in Stalingrad und in den Schrecken des Kriegsendes. Als „triumphierend“ bezeichnet Thomas Kohut den stolzen Gestus der weiblichen „Freideutschen“ in den Interviews über das Grauen des Kriegsendes, das „für die Frauen intensive, sogar erhebende Erfahrungen“ bereitgehalten habe.<sup>59</sup>

„Der faktischen Permanenz des Ausnahmezustands entsprach eine Kultur der Einübung in ihn“, so Christian Geulen.<sup>60</sup> Diese Kultur der Dauererregung habe die Beziehung zur Alltagsrealität und zum Umgang mit ereignisarmer Zeit beschädigt, denn „einen normalen Alltag scheint es nach Herrn Wildts [eines interviewten Zeitzeugen; Anm. der Verfasserin] Erinnerung in den 30er Jahren nicht gegeben zu haben. [...] [O]b auf der Ebene des Erzählten oder der Erzählung: nur das Besondere, das Außeralltägliche zählt“.<sup>61</sup> In den Erinnerungen blieb das Außeralltägliche haften – auch wegen der medialen Präsentation, zum Beispiel den „glanzvollen[n] Bilder[n] in den Wochenschauen“. „Diese Gestaltungen weckten das kollektive Empfinden, an etwas Enormem teilzuhaben, für das man dem Regime dankbar sein muß.“<sup>62</sup>

Und dieses Gefühl, Teil von etwas Exzeptionellem gewesen zu sein, vermittelten die NS-Zeitzeuginnen und -Zeitzeugen in der Nachkriegszeit auch an ihre Kinder: „Den Kriegskindern [...] wurde zu verstehen gegeben, dass es vor ihnen in der Nazizeit so viel bedeutsames Leben gegeben habe“,<sup>63</sup> das sie als Nachfahren niemals einholen könnten.

### *Selbstwirksamkeit, Grandiosität und Machtlust*

In scharfem Kontrast zum Bild von absolutem Gehorsam, Unterordnung und Aufgabe der eigenen Persönlichkeit, mit dem viele die NS-Diktatur assoziieren, standen Erinnerungen an die eigene Bedeutsamkeit und Wirkmächtigkeit.

Damals habe der Einzelne gezählt, Leistungen seien anerkannt und Privilegien aus sozialer Höherstellung abgebaut worden, in der Volksgemeinschaft seien Füh-

<sup>57</sup> Gisela Miller-Kipp: Der Bund Deutscher Mädel in der Hitlerjugend. In: Ulrich Herrmann (Hg.): „Die Formung des Volksgenossen“. Der „Erziehungsstaat“ des Dritten Reiches. Weinheim/Basel 1985, S. 189–205, hier: S. 193.

<sup>58</sup> Rainer Stommer (Hg.): Reichsautobahn. Pyramiden des Dritten Reiches. Marburg 1982.

<sup>59</sup> Kohut: Generation (wie Anm. 4), S. 224, S. 223.

<sup>60</sup> Geulen: Verzeihung (wie Anm. 38), S. 114.

<sup>61</sup> Ebd.

<sup>62</sup> Welzer/Montau/Platz: Menschen (wie Anm. 5), S. 187.

<sup>63</sup> Heinz Bude: Adorno für Ruinenkinder. Eine Geschichte von 1968. München 2018, S. 113.

rungspositionen für alle erreichbar gewesen, der „kleine Mann“ habe etwas gegolten.<sup>64</sup>

Durchaus keine Ausnahme bildet das Urteil der in der NS-Zeit 7- bis 20-jährigen Eva Sternheim-Peters, sie habe sich „in den 40 Jahren seit dem Ende der Hitler-Diktatur niemals wieder so intensiv als freies, politisch denkendes und handelndes Wesen, als verantwortungsvolle [...] Trägerin politischen Geschehens gefühlt“.<sup>65</sup> Ähnlich fasst Nori Möding die Erinnerungen von Frauen an ihre Jugend während der NS-Zeit zusammen. Diese zeugte von dem „Selbstverständnis einer schon früh verantwortlichen und idealistischen Persönlichkeit“.<sup>66</sup> Und Thomas Kohut zitiert aus einem Interview mit einem Angehörigen des „Freideutschen Kreises“, in dem dieser über seine Erfahrung als junger Erwachsener im Nationalsozialismus sagt: „Wir werden endlich gebraucht, wir können irgendwo mitmachen, wir können unserem Volk helfen. Das haben die [gemeint: die Nationalsozialisten; Anm. der Verfasserin] fertig gebracht. Das war eigentlich mein Hauptgedanke.“<sup>67</sup>

Solche Erinnerungen bezogen sich vor allem auf die Kinder- und Jugendorganisationen des Nationalsozialismus. Dort galt, so Gisela Miller-Kipp: „Motiviert wurde über ein ‚verlockendes‘ Angebot. Dessen psychologische Basis war ‚Selbstführung‘, sein materieller Kern: Beteiligung (insbesondere über Führungsaufgaben), Forderung (insbesondere durch Vorbilder, Leistungswettkampf und Einsatzaufgabe) und Förderung (vor allem für die männliche Jugend). [...] Eine Wirkung in Richtung Selbstbewußtsein und Persönlichkeitsbildung konterkarierte Disziplinierung.“<sup>68</sup>

Welzer, Montau und Pläß zitieren ein HJ-Mitglied mit den Worten: „... du wurdest gefordert als Person (Hm-m). Als als Du. (Mh) Nich’ nich’ als Massenartikel, den man austauschen kann.“<sup>69</sup> In ihren Erinnerungen bestätigte dies auch eine ehemalige BDM-Führerin: „Ich hab mich da zu einem selbständigen Menschen entwickelt.“<sup>70</sup> Und ein Jungvolk-Führer erinnerte sich an das vorher nicht gekannte wie nachher nicht mehr erlangte Gefühl von Selbstwirksamkeit, die seine Position ermöglicht habe: In der Interview-Zusammenfassung heißt es, „daß seine Zeit beim Jungvolk die schönste Zeit seiner Jugend gewesen sei, in der er wie kaum vorher oder nachher ‚etwas bewegen‘ hätte können.“<sup>71</sup>

<sup>64</sup> Kohut: Generationen (wie Anm. 4), S. 195 zitiert aus den Erinnerungen, der Nationalsozialismus sei die „Feier der kleinen Leute“ gewesen.

<sup>65</sup> Eva Sternheim-Peters: Die Zeit der großen Täuschungen. Mädchenleben im Faschismus. Bielefeld 1987, S. 106.

<sup>66</sup> Nori Möding: „Ich muß irgendwo engagiert sein – fragen Sie mich bloß nicht, warum“. Überlegungen zu Sozialisationserfahrungen von Mädchen in NS-Organisationen. In: Lutz Niethammer/Alexander von Plato (Hg.): „Wir kriegen jetzt andere Zeiten.“ Auf der Suche nach den Erfahrungen des Volkes in nachfaschistischen Ländern. Berlin/Bonn 1985, S. 263.

<sup>67</sup> Kohut: Generation (wie Anm. 4), S. 197.

<sup>68</sup> Miller-Kipp: Bund Deutscher Mädels (wie Anm. 57), S. 192f.

<sup>69</sup> Zitiert nach Welzer/Montau/Pläß: Menschen (wie Anm. 5), S. 196.

<sup>70</sup> Möding: Überlegungen (wie Anm. 66), S. 262.

<sup>71</sup> Geulen: Verzeihung (wie Anm. 38), S. 110.

Diese Erinnerungen an angebliche Autonomie, Individualität und Selbstbewusstsein provozieren, weil sie in extremer Weise die Verbrechenseite des NS-Regimes ausklammern.

Noch provokanter wirken Erinnerungen, die ohne Anflug eines schlechten Gewissens „Herrenmenschen“-Gebaren gegen gesellschaftlich geächtete Schwache, psychisch Kranke, Polen, Russen, „Partisanen“, Zwangsarbeiter, „Zigeuner“ oder „Asoziale“ thematisieren. Möglich wurde dies durch die nach 1945 fortgesetzte Diskriminierung dieser Gruppen – sie galt nicht als unmoralisch und war nicht mit dem Negativ-Etikett „nationalsozialistisch“ belegt, wie Ulrich Herbert exemplarisch am Schicksal der „Fremdarbeiter“ aufgezeigt hat.<sup>72</sup>

In diesen Erzählungen trat zutage, dass die positive emotionale Bindung an den Nationalsozialismus in hohem Maße aus seinem „Herrenmenschen“-Angebot erwuchs, das bestrafungs- und reueloses Ausleben von Macht- und Überlegenheitsfantasien ermöglichte. Für den durchschlagenden Erfolg des „Herrenmenschen“-Angebots im Nationalsozialismus gibt es eine Fülle von Belegen: In Bezug auf viele Individuen, Gruppierungen und auf unterschiedlichsten Ebenen der NS-Gesellschaft finden sich Fantasien unbeschränkter Herrschaft, des Auskostens von Macht, des Auspielens von Überlegenheit sowie des Genusses der Demütigung von geächteten Opfern.<sup>73</sup> Vor allem die Kriegszeit „brachte auch den kollektiven Aufstieg zum ‚Herrenvolk‘, den die Deutschen durchaus real, wenngleich befristet erlebten – als Soldaten in den besetzten Ländern, zu Hause gegenüber dem Sklavenheer der Fremdarbeiter und Kriegsgefangenen“.<sup>74</sup>

Alexander und Margarete Mitscherlich stellen in ihrer Analyse der emotionalen Bindungsmomente im Nationalsozialismus fest: „Lust aus dem Agieren infantiler Omnipotenzphantasien“<sup>75</sup> zu gewinnen, wurde möglich, weil dieses Agieren nicht als radikale Egozentrik imponierte, sondern als opferbereiter Dienst an der „Volksgemeinschaft“ ausgegeben werden konnte. „Man wollte keine persönliche Macht

<sup>72</sup> Ulrich Herbert: Geschichte der Ausländerpolitik in Deutschland. Saisonarbeiter, Zwangsarbeiter, Gastarbeiter, Flüchtlinge. München 2001. Zum fortdauernden Antiziganismus vgl. Markus End: Antiziganismus in der deutschen Öffentlichkeit. Strategien und Mechanismen medialer Kommunikation. Heidelberg 2014; zu „Asozialen“ vgl. Frank Nonnenmacher: Anerkennung von „Asozialen“ und „Berufsverbrechern“ als Opfer des Nationalsozialismus, change.org, <http://www.change.org/p/deutscher-bundestag-erkennung-von-asozialen-und-berufsverbrechern-als-opfer-des-nationalsozialismus> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>73</sup> Gudrun Brockhaus: Der deutsche Herrenmensch – ein attraktives Angebot. In: Klaus Ring/Stefan Wunsch (Hg.): Bestimmung: Herrenmensch. NS-Ordensburgen zwischen Faszination und Verbrechen. Dresden 2016, S. 164–173.

<sup>74</sup> Gerhard Paul/Klaus-Michael Mallmann: Milieus und Widerstand: Eine Verhaltensgeschichte der Gesellschaft im Nationalsozialismus. Bonn 1995, S. 244. Vgl. die eindrücklichen Schilderungen bei Markus Roth: Herrenmenschen. Die deutschen Kreishauptleute im besetzten Polen – Karrierewege, Herrschaftspraxis und Nachgeschichte. Göttingen 2009 und bei Ulrich Herbert: Holocaustforschung in Deutschland. Geschichte und Perspektiven einer schwierigen Disziplin. In: Frank Bajohr/Andrea Löw (Hg.): Der Holocaust. Ergebnisse und neue Fragen der Forschung. Frankfurt a. M. 2015, S. 31–79.

<sup>75</sup> Mitscherlich/Mitscherlich: Unfähigkeit (wie Anm. 8), S. 36.

und keinen persönlichen Reichtum. [...] Man tat alles nur für den Führer und das Vaterland.“<sup>76</sup>

So verleugnet diese Lust auch ist und war, spielten doch „die Demonstration von Macht, die narzißtische Darstellung von Überlegenheit, die Freude an der eigenen Fähigkeit, Angst einzuflößen,“ als emotional bedeutsame und positiv erinnerte Erlebnisse der NS-Zeit bei der Tradierung der Bindung an den Nationalsozialismus eine wichtige Rolle, wie Welzer, Montau und Plaß ausführen.<sup>77</sup> Dem Angebot des Nationalsozialismus, diese Wünsche zu erfüllen, hatten die demokratische Gesellschaft der Weimarer Republik wie die der Bundesrepublik nichts Vergleichbares entgegensetzen.

### Abstract

The history of National Socialist crimes made it difficult to hold any positive remembrance of experience during the “Third Reich” era. There were no accepted scripts to that end following the end of the war. There was, however, a strong need for good memories as a means of maintaining moral integrity and a sense of self-worth. An attempt was therefore made to sever any connections to the Holocaust and other crimes, using various methods of “camouflage”, including depoliticization and the employment of victim narratives. Positive memories of the Nazi era served as a foil for comparison with the present: National Socialism was alleged to have handled the consequences of modernization better, as it, in its logic of superiority, conveyed a sense of having lived through exceptional times, with National Socialism and its proposition of an Aryan “master race” making it possible for the Germans to experience greatness and power.

<sup>76</sup> Ebd., S. 63.

<sup>77</sup> Welzer/Montau/Pläß: Menschen (wie Anm. 5), S. 10.

## Alexander von Plato

# Nicht nur negative Erinnerungen

## Die deutsche Arbeiterklasse und der Nationalsozialismus

### Einführung

Am Ende der Weimarer Republik wurde in den meisten Industriegebieten katholisch,<sup>1</sup> sozialdemokratisch oder kommunistisch gewählt – egal ob im Großraum Berlin, im Frankfurt-Offenbach-Hanauer Raum, in den bayerischen Industriezentren, im Aachener Raum oder im Ruhrgebiet. Die NSDAP besaß in diesen Regionen – gemessen am Reichsdurchschnitt – nur relativ schwache Positionen.<sup>2</sup>

Man könnte also vermuten, dass die deutsche Arbeiterklasse im Großen und Ganzen immun gegenüber dem Nationalsozialismus gewesen sei. Aber – und dies ist ein gewichtiges „Aber“ – es war und ist schwer, Quellen dazu zu finden, ob es Veränderungen in den Haltungen der Arbeiterschaft *während* der NS-Diktatur gegeben hat und wenn ja, wie weitgehend diese waren. An der Lage der Arbeiterfamilien hatte sich während der zwölf Jahre dauernden Herrschaft der NSDAP vieles geändert: die Arbeitslosigkeit war zurückgegangen, das Einkommen gestiegen, die Ausbildung der Kinder sowie die Medien waren „gleichgeschaltet“, die verschiedenen Parteien und Gewerkschaften verboten, die Funktionäre von KPD, SPD und Zentrum verfolgt worden, die Gesellschaft hatte eine Militarisierung erlebt und die nationale Begeisterung war im Krieg, besonders in der „Blitzkriegsphase“ sprunghaft gewachsen. Quellen, die Aufschluss über die Veränderungen der

<sup>1</sup> Das Zentrum und ihr bayerisches Pendant, die Bayerische Volkspartei (BVP).

<sup>2</sup> Sogar noch bei den Reichstagswahlen vom 6. November 1932 konnten die KPD und das Zentrum ihre Stimmenanteile im Ruhrgebiet behaupten. Die KPD erhielt in elf von achtzehn Städten des Reviers die relative Mehrheit, das Zentrum in sechs, die NSDAP in zwei (nämlich in Bochum und Mülheim an der Ruhr), die SPD kam erst „unter ferner liefen“. Allerdings steigerte sich die Nationalsozialistische Betriebszellenorganisation (NSBO) im Ruhrgebiet und erlangte bei den Betriebsratswahlen vom März 1933 30,9 Prozent gegenüber 4,2 Prozent der Stimmen im Jahr 1931. Damit lagen die Ergebnisse im Ruhrgebiet 1933 deutlich über dem Reichsdurchschnitt von 11,7 Prozent. Vgl. Alexander von Plato: „Ich bin mit allen gut ausgekommen“. Oder: War die Ruhrarbeiterschaft vor 1933 in politische Lager gespalten?. In: Lutz Niethammer (Hg.): *Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960*. Bd. 1: „Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll“. Berlin/Bonn 1983, S. 31–66, hier: S. 32, S. 38. Der vorliegende Aufsatz beruht auf der mündlichen Fassung des Vortrags „Ambivalente Erinnerungen an den Nationalsozialismus aus der Arbeiterklasse“.

allgemeinen Stimmungslage in Deutschland, über die Unterstützung für „Partei und Führer“ beziehungsweise die Ablehnung der NS-Diktatur geben könnten, sind – von offiziellen Stimmungsberichten, Geheimdienstprotokollen oder den Berichten der SoPaDe einmal abgesehen<sup>3</sup> – jedoch rar. Die vorhandenen Quellen differenzieren darüber hinaus nicht nach sozialer Lage, Geschlecht oder Alter. Viele Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler wie Daniel Goldhagen, Hans-Ulrich Wehler, Harald Welzer und andere gehen von einer weitgehenden „Nazifizierung“ der Deutschen am Ende der NS-Diktatur aus.<sup>4</sup> Aber trifft dieses Bild, wenn es denn im Allgemeinen stimmen sollte, auch auf die deutsche Arbeiterschaft zu?

## Qualitative Untersuchungen

Anfang der 1980er-Jahre kamen in der Historiografie Hoffnungen auf, qualitative Studien – insbesondere lebensgeschichtliche Befragungen von Arbeiterinnen und Arbeitern – könnten Antworten unter anderem auf die Frage nach der Haltung der Arbeiterschaft zum Nationalsozialismus geben. Das erste große Projekt dieser Art in der Bundesrepublik bildeten die Untersuchungen einer Arbeitsgruppe um Lutz Niethammer,<sup>5</sup> an denen auch der Verfasser des vorliegenden Beitrags beteiligt war.<sup>6</sup> Die Ergebnisse dieses Forschungsvorhabens „Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930–1960“ (LUSIR) zeigten – manchmal zum eigenen Erschrecken – ein wesentlich differenzierteres Bild, welches im Folgenden kurz nachgezeichnet werden soll: Schon nach etwa der Hälfte der Interviews wurde offensichtlich, dass bei der Beantwortung der Frage, ob und inwieweit die Arbeiterschaft des Ruhrge-

<sup>3</sup> Vgl. Heinz Boberach (Hg.): *Meldungen aus dem Reich. Die geheimen Lageberichte der SS 1938 bis 1945*. 17 Bde. Herrsching 1984/1985; Klaus Behnken (Hg.): *Deutschland-Berichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (SoPaDe) 1934–1940*. Salzhäusen 1980.

<sup>4</sup> Vgl. Daniel Goldhagen: *Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust*. Berlin 1996; Hans-Ulrich Wehler: *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*. Bd. 4: *Vom Beginn des Ersten Weltkrieges bis zur Gründung der beiden deutschen Staaten*. München 2003. Wehler schreibt darin: „Denn in ihm [dem charismatischen „Führer“; Anm. des Verfassers] bündelten sich alle destruktiven Tendenzen eines Aufbegehrens gegen die Moderne, aber auch einer Nation, die nach ihrem ‚Führer‘ verlangt hat und ihm bis in den Untergang gefolgt ist.“ (ebd., S. 937) „Der ‚Führer‘ hatte wegen seiner Erfolge bis 1943 die große Mehrheit hinter sich. Bereitschaft zum Widerstand gegen die Diktatur hieß daher immer auch, in sozialer Isolierung von der Bevölkerung und an der Front denken und handeln zu müssen.“ (ebd., S. 913). Ähnlich in dieser Frage auch Harald Welzer/Sabine Moller/Karoline Tschuggnall: *Opa war kein Nazi. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis*. Frankfurt a. M. 2002; Harald Welzer: *Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung*. München 2002.

<sup>5</sup> Lutz Niethammer/Alexander von Plato (Hg.): *Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960*. 3 Bde. Berlin 1983/1985.

<sup>6</sup> Alexander von Plato: „Der Verlierer geht nicht leer aus“. *Betriebsräte geben zu Protokoll*. Berlin/Bonn 1984; ders.: *Ruhrarbeiterschaft* (wie Anm. 2), S. 32, S. 38 (hier auch weitere Zahlen zu den Gewerkschaften und den Parteien sowie deren Vorfeldorganisationen); ders.: *Zweiter Weltkrieg und Holocaust – Realgeschichte und Erinnerung*. In: Siegfried Mattl u. a. (Hg.): *Krieg. Erinnerung. Geschichtswissenschaft*. Wien/Köln/Weimar 2009, S. 275–300, hier: S. 286ff.

biets „nazifiziert“ war, stark zwischen den älteren und den jüngeren Jahrgängen sowie zwischen den Geschlechtern differenzieren werden muss.

### *Die älteren Jahrgänge*

Die Befragten aus den Jahrgängen bis 1918 berichteten davon, dass sie in der NS-Zeit Angst vor Verfolgung gehabt hätten, dass sie „stillhalten“ mussten, dass die alten Solidaritätsorgane wie Gewerkschaften, Arbeitersportvereine und Parteien verboten, dass viele Kommunisten und Sozialdemokraten, sogar Zentrumsleute, verhaftet, verprügelt, durch die Straßen getrieben oder gar umgebracht worden seien. Zugleich erzählten sie, dass es ihnen in der Zeit besser gegangen sei als zuvor, dass es wieder Arbeit gegeben habe, dass ihre Kinder eine Ausbildungsstelle gefunden hätten, dass industrielle Lehrstellen eingerichtet worden seien, dass Verheiratete staatlicherseits Kredite bekommen hätten. Auch der Zustand der Straßen sei besser geworden. Es „funktionierte wieder alles“ nach dem Chaos und der Armut der Weltwirtschaftskrise. „Frauen brauchten keine Angst zu haben, nachts zu Fuß nach Hause zu gehen.“ „Wenn man morgens das Fahrrad unangeschlossen am Bahnhof ließ, war es abends noch da.“ Und sogar kleine Aufstiege habe es gegeben: Später habe man „Fremdarbeiter unter sich“ gehabt, Organisationen wie „Kraft durch Freude“ (KdF) hätten die Möglichkeit eröffnet, Kreuzfahrten zu machen oder einen VW zu bestellen. Gleichzeitig, so die älteren Interviewten, sei es beunruhigend gewesen, zu sehen, dass so viele ehemalige Gegner des Nationalsozialismus oder sogar frühere Genossinnen und Genossen aus den linken Arbeiterparteien und Gewerkschaften „umgefallen“ seien, dass sie auf der Straße oder in Ämtern ostentativ mit erhobenem Arm begrüßt oder mit lauter Stimme „Heil Hitler“ heißt das hier!“ geantwortet hätten, wenn man selbst nur „Guten Tag“ gesagt habe. Ein Teil der Befragten befürwortete die antiklerikale Haltung der Nationalsozialisten, die zum Beispiel die Konfessionsschulen bekämpften oder die Koedukation einzuführen begannen.

Bedrückend war es für frühere Aktivisten, wenn sie feststellen mussten, dass es gerade der „Urfeind der Arbeiterklasse“ war, der neue Möglichkeiten, Sicherheit und – wenngleich einen mageren – Wohlstand schuf. Erst der Kriegsbeginn rückte einiges in ihrem Weltbild wieder gerade: „Wer Hitler wählt, wählt Krieg“ sei doch eine richtige Voraussage gewesen. Allerdings schuf der „Hitler-Stalin-Pakt“ einige Verwirrungen, die erst mit dem Überfall auf die Sowjetunion aufgehoben wurden. Für die Nachkriegszeit bildete dieser „Pakt“ noch ein wesentliches Element des Misstrauens von Sozialdemokraten gegenüber Kommunisten, wie umgekehrt bei Kommunisten die Anpassung der SPD nach rechts unter dem sozialdemokratischen Reichskanzler Herrmann Müller während der Weltwirtschaftskrise oder der „Blutmai“ 1929 Elemente des Misstrauens gegenüber der Sozialdemokratie darstellten. Mit all diesen widersprüchlichen Erfahrungen mussten die zuvor sozialdemokratisch oder kommunistisch orientierten Arbeiterinnen und Arbeiter während der NS-Zeit zumeist alleine fertig werden. Nur selten trauten sie sich, offen mit alten linken Freunden darüber zu reden, häufiger schon tauschten sie sich in der

Familie aus, aber es wird auch davon berichtet, dass man sich sogar der eigenen Kinder nicht sicher sein konnte. Als vorherrschend wurde das Misstrauen gegenüber den Arbeitskollegen beschrieben und generell eine „Manipulierbarkeit der Menschen“ konstatiert. Für viele der alten sozialistisch beziehungsweise kommunistisch orientierten Befragten bestätigte sich mit dem Beginn des Kriegs zwar ihre alte Haltung gegen die „Nazi-Kriegstreiber“, aber in der ersten Phase des Kriegs, der der „Blitzkriege“, mussten sie sich fragen, ob „der Hitler es nicht doch schafft“. Nach dieser Blitzkriegsphase, nach dem Beginn der großen Bombardierungen sowie nach der Niederlage von Stalingrad nahm dann aber das Ansehen des Regimes in der Bevölkerung, und auch in der Arbeiterschaft, ab.

Diese Ergebnisse über die Entwicklung der Zustimmung zum „Dritten Reich“ ähneln denjenigen eines Projekts um Götz Aly und Albert Müller aus den Jahren 2005/06.<sup>7</sup> Aly und Müller untersuchten die Entwicklung der Zustimmung zum NS-Regime anhand bestimmter Indikatoren: der Namensgebung „Adolf“, des Sparverhaltens, der Kirchenaustritte, der Formulierungen in Gefallenenanzeigen oder der Entwicklung des staatlichen Terrors. Sie kamen zu dem Ergebnis, dass es bis zum Kriegsbeginn eine wachsende Zustimmung zur nationalsozialistischen Politik und danach einen Rückgang mit einem starken Knick nach unten ab 1941 gegeben habe. Dieser Befund stimmt mit den Ergebnissen aus den LUSIR-Befragungen weitgehend überein, nur dass aus den dort geführten Interviews ein Anstieg der Zustimmung in der „Blitzkriegsphase“, quasi als „Zwischenhoch“, zu konstatieren war, von dem es dann ebenfalls ab 1941 einen deutlichen Abfall gab. Als Hauptgründe hierfür hatten die Interviewten die ersten Bombardierungen der Städte des Ruhrgebiets durch die Alliierten und die Invasion in die Sowjetunion angeführt. Dass sich die beiden genannten Untersuchungen trotz unterschiedlicher Methodiken gegenseitig bestätigen, sollte im Übrigen auch den Kritikern der Oral History zu denken geben, die meinen, man könne kaum valide Ergebnisse durch Befragungen 40 Jahre nach den untersuchten Ereignissen erhalten.

### *Die jüngeren Jahrgänge*

Die den Jahrgängen ab 1918 angehörenden jüngeren Befragten, die schon 1948 ein Drittel der Gewerkschaftsmitglieder stellten, hatten in der Zeit des Nationalsozialismus ganz andere Erfahrungen gemacht als die älteren Interviewten: Sie kannten die alten Organe der Arbeiterklasse kaum oder gar nicht und hatten vielmehr vor allem in den NS-Jugendorganisationen klassenübergreifende Gemeinschaftserfahrungen erlebt. Sie wuchsen in einem Land auf, in dem national und nicht klassenmäßig geschrieben, unterrichtet und gehandelt wurde, in einer Zeit, als „Deutschland wieder respektiert“ wurde und ein Land war, in dem es wieder Helden gab – und zwar die alten aus dem Ersten Weltkrieg, die, wie die Flieger Manfred von Richthofen, Ernst Udet oder Hermann Göring, von vielen männlichen Jugendli-

<sup>7</sup> Vgl. Götz Aly/Albert Müller: *Volkes Stimme. Skepsis und Führervertrauen im Nationalsozialismus*. Frankfurt a. M. 2006.

chen verehrt wurden. Die meisten Befragten wollten – wie die anderen Jungen und Mädchen auch – Mitglied in einer der NS-Jugendorganisationen sein. In diesen konnten sie gemeinsam neue lokale und soziale Räume entdecken oder die Heimat erwandern; sie erinnerten sich in der Rückschau, mit welchem „Gemeinsinn“ und welcher „Begeisterung“ sie Erdarbeiten zum Beispiel beim gemeinschaftlichen Bau von Stauseen verrichteten oder bei der Erntehilfe, dem Winterhilfswerk, der Altenhilfe oder dem Altmetallsammeln mitwirkten. „Wir haben nicht nur in den Diskos rungehungen“, sagte ein früheres BDM-Mitglied. Gerade die technikbegeisterten Jungen gaben an, viel bei der Flieger-HJ gelernt zu haben. Manche waren stolz, als kleine Pimpfenführer bei reichen Leuten und Villenbesitzern Spenden abkassiert und die soziale Hierarchie durchbrochen zu haben: „daß ich als Arbeiterkind jetzt Fähnleinführer war. Und mein Untergebener, wenn Sie so wollen, das war ein Abiturient. [...] Also, ich war ja wer und war auch gleichberechtigt. – Daß das nicht so war, das haben wir ja erst nachher festgestellt in der Gefangenschaft.“<sup>8</sup>

Einige im Rahmen des LUSIR-Projekts Interviewte berichteten, dass sie trotz ihrer Herkunft durch gute Leistung etwas hätten werden können – zunächst im Deutschen Jungvolk, dann in HJ oder BDM – und dass der Besuch einer Mittel- oder sogar einer höheren Schule möglich gewesen sei. Manche mussten diese Schullaufbahn jedoch wegen des Kriegs wieder abbrechen. Aber auch der Krieg bot jungen Männern, und manchmal auch Frauen in der Funktion als Wehrmachtshelferinnen, neue Möglichkeiten. Sie konnten beispielsweise Brüssel, Paris, Warschau oder Belgrad sehen und kleine Erinnerungsgeschenke nach Hause schicken. Überspitzt ausgedrückt wurde der Krieg von einigen nicht selten als eine Art großtouristisches Unternehmen beschrieben.<sup>9</sup> Bei manchen solcher Berichte bietet sich auch eine andere Interpretation an: dass man nämlich das Grauen des Kriegs nicht schildern wollte, um „die Frau zu Hause nicht zu erschrecken“. Dasselbe gab es auch umgekehrt: Mit der Beschreibungen der Gefahren und Ängste während der Bombardierungen wollte „die Frau“ „den Mann“ nicht ängstigen; deshalb verzichtete sie darauf, darüber zu berichten.

Für die nach 1918 geborenen weiblichen Befragten, die ähnliche Gemeinschaftserfahrungen wie ihre männlichen Altersgenossen gemacht hatten, waren Wanderungen, Erntehilfsdienste und dergleichen die ersten Möglichkeiten, dem Elternhaus beziehungsweise den Kirchen und deren spezifischer Kontrolle zu entfliehen. Sie konnten fast wie die Jungen, manchmal auch gemeinsam mit ihnen, aktiv sein und kleinere oder größere Führungspositionen in den vielen Unterorganisationen des BDM einnehmen. Sogar das Gemeinschaftsduschen mit den anderen Mädchen wurde von einigen der Befragten rückblickend wie ein Befreiungsakt von der Prüderie

<sup>8</sup> Vgl. zu diesem Abschnitt insgesamt den im Rahmen des LUSIR-Projekts entstandenen Beitrag Nori Möding/Alexander von Plato: Siegernadeln. Jugendkarrieren in BDM und HJ. In: Willi Bucher (Hg.): Schock und Schöpfung. Jugendästhetik im 20. Jahrhundert. Darmstadt 1986, S. 292–301 (das Zitat stammt aus dem Interview, das der Verfasser dieses Beitrags im Jahr 1982 mit Gisbert Pohl führte, zitiert nach ebd., S. 295).

<sup>9</sup> Alexander von Plato: Erfahrungen junger Soldaten im Zweiten Weltkrieg. In: BIOS 11 (1998) 1, S. 15–23.

der Eltern und deren Erziehung geschildert.<sup>10</sup> Während des Kriegs durften dann sogar Frauen in großer Zahl studieren, ebenso übten – entgegen der NS-Ideologie – junge Frauen nun Berufe aus, die sonst von Männern eingenommen worden wären. Viele der Befragten wurden Wehrmachtshelferinnen, waren dienstverpflichtet oder arbeiteten als Luftschutz- oder Feuerwehrhelferinnen an der „Heimatfront“ mit, besonders nach Luftangriffen; fast alle der zu Hause gebliebenen Mädchen und jungen Frauen berichteten rückblickend davon, dass sie Pakete oder Weihnachtspost an die Soldaten an die Front geschickt hätten. Folgerichtig betitelte Nori Möding einen Aufsatz zu den Lebensgeschichten von früheren BDM-Mitgliedern mit „Ich muß immer irgendwo engagiert sein. Fragen Sie mich bloß nicht, warum“.<sup>11</sup>

Negativ wird von den Jungen und Mädchen vor allem der Drill und die Überorganisation des Privaten angemerkt, manchmal auch die Übertreibung des Sports oder die Kriegsspiele. Einige empfanden während der Fahrten oder Wanderungen Heimweh; manche passionierte Leserinnen erinnerten sich, dass sie als „verweichtlichte Bücherwürmer“ verhöhnt worden seien.

Erstaunlich wenig berichteten frühere HJ- beziehungsweise BDM-Mitglieder vom politischen Unterricht in ihren Organisationseinheiten, vom Lesen aus dem „Völkischen Beobachter“, aus Organisationsblättern oder über „Judenbilder“ beispielsweise aus dem „Stürmer“. In vielen Berichten erschienen BDM und HJ vor allem als unpolitische Spielorganisationen, die Gemeinschaftserfahrungen boten.

## Nach dem Ende von Krieg und NS-Regime

Vor allem aufgrund der Brutalität der Kämpfe, der hohen Verluste, der Bombenangriffe und den extremen Härten der Flucht wurde der Krieg in seiner letzten Phase als schrecklich erinnert. Die Erfahrungen der Dienstverpflichtungen und Evakuierungen aus den Großstädten in weniger bedrohte Gebiete, besonders von jungen Müttern mit ihren kleinen Kindern, wurden in der Rückschau häufig ambivalent dargestellt: Einerseits waren die interviewten Frauen stolz darauf, Aufgaben und Arbeiten wahrgenommen zu haben, die früher die Männer verrichtet hatten, andererseits vermissten sie ihre Partner, hofften auf deren Rückkehr und träumten von einer intakten Familie, in der alle wieder zusammenkommen würden. Viele Frauen, ob alt oder jung, mussten zudem die Flucht aus dem Osten oder die Rückkehr aus der Evakuierung in die Heimat selbst organisieren.<sup>12</sup> In der Retrospektive stellten sich die Befragten als Opfer des Kriegs dar und erzählten von den ums

<sup>10</sup> Möding/Plato: Siegenadeln (wie Anm. 8).

<sup>11</sup> Nori Möding: „Ich muß immer irgendwo engagiert sein. Fragen Sie mich bloß nicht, warum“. Überlegungen zu Sozialisationserfahrungen von Mädchen in NS-Organisationen. In: Lutz Niethammer/Alexander von Plato (Hg.): Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet. Bd. 3: „Wir kriegen jetzt andere Zeiten“. Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern. Berlin 1985, S. 256–304.

<sup>12</sup> Vermutlich waren um das Kriegsende herum zwei Drittel der deutschen Bevölkerung unterwegs. Vgl. hierzu Alexander von Plato/Almut Leh: „Ein unglaublicher Frühling“. Erfahrene Geschichte im Nachkriegsdeutschland. Bonn 1997, S. 11–22.

Leben gekommenen Familienangehörigen, von den zerbombten Wohnungen, von den auseinandergebrochenen Cliques und Freundschaften; denn viele – auch der Jüngeren – waren gefallen oder in Gefangenschaft.

Die Angehörigen der älteren Jahrgänge wurden nach dem Krieg wieder als Betriebsräte, Gewerkschafter oder Parteifunktionäre in SPD, KPD oder Zentrums aktiv, wie sie es schon vor 1933 gewesen waren. Aber sie hatten aus den Erfahrungen des Nationalsozialismus einige Narben davongetragen: Sie waren nun misstrauischer gegenüber ihren Arbeitskolleginnen und -kollegen und insgesamt individualistischer geworden, da sie während der NS-Zeit einen möglichen Wohlstand erahnt hatten. „Lass mal, ich mach’ das schon für Dich“ – diese Stellvertreterpolitik wurde allgemein unter ihnen. Neue Anerkennung gewannen sie in der unmittelbaren Nachkriegszeit durch die Übernahme von kommunalen oder betrieblichen Positionen und vor allem durch das „Organisieren“ von Lebensmitteln im Tausch gegen betriebliche Produkte.

Die Angehörigen der jüngeren Jahrgänge hatten aus der NS-Zeit gelernt, dass individuelle Leistung etwas zählen konnte und dass Klassenherkunft keine ewige Verdammnis war. Sie standen aber zunächst beiseite: Die neuen Leute, die in den betrieblichen oder gewerkschaftlichen Organen etwas zu sagen hatten, waren die alten (aus der Weimarer Republik). Viele ihrer ehemaligen Klassenkameraden und Freunde waren tot, ihre früheren nationalsozialistischen Überzeugungen lagen wie ihre Wohnungen in Trümmern. „Meine Welt war zusammengebrochen“, so ein von Mitgliedern der jüngeren Alterskohorte häufig zu hörender Satz. Manche von ihnen hielten in der frühen Nachkriegszeit die Berichte über die Verbrechen der NS-Diktatur, insbesondere über die Judenvernichtung für „Feindpropaganda“. Die meisten Jugendlichen konzentrierten sich nach 1945 erst einmal auf die Ausbildung und aufs Geldverdienen. Sie „holten das Leben nach“, das sie als Soldaten ohne Freundinnen oder Frauen nur sehr beschränkt erlebt hatten. Bis sich einige von ihnen politisch betätigten – häufig nach ersten betrieblichen und gewerkschaftlichen Aktivitäten –, dauerte es Jahre. Sie wurden die zweite Aufbaugeneration der Bundesrepublik (und vermutlich auch der DDR). Was das bedeutete, lässt sich anhand individueller Lebensgeschichten<sup>13</sup> häufig besser nachvollziehen als anhand von quantitativen Untersuchungen, wobei auch Letztgenannte durchaus Aussagekraft besitzen. So gaben bei den LUSIR-Befragungen im Jahr 1982 circa ein Drittel der interviewten Betriebsräte an, während des Nationalsozialismus auf Mittel- oder Oberschulen gewesen zu sein, die sie wegen des Kriegs hatten abbrechen müssen. Viele hatten dann in den 1950er-Jahren andere Karrierewege versucht, zum Beispiel über die Gewerkschaft oder die Betriebsräte – „Aufstiege nach links oben“, wie es ein Arbeitsdirektor in einem internationalen Konzern nannte.<sup>14</sup>

<sup>13</sup> Zu den Nachwirkungen der Erfahrungen in NS-Jugendorganisationen in den beiden deutschen Nachkriegsstaaten vgl. Alexander von Plato: *The Hitler Youth Generation and its Role in the Post-War Germany States*. In: Mark Roseman (Hg.): *Generations in Conflict. Youth Rebellion and Generation Formation in Modern Germany 1770–1968*. Cambridge 1995, S. 210–226.

<sup>14</sup> Plato: *Verlierer* (wie Anm. 6), S. 169–171, S. 185–187.

## Fazit

Die hier skizzierten Befragungsergebnisse, besonders die für die jüngeren Jahrgänge, waren für den Verfasser des vorliegenden Beitrags zunächst in Teilen erschreckend, im Laufe der Forschung aber zunehmend erhellend. Schließlich war einer der Gründe für seine Bewerbung im LUSIR-Projekt gewesen, herauszufinden, welche Prägungen die großen politischen Wechsel und Brüche bewirkt beziehungsweise hinterlassen hatten und inwiefern sie die aktuellen Anschauungen noch mitbestimmen würden. Gemeinsam mit Nori Möding schrieb der Autor 1986: „Der Nationalsozialismus hinterließ am Ende des Krieges eine Generation von jungen Frauen und Männern, die den alten Milieus entrückt scheinen, die aufstiegs- und leistungsorientiert, individualisiert und politisch desillusioniert waren. Die alten Arbeitermilieus mit ihren politischen Sinnorientierungen waren weitgehend bedeutungslos geworden. [...] Im Chaos dieser Nachkriegszeit sehnten sich die meisten daher nach der Geborgenheit, Verhaltenssicherheit und Hilfsbereitschaft im und durch den privaten Raum vor allem in der Familie – sie wurde zum zentralen Fluchtpunkt der Nachkriegsbewegungen.“<sup>15</sup>

Was ihr Verhältnis zum Nationalsozialismus betraf, war die Industriearbeiterschaft in Deutschland gespalten: Einerseits hatte es besonders bei den Angehörigen der älteren Jahrgänge eine schon früh vorhandene, teils starke Ablehnung gegeben, andererseits war der Nationalsozialismus für die Frauen und Männer der jüngeren Jahrgänge mit Attraktion und positiven Erfahrungen verbunden gewesen. Dieser Befund deutet auch darauf hin, dass die deutsche Bevölkerung differenzierter betrachtet werden muss, als es manche These von ihrer allgemeinen „Nazifizierung“ oder ihrer allgemeinen „Immunität gegenüber den Nazis“ nahelegt.

## Abstract

Before 1933, a majority of workers in Germany's industrial regions voted for the Catholic *Zentrum* party, the Social Democratic Party (SPD), or the Communist Party (KPD) in opposition to the National Socialist Party (NSDAP) so that it would seem that they were strongly resistant to the Nazis. How did media restrictions, the persecution of workers' parties and trade unions, increasing living standards, economic success, nationalistic and anti-Semitic propaganda, etc. after 1933, however, affect orientations and attitudes among the working class? The sources used to answer this question have not been particularly reliable. This chapter thus presents qualitative studies that depict a much more differentiated picture of the working class than some claims of a "widely Nazified" working class have previously suggested.

<sup>15</sup> Möding/Plato: Siegenadeln (wie Anm. 8), S. 299.

*Lu Seegers*

## Kindheitserzählungen vaterloser „Kriegskinder“ in West- und Ostdeutschland

Als die Journalistinnen Hilke Lorenz und Sabine Bode in den Jahren 2003 und 2004 ihre Bücher „Kriegskinder. Das Schicksal einer Generation“ und „Die vergessene Generation. Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen“ veröffentlichten, markierte dies den Auftakt zu einer jahrelang andauernden publizistischen und wissenschaftlichen Beschäftigung mit der „Generation der Kriegskinder“.<sup>1</sup> Fast 60 Jahre seien die Angehörigen der Jahrgänge 1930 bis 1945 im eigenen Land übersehen worden und sie selbst hätten ihr Schicksal als Kinder beziehungsweise Jugendliche im Krieg lange Zeit gründlich verdrängt, so Sabine Bode. Es handele sich um eine „stille Generation“, die angepasst gelebt, beruflich erfolgreich gewesen sei und ihre Leiden kaum thematisiert habe. Erst im Alter kämen die kindlichen Erfahrungen mit Bombenkrieg, Flucht und Vertreibung sowie dem Verlust von Angehörigen, insbesondere des Vaters, an die Oberfläche.<sup>2</sup> Die beiden Bücher waren wohl auch deshalb so erfolgreich, weil sie nicht zuletzt das Bedürfnis vieler älterer Menschen aufnahmen, ihre Kindheit zu bilanzieren und sinnstiftend einzuordnen. Die enorme mediale Popularität der „Generation der Kriegskinder“ stand dabei in engem Zusammenhang mit der Konjunktur, ja der fast inflationären Verwendung des Traumbegriffs in Westeuropa und den USA. Für die Basiserzählung und mediale Ausrufung der „Generation der Kriegskinder“ war dieser Terminus zentral. So ging es Sabine Bode und Hilke Lorenz in ihren Büchern darum, die „Traumata“ der „Kriegskinder“ aufzudecken und auf deren Langzeitfolgen hinzuweisen. Der Historiker Klaus Latzel kritisierte dagegen die Vorannahme einer kollektiven Traumatisierung der „Generation der Kriegskinder“. So sei der von Sabine Bode und Hilke Lorenz vermittelte Eindruck falsch, dass eine „vergessene Generation“ endlich ihr Schweigen gebrochen habe.<sup>3</sup> Denn in der Tat: Schweigsam waren die „Kriegskinder“ nie gewesen. Bis 1990 erschienen, wie Margarete Dörr festgestellt hat, allein 60 autobiografische Texte von Angehörigen der Jahrgänge 1930 bis 1945,

<sup>1</sup> Hilke Lorenz: *Kriegskinder. Das Schicksal einer Generation*. München 2003; Sabine Bode: *Die vergessene Generation. Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen*. Stuttgart 2004.

<sup>2</sup> Bode: *Generation* (wie Anm. 1), S. 17f.

<sup>3</sup> Klaus Latzel: *Kriegskinder, Kriegsopfer und kriegskompetente Mädchen*. In: Hans-Heino Ewers u. a. (Hg.): *Erinnerungen an Kriegskindheiten. Erfahrungsräume, Erinnerungskultur und Geschichtspolitik unter sozial- und kulturwissenschaftlicher Perspektive*. Weinheim/München 2006, S. 207–218, hier: S. 207.

doch fehlten damals Publikum und Medienresonanz.<sup>4</sup> Die Gründe dafür liegen nach Klaus Latzel darin, dass die damaligen Protagonisten zwar dieselben Erlebnisse schilderten, diese aber in ganz andere biografische, politik- und sozialgeschichtliche Erfahrungszusammenhänge setzten. So wurden die Texte in den 1980er-Jahren, zur Zeit der Friedensbewegung, vor allem als Mahnung vor dem Atomkrieg geschrieben.<sup>5</sup>

Der vorliegende Beitrag geht auf der Grundlage von zwanzig lebensgeschichtlichen Interviews mit vaterlosen Halbweisen der Jahrgänge 1935 bis 1945 in Ost- und Westdeutschland Erzählmustern von Betroffenen nach.<sup>6</sup> Dabei stehen Erinnerungsnarrative über den Vater sowie Erzählungen über die frühen Nachkriegsjahre im Vordergrund. Kennzeichnend ist, dass die Zeit vor wie nach 1945 unabhängig vom politischen System rückblickend häufig als „glücklich“ geschildert wird. Im ersten Teil wird dazu auf einer theoretisch-methodischen Ebene der Zusammenhang von Erinnerungen und Erzählungen erörtert. Vor diesem Hintergrund wird im zweiten Teil folgenden Fragen nachgegangen: Wie wurde die Vaterlosigkeit in den späten 1940er- und 1950er-Jahren erfahren? Welche Erinnerungen besaßen die interviewten Frauen und Männer an den Vater, welche Bilder wurden ihnen von den Müttern vermittelt? Wie beurteilen sie ihre damalige materielle Situation und wie werden die Beziehungen zu den Müttern und anderen familiären Bezugspersonen geschildert?

## Erinnerungen und Erzählungen

Neuere neurobiologische Forschungen gehen davon aus, dass grundsätzlich nichts, was einmal im Langzeitgedächtnis gespeichert ist, unwiederbringlich verloren geht. Allerdings kann nicht alles jederzeit erinnernd aktiviert werden. Erinnerungen können durch Stresserlebnisse wie extreme Angst auch unmöglich beziehungsweise durch sogenannte Deckerinnerungen überlagert sein.<sup>7</sup> Im Prozess des Erinnerns wirken demnach sowohl bewusste als auch vorbewusste und unbewusste psychische Schichten zusammen. Präsent sind vor allem jene Erinnerungen, die entweder auf eindruckliche Ereignisse zurückgehen, die eine große emotionale und biografische Bedeutung haben oder die sich auf häufig wiederholte Vorgänge und Routi-

<sup>4</sup> Margarete Dörr: *Der Krieg hat uns geprägt. Wie Kinder den Zweiten Weltkrieg erlebten*. Bd. 1. Frankfurt a. M./New York 2007, S. 8. Vgl. zum Beispiel Hellmut Lessing (Hg.): *Kriegskinder*. Frankfurt a. M. 1984; Hannes Heer (Hg.): *Als ich neun Jahre alt war, kam der Krieg: Ein Lesebuch gegen den Krieg*. Reinbek 1983.

<sup>5</sup> Latzel: *Kriegskinder* (wie Anm. 3), S. 209.

<sup>6</sup> Die Interviews wurden von der Verfasserin in den Jahren 2006 und 2007 mit Frauen und Männern geführt, die unterschiedlichen Konfessionen, sozialen Schichten und Bildungsmilieus im ländlich-kleinstädtischen Raum und in Großstädten angehören. Die Namen der Interviewpartner sind anonymisiert. Lu Seegers: „Vati blieb im Krieg“. *Vaterlosigkeit als generationelle Erfahrung im 20. Jahrhundert – Deutschland und Polen*. Göttingen 2013, S. 140–143.

<sup>7</sup> Dorothee Wierling: *Oral History*. In: Michael Maurer (Hg.): *Neue Themen und Methoden der Historischen Wissenschaften*. Stuttgart 2003, S. 81–151, hier: S. 96.

nen des Alltags beziehen.<sup>8</sup> Das Gehirn ist dabei nicht bloß als Speicherorgan aufzufassen, vielmehr reaktiviert es neuronale Netzwerke kontinuierlich und erfahrungsabhängig. Erinnerungen sind damit Spuren einer selektiven Wahrnehmung, da das Nervensystem die Umwelt stets nach bereits bekannten Mustern „abtastet“ und Verknüpfungen mit neuen Eindrücken bevorzugt, wenn diese in bereits bestehende Muster zu passen scheinen. Das Gehirn ist demnach nicht nur in ständiger Überschreibung begriffen und hochgradig selektiv, sondern auch gewohnheitsorientiert, das heißt: Menschen erinnern bevorzugt das, was ihren Erfahrungen am nächsten kommt.<sup>9</sup> Dem entspricht die Erkenntnis, dass jeder Mensch zwar ein potenzieller Zeitzeuge ist und Geschichte als „Primärerfahrung“ erlebt, doch ein von verschiedenen Personen erfahrenes Ereignis nicht gleichförmig Eingang in die Erinnerung findet. Der Vorgang des Erinnerns ist ähnlich selektiv wie der der Wahrnehmung. Bei der Analyse von individuellen Erinnerungen müssen also sozialisierende Faktoren berücksichtigt werden, die die Wahrnehmung des Ereignisses im Vorhinein prägen und dementsprechend auch die Erinnerungsprozesse beeinflussen: Geschlechter-, Schichten- und Generationszugehörigkeiten, spezifische Weltanschauungen, familiäre, politische Einstellungen sowie religiöse beziehungsweise historisch-politische Traditionen.<sup>10</sup> Aufgrund des jeweiligen Erfahrungshorizonts, der sich fließend verändern kann, treten also zum Zeitpunkt der Erinnerung bestimmte Aspekte des Geschehens in den Hintergrund, während andere, die jetzt sozial bedeutsam erscheinen, in den Vordergrund treten<sup>11</sup> – oder wie es der Historiker Christoph Dejung ausdrückt: „Individuelle Erinnerungen sind nie ein direktes Abbild der Vergangenheit, sondern müssen stets als biographische Konstrukte verstanden werden, mit denen Menschen versuchen, sich gegenüber sich selbst und anderen als ein sinnhaftes Kontinuum vorzustellen.“<sup>12</sup>

Wenn man mit Maurice Halbwachs davon ausgeht, dass individuelle Erinnerungen abhängig sind von dem sozialen Milieu, das den innerfamiliären Interaktionsstil konturiert, aber auch vom kulturellen Kontext, der Begriffe und Vorstellungen prägt, um Bezüge zwischen Vergangenheit und Gegenwart herzustellen, dann erscheint das Modell des autobiografischen Gedächtnisses hilfreich. Hans Markowitsch und Harald Welzer bezeichnen es als biokulturelles Relais zwischen Individuum und Umwelt, das die individuelle Erinnerung stets mit der Außenwelt abgleicht, um ein kohärentes und sozial verträgliches Selbstbild aufrechtzuerhalten. Elementar dafür ist die Bedeutung des Spracherwerbs, denn erst das Lernen

<sup>8</sup> Ebd.

<sup>9</sup> Malte Thießen: Gedächtnisgeschichte. Neue Forschungen zur Entstehung und Tradierung von Erinnerungen. In: AfS 48 (2008), S. 607–634, hier: S. 610.

<sup>10</sup> Claudia Althaus: Geschichte, Erinnerung und Person. Zum Wechselverhältnis von Erinnerungsresiduen und Offizialkultur. In: Günter Oesterle (Hg.): Erinnerung, Gedächtnis, Wissen. Studien zur kulturwissenschaftlichen Gedächtnisforschung. Göttingen 2005, S. 589–610, hier: S. 591 f.

<sup>11</sup> Sabine Moller: Vielfache Vergangenheit. Öffentliche Erinnerungskulturen und Familienerinnerungen an die NS-Zeit in Ostdeutschland. Tübingen 2003, S. 23.

<sup>12</sup> Christoph Dejung: Oral History und kollektives Gedächtnis. Für eine sozialhistorische Erweiterung der Erinnerungsgeschichte. In: GG 34 (2008) 1, S. 96–115, hier: S. 105.

einer Symbolsprache vermittelt dem Kind die Möglichkeit, individuelle Erinnerungen zu formulieren und sie als *shared memories* an die Erwartungen des sozialen Umfelds anzuschließen.<sup>13</sup> Dabei wird auch berücksichtigt, dass Erinnerungen in der frühen Kindheit anders verarbeitet werden als in der späteren Kindheit, in der Adoleszenz und im Erwachsenenalter. Bei älteren Menschen werden länger zurückliegende Ereignisse stabiler und intensiver erinnert als aktuelle. Das erklärt beispielsweise, warum sich viele Menschen im Alter zwischen 60 und 75 Jahren verstärkt mit Erlebnissen ihrer Kindheit auseinandersetzen. Das Modell des autobiografischen Gedächtnisses ist aber vor allem hilfreich, um die Binarität von kommunikativem und kulturellem Gedächtnis, von individuellem und kollektivem Gedächtnis, zu überwinden.<sup>14</sup>

Das erste und vorrangige Medium, in dem sich Erinnerungen materialisieren, ist die Sprache. Erinnerungen sind grundsätzlich narrativ, was zur Folge hat, dass es keine Trennung zwischen Kommunikation und Gedächtnis geben kann. Erinnerungen sind Historikern also allein als Erzählungen zugänglich, die bewusst oder unbewusst einem inneren Plot folgen, der wiederum von der gegenwärtigen Lebenssituation, den kulturellen Deutungsmustern oder auch den geschichtspolitischen Debatten geprägt ist. So finden sich in den Erzählungen gesellschaftliche Diskussionsprozesse wieder, die in der Regel nicht als solche benannt und gekennzeichnet werden.<sup>15</sup> Mehr noch: Erinnerungen sind interaktiv gefertigte Erzählungen, die in eine sinnvolle Lebensgeschichte mit kausalen Vergangenheitsbezügen münden.<sup>16</sup> Die biografische Erzählung muss demzufolge in sich schlüssig und sozial anerkennungsfähig sein. Zugleich steht auch die in Interviews erzählte Lebensgeschichte unter dem doppelten Anspruch der Selektion und der Gesamtdarstellung: Sie soll biografische Kontinuität herstellen – dadurch wird sie zum sozialen Konstrukt. Dabei besteht die Biografisierung aus einzelnen Episoden, die oft nur locker miteinander verbunden sind und durch wiederholtes Erzählen eine feste, anekdotenhafte Form gefunden haben.<sup>17</sup> Oftmals markieren solche Episoden wichtige lebensgeschichtliche und vor allem identitätsstiftende Prozesse. Sie werden in bestimmte sozial akzeptierte Plots eingebunden, zum Beispiel als Beleg für eine bessere Vergangenheit und eine schlechtere Gegenwart oder umgekehrt. Persönliche Leistungen, Anstrengungen und Schicksalsschläge, aber auch Umstände und Zufälle sind gewissermaßen Eckpfeiler, anhand derer die eigene Lebensgeschichte verständlich und identifikationsfördernd erzählt werden kann.<sup>18</sup> Konkret bedeutet

<sup>13</sup> Hans J. Markowitsch/Harald Welzer: Das autobiographische Gedächtnis. Hirnorganische Grundlagen und biosoziale Entwicklungen. Stuttgart 2005, S. 21, S. 259.

<sup>14</sup> Thießen: Gedächtnisgeschichte (wie Anm. 9), S. 633.

<sup>15</sup> Ulrike Jureit: Erinnerungsmuster. Zur Methodik lebensgeschichtlicher Interviews mit Überlebenden der Konzentrations- und Vernichtungslager. Hamburg 1999, S. 80.

<sup>16</sup> Thießen: Gedächtnisgeschichte (wie Anm. 9), S. 614.

<sup>17</sup> Rolf Haubl: Die allmähliche Verfertigung von Lebensgeschichten im soziokulturellen Erinnerungsprozess. In: Margarete Dörr u. a. (Hg.): Erinnerung – Reflexion – Geschichte. Erinnerung aus psychoanalytischer und biografietheoretischer Perspektive. Wiesbaden 2008, S. 197–211, hier: S. 198.

<sup>18</sup> Ebd., S. 199.

dies, dass lebensgeschichtliche Erzählungen häufig eher positiv und sinnstiftend angelegt sind und dies zumeist unabhängig von äußeren Faktoren, wie etwa dem politischen System.

### Erinnerungserzählungen über den Vater

Nur die ältesten der Interviewpartner schildern eigene Erinnerungen an den Vater. Kennzeichnend für diese Erinnerungserzählungen ist, dass der Vater aus der kindlichen Perspektive stets positiv dargestellt wird. Besonders deutlich wird dies in der Erzählung von Christine Mück, die 1935 in Grüna, in der Nähe von Potsdam, geboren wurde und dort mit ihren vier Brüdern aufwuchs. Ihr Vater, Jahrgang 1896, Teilnehmer des Ersten Weltkriegs und von Beruf Dorfschullehrer, wurde 1939 als Offizier eingezogen und war zunächst in Brandenburg stationiert, wo ihn die Familie häufig besuchte. 1940 wurde er nach Frankreich versetzt. Von der Ehe ihrer Eltern, dem Leben mit ihrem Vater und vor allem von seinen Fronturlauben erzählt Christine Mück ausschließlich positiv. Als „ganz lieb, nur lieb“, schildert sie ihn und berichtet von ihrem Stolz, wenn sie gemeinsam mit ihm als respektiertem Dorfschullehrer und Kantor während seiner Urlaubstage die Bauern im Ort besuchen durfte. Umso trauriger seien stets die Abschiede vom Vater gewesen. Politische Aspekte bleiben in ihrer Erzählung hingegen im Hintergrund. So erwähnt Christine Mück zwar, dass ihr Vater „schon gleich 1933“ in die NSDAP gegangen sei, „aber das waren ja schließlich alle Lehrer“.<sup>19</sup> Eine nationalsozialistische Gesinnung habe sie an ihm jedoch ebenso wenig feststellen können, wie er mit ihr als kleinem Mädchen über Politik geredet habe. Dass der Vater zumindest kein „schlimmer Nazi“ gewesen sein kann, sondern vielmehr ein Opfer des Regimes war, ist für Christine Mück durch seine Religiosität und die Umstände seines Todes belegt. So habe die Mutter erst im Jahr 1950 vom Tod ihres Mannes erfahren, obgleich dieser bereits im November 1944 ums Leben gekommen sei. Von einem Regimentskameraden erfuhr sie, dass ihr Ehemann von Angehörigen seiner Einheit erschossen worden sei, weil er gemeinsam mit zwanzig anderen Offizieren dafür plädiert habe, die ohnehin schon verlorene Festung Metz an die US-amerikanischen Truppen zu übergeben.<sup>20</sup>

Die meisten anderen Interviewpartner der Jahrgänge ab 1936/37 besitzen demgegenüber wesentlich fragmentiertere Erinnerungen an den Vater. Das liegt daran, dass zum einen die meisten Väter aufgrund ihres Einsatzes im Krieg kaum zuhause waren und zum anderen Geschehnisse vor dem dritten Geburtstag für das autobiografische Gedächtnis gar nicht und auch in den zwei bis drei Jahren danach nur sehr bedingt zugänglich sind. Die Entwicklungspsychologie reflektiert dieses Phänomen unter dem Begriff „Childhood Amnesia“.<sup>21</sup> Zwar zeigen jüngere For-

<sup>19</sup> Interview der Verfasserin mit Christine Mück, 6. 12. 2007, Transkript, S. 1f.

<sup>20</sup> Ebd., S. 2f.

<sup>21</sup> Karoline Tschuggnall: Sprachspiele des Erinnerns. Lebensgeschichte, Gedächtnis und Kultur. Gießen 2004, S. 41.

schungsergebnisse, dass auch schon sehr kleine Kinder Bruchstücke vergangener Erfahrungen erinnern können, jedoch sind diese Erinnerungen eher semantischer denn episodischer Art. Dabei ist zu berücksichtigen, dass der Kontext, in dem die Erfahrungen gemacht werden, nicht miterinnert wird und frühe Erinnerungen auch falsch sein können.<sup>22</sup> Zumeist werden sinnliche Eindrücke geschildert, die fast ausnahmslos positiv besetzt sind.<sup>23</sup>

Erika Scholz – 1939 in Hannover geboren, ihr Vater war SS-Mitglied, während ihre Mutter aus einer halbjüdischen Handelsfamilie stammte – erinnert sich einzig an das sonntägliche Kuscheln mit ihrem Vater, an seine blauen Augen und seine blonden Haare.<sup>24</sup> Ebenfalls als sehr einfühlsam schildert Inge Dollinger – sie wurde 1938 in München geboren – ihre wenigen Erinnerungen an den Vater, der im Jahr ihrer Geburt als Transportoffizier in den Generalstab der Wehrmacht nach Wien versetzt worden war: „Und mit meinem Vater sind wir mal spazieren gegangen und da waren wir irgendwo in Urlaub, weiß ich aber nicht, wir waren viel in Mariazell, könnte sein, dass wir halt da auch gewesen sind zu der Zeit, und ich hatte ein blaues Mäntelchen an mit so ’nem weißen Kragen drauf, den man abnehmen konnte, ich weiß nicht, ob Sie sowas noch kennen. Und mein Vater ist ja 1,90 und ich war ja, weiß ich, dreieinhalb oder was. Ich muss auf jeden Fall kleiner gewesen sein als vier, weil’s im Sommer, und meine Mutti und meine Omi sind halt schön gemütlich immer den Berg runtergegangen. Und mein Vater und ich, wir sind gerannt, weil, ich wollte halt auch so sportlich sein wie er. Und dann haben wir uns hinter einem großen Baum versteckt und dann hab’ ich mein Mäntelchen ausgebreitet, und mein großer Vater und ich legten uns auf das Mäntelchen zum Schutz gegen den Dreck von unten halt und dann haben wir ‚Buh‘ gemacht, und die sind dann artig erschrocken. Also: Das ist eine große Erinnerung, die ich an ihn hab, eigentlich meine, äh, allerbeste.“<sup>25</sup>

Inge Dollinger schildert sich hier als kleine Seelenverwandte und Komplizin des Vaters, die ihm naheiferte und viel Spaß mit dem „Papa“ hatte, während die Mutter und Großmutter praktisch nur Statisten waren. Inge Bude, 1938 in Berlin geboren, meint sich daran erinnern zu können, wie ihre Eltern tanzten, und die Familie noch gemeinsam das Weihnachtsfest im Jahr 1944 beging. Der Vater hatte einen letzten Fronturlaub erhalten und seine in das Dorf Neuengrade evakuierte Familie besucht. Auch erzählt sie, dass ihr der Vater eine Kette geschenkt habe, die sie noch jahrelang trug.<sup>26</sup> Diese Erinnerung sei besonders lebendig, weil von ihr ein Kinderbild mit der Perlenkette existiere. Daneben gibt es jedoch auch eine andere Erzäh-

<sup>22</sup> Katherine Nelson: Über Erinnerung reden. Ein soziokultureller Zugang zur Entwicklung des autobiographischen Gedächtnisses. In: Harald Welzer (Hg.): Warum Menschen sich erinnern können. Fortschritte der interdisziplinären Gedächtnisforschung. Stuttgart 2006, S. 78–94, hier: S. 80, S. 89.

<sup>23</sup> Margit Reiter: Die Generation danach. Der Nationalsozialismus im Familiengedächtnis. Innsbruck 2006, S. 170.

<sup>24</sup> Interview der Verfasserin mit Erika Scholz, 24. 5. 2006, Transkript, S. 2.

<sup>25</sup> Interview der Verfasserin mit Inge Dollinger, 22. 2. 2006, Transkript, S. 6.

<sup>26</sup> Interview der Verfasserin mit Inge Bude, 10. 6. 2006, Transkript, S. 4.

lung, die trotz positiver Betonung auch eine emotionale Entfremdung mit dem Vater andeutet und die von der Interviewten auf das Jahr 1942 datiert wird: „Und dann habe ich in Erinnerung: Wir sind auf dem Buddelplatz und plötzlich springt meine Mutter auf und fällt einem Soldaten um den Hals, und ich weiß, dass ich schockiert war. Bis ich gemerkt habe, das ist mein Vater. Die kann doch nicht einen fremden Mann umarmen. Da war er auf Urlaub gekommen und hat uns auf dem Buddelplatz gesucht, weil wir nicht da gewesen waren.“<sup>27</sup>

Auch die einzige „eigene“ Erinnerung, die Günter Gisbert, 1938 in Saleske (Pommern) geboren, von seinem Vater erzählt, ist im Subtext durch Entfremdung gekennzeichnet, zumal der Vater bereits Ende August 1939 eingezogen worden war: „Ich kann mich nur daran erinnern, dass er einmal an Weihnachten da war. Das ist nur so eine kurze Erinnerung, dass er da in Uniform und Karabiner in der Wohnstube stand. Eines Tages hat er mich in dem Urlaub auch mal mit in die Kneipe genommen, zum Biertrinken. Ich hab’ allerdings kein’s getrunken.“

Eine weitere Erinnerung, die den Grad der Entfremdung zwischen Vater und Sohn humorvoll ausgestaltet, stammt aus einer Erzählung von Günter Gisberts Mutter. So soll er als kleiner Junge während des ersten Fronturlaubs des Vaters im Jahr 1941 beim Mittagessen gesagt haben, dass der „fremde Onkel“ ihm und seinem jüngeren Bruder das ganze Rührei wegesse.<sup>28</sup> Eine ganz ähnliche, in der Familie kursierende Anekdote des Zusammentreffens von Vater und Sohn wird von Thomas Schmidt geschildert, der 1939 in Würzburg geboren wurde. Sein Vater arbeitete als Architekt in einem Gauheimstättenamt und war ebenfalls bereits 1939 eingezogen worden: „Da gibt es so eine Geschichte, dass es hieß, es hätte geklingelt und ich hätte die Tür geöffnet und dann ist gefragt worden: ‚Ja, wer ist denn da?‘. Ich habe gesagt: ‚Da ist jemand‘ und ‚Ja, wer ist denn das?‘, ‚Ja, ein grüner Soldat ist da!‘. Und das war wohl mein Vater, aber ob ich das erinnere, oder ob ich das nur aus Erzählungen weiß, kann ich nicht sagen.“<sup>29</sup>

In vielen Fällen können die Interviewpartner zwischen eigenen Erinnerungen und familiären Erzählungen kaum unterscheiden – das heißt: Erinnert wird, was oft erzählt wurde und damit eine gewisse Bedeutung im *memory talk* hat, der für die familiäre Identifikationsstiftung unabdingbar ist.<sup>30</sup> Die Interviewpartnerin und Historikerin Karoline Duncker, 1937 in Stettin geboren, bringt dies auf den Punkt: „Was ich von ihm [dem Vater, Anm. der Verfasserin] weiß, das kommt natürlich von anderen und meine eigenen Erinnerungen sind gleich null, eben extrapoliert, aus dem, was andere mir erzählt haben.“<sup>31</sup>

Bei vielen Interviewpartnern spielen Fotografien als Erinnerungsmedien eine wichtige Rolle. Bilder, die sie als Kleinkinder oder Babys mit ihren Eltern respektive den Vätern zeigen, sind Marker für Erinnerungserzählungen. Zugleich reprä-

<sup>27</sup> Ebd.

<sup>28</sup> Interview der Verfasserin mit Günter Gisbert, 2.10.2007, Transkript, S. 1.

<sup>29</sup> Interview der Verfasserin mit Thomas Schmidt, 2.7.2007, Transkript, S. 2.

<sup>30</sup> Tschuggnall: Sprachspiele (wie Anm. 21), S. 43.

<sup>31</sup> Interview der Verfasserin mit Karoline Duncker, 2.6.2006, Transkript, S. 1.

sentieren Familienfotografien, wie Marianne Hirsch herausgearbeitet hat, stets aber auch einen bestimmten „familiären Schein“ – ein familiäres Ideal, das die Art und Weise der Erinnerungen „einrahmt“.<sup>32</sup>

Allen Interviewpartnern gemein ist ein positiver Erzählstil in Bezug auf den Vater, auch wenn dahinter durchaus Entfremdungen deutlich werden. Der Zwang zu dieser Darstellung ergibt sich einerseits aus der Tatsache, dass der eigene Vater im Krieg gefallen ist und generell über Tote nicht schlecht gesprochen wird, andererseits sind mit der erinnerten Erzählung an den Vater stets auch idealisierte Vorstellungen von Familie und damit nicht zuletzt auch eine positive eigene Identität verknüpft. So handelt es sich beim positiven Sprechen über den Vater um einen generationellen Stil in den Familien, der sowohl nach innen als auch nach außen opportun erscheint.

### Der Vater ist tot: Leid und Stärke der Mutter

Nur die älteren Interviewpartner meinen, sich präzise an den Moment erinnern zu können, als ihre Mutter die Nachricht vom Tod des Vaters erhielt. Dabei handelt es sich vielfach um sogenannte Blitzlichterinnerungen (*flashbulb memories*), denen in der Forschung nicht nur eine primäre und lebendige Qualität, sondern auch eine erstaunliche Persistenz zugesprochen wird. Sie stellen eine spezifische Form des autobiografischen oder episodischen Gedächtnisses dar, welches darin besteht, sich genau zu erinnern, wo man gewesen ist und was man gerade tat, als einen die Nachricht von einem bedeutsamen historischen Ereignis erreichte. Als Auslöser für Blitzlichterinnerungen gelten vor allem einschneidende Veränderungen, die die Zeitzeugen unvermittelt treffen und die dem eigenen Leben eine unerwartete Wendung geben.<sup>33</sup> Zugleich ist der Begriff aber auch kritisch zu betrachten, denn gerade von dramatischen Ereignissen wie Todesfällen wird oft erzählt. Sie stellen Schlüsselmomente im Familiengedächtnis dar. Es ist nicht zuletzt die Intensität und Häufigkeit, mit der Mütter mit ihren Kindern im Sinne des *memory talk* über Erlebtes sprechen, die den Kindern die Bedeutung eines Ereignisses vermittelt.<sup>34</sup> Ilse Müller, die 1936 im bayerischen Sandelzhausen geboren wurde, zum Beispiel erinnert sich an die Situation, als die Todesnachricht ihres Vaters kam, „als ob es gestern gewesen wäre“. In ihrer Erzählung ist die Tatsache präsent, dass ihre Mutter das offizielle Schreiben, das – anders als vorgesehen – nicht durch den NSDAP-Ortsgruppenleiter, sondern einfach als Postsendung überbracht worden war, gleich erkannte und dass sie selbst – damals 6 Jahre alt – von den Großeltern sofort ange-

<sup>32</sup> Marianne Hirsch: *Family Frames. Photography, Narrative and Postmemory*. Cambridge/London 2002, S. 10.

<sup>33</sup> Aleida Assmann: *Wie wahr sind unsere Erinnerungen?*. In: Harald Welzer/Hans J. Markowitsch (Hg.): *Warum Menschen sich erinnern. Fortschritte in der interdisziplinären Gedächtnisforschung*. Stuttgart 2006, S. 95–110, hier: S. 101.

<sup>34</sup> Tschuggnall: *Sprachspiele* (wie Anm. 21), S. 45.

wiesen wurde, den Raum zu verlassen.<sup>35</sup> Im Mittelpunkt der weiteren Erzählung von Ilse Müller steht jedoch das Leid der Mutter und weniger ihre eigene Trauer beziehungsweise die Tatsache, dass sie zunächst über die Nachricht im Unklaren gelassen wurde. „Die Mutti“, wie Ilse Müller ihre Mutter in kindlicher Sprache nennt, sei ganz elend und krank gewesen. Zwar habe „die Mutti“ dann später auch noch geweint, doch habe sie sich „irgendwie berappelt“ und sei für ihre Tochter da gewesen.<sup>36</sup>

Das Erzählmotiv vom Leid der Mutter, ihrer vorübergehenden Schwäche und anschließenden Stärke scheint auch in der Erzählung von Inge Bude auf. Ihre Mutter, eine ehemalige Büroangestellte, wurde 1943 wegen der Luftangriffe auf Berlin mit den drei Kindern in ein polnisches Dorf evakuiert, wo sie 1944 die Nachricht vom Tod ihres Ehemannes erreichte. Ihre Mutter habe daraufhin einen Schock erlitten, doch dann schnell wieder „wie eine Löwin gekämpft“.<sup>37</sup>

Die nach tiefem Leid wiedererlangte Stärke der Mutter hatte allerdings auch einen Preis, wie Christa Weber erzählt, die 1941 in Berlin geboren wurde und 1943 wegen der Luftangriffe mit ihrer Mutter und ihrem jüngeren Bruder zu Verwandten nach Niedersachsen zog. Wichtig sei nach der Todesnachricht gewesen, der Mutter, die nun die Witwe eines Prokuristen der Reichsumsiedlungsgesellschaft war, nicht noch mehr Kummer zu bereiten – so wurde es Christa Weber zumindest von ihrer Umwelt suggeriert: „Die Tante Trude hat ja auch mal zu mir gesagt, das weiß ich wie heute, im Garten haben wir da gesessen im Sommer, dass sie gesagt hat, ich war wohl frech gewesen, und da hat sie mich an die Hand genommen und gesagt, meine Mutter hätte ja so viel schon gelitten und so viel mitgemacht und ich müsste das doch eigentlich wissen und sollte mich gefälligst freundlich benehmen und ein liebes, ordentliches Kind sein.“<sup>38</sup>

Solche Verhaltenszuschreibungen standen durchaus in einer Kontinuität: Viele Väter hatten während des Kriegs Feldpostbriefe auch an die Kinder gerichtet und vor allem Töchter aufgefordert, brav und folgsam zu sein.<sup>39</sup>

Etwas anders sind die Erzählmotive bei jenen Interviewpartnern gelagert, deren Väter dauerhaft vermisst waren. In ihren Erinnerungserzählungen steht weniger die Stärke der Mutter im Vordergrund als vielmehr die Last der Ungewissheit, von der die Mütter sich mitunter jahrzehntelang nicht befreien konnten und die das Familienleben nachhaltig beeinträchtigte. Der vermisste Vater habe wie ein Damoklesschwert über der Familie geschwebt, so empfand es Thomas Schmidt, der 1939 als Sohn eines Architekten in Würzburg geboren wurde und mit seiner Mutter und seinem Bruder später bei Verwandten am Steinhuder Meer wohnte. Sein Bruder und er hätten auf Geheiß der Mutter jeden Abend für die Rückkehr des Vaters, an

<sup>35</sup> Interview der Verfasserin mit Ilse Müller, 23. 2. 2006, Transkript, S. 3.

<sup>36</sup> Ebd.

<sup>37</sup> Interview der Verfasserin mit Inge Bude, 10. 6. 2006, Transkript, S. 2.

<sup>38</sup> Interview der Verfasserin mit Christa Weber, 21. 2. 2006, Transkript, S. 20.

<sup>39</sup> Margarete Dörr: Der Krieg hat uns geprägt. Wie Kinder den Zweiten Weltkrieg erlebten. Bd. 2. Frankfurt a. M./New York 2007, S. 116–124.

den er selbst keinerlei Erinnerung mehr hatte, beten müssen. Die Mutter habe noch in den 1950er-Jahren regelmäßig ihren Ehering über den Atlas pendeln lassen und gelegentlich eine Wahrsagerin zu Rate gezogen, um herauszufinden, ob ihr Mann noch lebe.<sup>40</sup> Die vielen Gebete der Mutter – „Lieber Gott, bitte mach, dass Vati wieder kommt“ – sorgten dafür, dass auch Thomas Schmidt glaubte, das Leben sei ohne ihn nur „halb“.

Auch Albert Leuchter aus Erfurt berichtet, dass die Vorstellungswelt seiner Mutter von dem ungewissen Verbleib des Ehemanns noch Jahrzehnte später beherrscht gewesen sei. Eine Todesnachricht hätten sich er und seine Geschwister geradezu als „Erlösung“ herbeigesehnt, damit die Mutter ihr Leben hätte neu ordnen können, statt nur in der Vergangenheit zu leben.<sup>41</sup> Damit spricht Albert Leuchter, sein Vater war städtischer Beamter gewesen, nicht nur seine persönliche Haltung, sondern auch eine gesellschaftliche Vorgabe an. Die „wartenden Frauen“ galten, wie Elizabeth Heineman gezeigt hat, in der DDR als politisch destabilisierend und fanden ebenso wie Kriegerwitwen und Menschen, die Flucht und Vertreibung als Unrecht ansahen, daher praktisch keine gesellschaftliche Beachtung.<sup>42</sup>

### Erzählungen von familiärer Not

Fast alle Befragten mussten als Kinder aufgrund von Flucht, Vertreibung oder Evakuierung mindestens einmal den Wohnort wechseln. In der Erzählstruktur der Interviews führt dies zu einer Kontrastierung einer besseren Vorzeit, die auch die Kriegszeit beinhalten kann und einer schlechteren Nachzeit, die nicht unmittelbar an den Tod des Vaters geknüpft wird, aber doch als dessen Folge interpretiert wird. Dies ist besonders bei westdeutschen Interviewpartnern der Fall, deren Erzählungen vor dem Hintergrund der sich wieder formierenden „vollständigen“ Familien und deren Teilhabe am „Wirtschaftswunder“ spielen. Es war genau dieses Bild, das dem breiten gesellschaftlichen Normalitäts- und Sicherheitsbestreben der 1950er-Jahre entsprach. Nur die klassische Familie schien jene Normalität zu bieten, nach der sich die Menschen in der Nachkriegszeit sehnten.<sup>43</sup>

Besonders schwierig waren die Grundvoraussetzungen für Sigmar Fauth, der – 1941 in Wolfenbüttel geboren – aus dem Arbeitermilieu stammte: Seine Mutter, ehemals Dienstmädchen und mit einem Malergesellen verheiratet, habe bis Mitte der 1950er-Jahre keine Kriegerwitwenrente, sondern allenfalls Sozialfürsorge erhalten, weil sie den Ehemann nicht für tot erklären ließ. Verwandte hätten Hilfestellungen verweigert oder seien dafür zu weit entfernt gewesen. Die Nachteile,

<sup>40</sup> Interview der Verfasserin mit Thomas Schmidt, 2. 7. 2007, Transkript, S. 6f.

<sup>41</sup> Interview der Verfasserin mit Albert Leuchter, 24. 6. 2007, Transkript, S. 1.

<sup>42</sup> Elizabeth D. Heineman: *What Difference Does a Husband Make? Women and Marital Status in Nazi and Postwar Germany*. Berkeley/Los Angeles/London 2003, S. 111f.

<sup>43</sup> Eckart Conze: *Die Suche nach Sicherheit. Eine Geschichte der Bundesrepublik Deutschland von 1949 bis in die Gegenwart*. München 2009, S. 187f.

keinen Vater zu haben, zeigten sich auch in der Schule. Im Interview schildert Sigmar Fauth seinen Neid, wenn andere Schüler nach einer Klassenfahrt von ihrem Vater mit dem Auto abgeholt wurden.<sup>44</sup> Hinzu kam der gesellschaftliche Druck, an den sich Sigmar Fauth erinnert: „Man hat immer auf diese Kriegerfrauen also runter geschaut und man hat gesagt ‚na ja, die Kinder können ja nichts werden, das sind ja drei Jungs, und die haben ja keinen Vater‘.“<sup>45</sup>

Auch für Kinder, die aus bürgerlichen oder adligen Familien stammten, war die Vaterlosigkeit mit der Erfahrung materiellen Abstiegs und gesellschaftlichen Drucks verknüpft, wenn auch auf deutlich höherem Niveau. Allerdings betonten Interviewpartner aus diesen Milieus stärker die Bedeutung von Verwandten und Bekannten, die die Kriegerwitwe und ihre Kinder materiell unterstützten und oftmals eine Art Ersatzfamilie bildeten.

Bei ostdeutschen Interviewpartnern steht hingegen weniger der Verlust des Vaters als Erklärung für materielle Schwierigkeiten im Vordergrund, sondern vielmehr der Eindruck, dass in der DDR der Krieg generell noch wesentlich länger präsent gewesen und eine wirtschaftliche Verbesserung der Situation erst in den 1960er-Jahren eingetreten sei. Hinzu kam, dass die Kriegerwitwen hier – anders als in der Bundesrepublik – keine speziellen Renten erhielten. Besonders schwierig war die Lage für jene Kinder, die von Flucht und Vertreibung betroffen waren. Dennoch überwiegen auch hier die positiven Erinnerungserzählungen. Lothar Waxner kam mit seiner Mutter und der kleineren Schwester nach mehreren Stationen in Massenunterkünften in Lehmkuhl an. Dort mussten sie sich mit einer anderen Kriegerwitwe, die ebenfalls zwei Kinder hatte, eine Dachkammer bei einem ihnen gegenüber ablehnend eingestellten Bauern teilen.<sup>46</sup> Waxners Mutter fand in der strukturschwachen Region – Mecklenburg hatte mit einem Anteil von 36,6 Prozent die größte Gruppe von „Umsiedlern“ aufnehmen müssen – keine Arbeit.<sup>47</sup> Sie war von der Sozialfürsorge abhängig und konnte allenfalls durch Feldarbeit selbst etwas dazuverdienen. Die Familie hungerte bis in die 1950er-Jahre hinein – Essen war ein ständiges Thema. Lothar Waxner musste deshalb schon als Kind zum Lebensunterhalt beitragen: „Der Wind piff durch die Ritzen, die Häuser waren ja nicht so gut isoliert wie heute, Brennmaterial gab’s nicht, Lebensmittel gab’s nicht. Ich kann mich erinnern, dass ich mit diesen beiden Jungs von der ande-

<sup>44</sup> Interview der Verfasserin mit Sigmar Fauth, 27. 7. 2007, Transkript, S. 35.

<sup>45</sup> Ebd., S. 4.

<sup>46</sup> Interview der Verfasserin mit Lothar Waxner, 16. 3. 2006, Transkript, S. 7. Beschimpfungen wie „Polensau“ oder „Polacken“ waren in der Nachkriegszeit an der Tagesordnung. Sie zielten auf die vertreibungsbedingte Armut ab, von der die meisten Alteingesessenen ihre Lebenswelt scharf abgrenzten. Vgl. dazu Michael Schwartz: Umsiedlerpolitik und Selbstorganisation. Assimilation als Problem in der DDR. In: Beatrice Vierneisel (Hg.): Fremde im Land. Aspekte zur kulturellen Integration von Umsiedlern in Mecklenburg und Vorpommern 1945 bis 1953. Münster u. a. 2006, S. 43–62, hier: S. 44.

<sup>47</sup> Arnd Bauerkämper: Von der Bodenreform zur Kollektivierung. Zum Wandel der ländlichen Gesellschaft in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands und der DDR 1945–1952. In: Hartmut Kaelble/Jürgen Kocka/Hartmut Zwahr (Hg.): Sozialgeschichte der DDR. Stuttgart 1994, S. 119–143, hier: S. 125f.

ren Familie im Wald war, wir haben Bäume gefällt und da mit diesem kleinen Handwagen dann die Sandwege nach Hause geschleppt und dann das Holz klein gemacht haben, um nicht zu erfrieren.“<sup>48</sup>

Dies interpretierte Lothar Waxner allerdings weniger als Belastung, vielmehr sah er sich als „Haupt der Familie“, zumal die Mutter keinerlei Bezugspersonen in der Nähe hatte.<sup>49</sup> Trotz der Tatsache, dass es für die Familie bis in die 1950er-Jahre hinein um das nackte Überleben ging, spielt der Vergleich zu eventuell bessergestellten Kindern in seiner Erzählung keine Rolle. Ähnlich schwierig war der Neuanfang für die Mutter von Günter Gisbert, die mit ihm und seinen beiden jüngeren Geschwistern 1945 aus Saleske geflüchtet war und nach mehreren Stationen 1947 im thüringischen Luftkurort Masserberg untergebracht wurde. Hier kamen sie bei einer Familie mit zwei Kindern unter. Die neue Nachbarin kümmerte sich öfters um die Kinder, weil Günter Gisberts Mutter an einem Herzfehler litt. Wie Lothar Waxner beklagt auch Günter Gisbert die schlechte Versorgungssituation in der frühen DDR. Doch diese führte nicht dazu, dass sich die Kinder als materiell minderbemittelt einschätzten oder sich von ihrem sozialen Umfeld kritisch béaugt fühlten. Im Gegenteil: In Günter Gisberts Erzählung überwiegen die Schilderungen schöner Sommer- und Wintertage, an denen die Geschwister mit Freunden sportlichen Aktivitäten nachgingen und spielten. Zwar habe die Mutter gelegentlich Überlegungen angestellt, in den Westen zu ziehen, dies jedoch nicht getan, weil es den Kindern in Masserberg so gut gefiel: „Wir Kinder fühlten uns da oben sawohl mit unseren Spielkameraden. Wir haben im Sommer Räuber und Gendarm gespielt, haben dort auf den Straßen Kippel-Kappel gespielt. Wir haben im Winter Sprungschanzen gebaut, sind dort gesprungen, haben Langlaufwettbewerbe gemacht und sind Alpin-Ski gefahren. [...] Wir hatten dort nie Langeweile und wollten dort nicht weg.“<sup>50</sup>

Ganz ähnlich schildert Gundula Nolte, sie wurde 1942 in Kiefernwalde (Schlesien) geboren, die Situation. Mit ihrer Mutter und ihren zwei älteren Brüdern kam sie im Februar 1945 in dem kleinen Dorf Tauscha in der Nähe von Chemnitz an. In den ersten Jahren lebte die Familie in einem Zimmer bei einem Bauern, für den die Mutter und die beiden Brüder Feldarbeiten verrichteten, weil sich zunächst keine andere Einkommensquelle bot. Auch wenn Gundula Nolte im Interview betont, wie „schlimm“ diese Zeit gewesen sei, weil sie kaum zu essen und vor allem keine anständige Kleidung gehabt hätten, erzählt sie auch, dass die Familie von Dorfbewohnern und Verwandten, die ganz in der Nähe untergekommen waren, viel Hilfe erfahren hätte.<sup>51</sup> Die Geschichte von Gundula Nolte handelt also in erster Linie von der Solidarität, die sie in den Nachkriegsjahren erlebte und die vermutlich angesichts der Erfahrungen von Entsolidarisierung bedingt durch die Wiedervereinigung im sozialen Umfeld an Relevanz gewonnen hat.

<sup>48</sup> Interview der Verfasserin mit Lothar Waxner, 16. 3. 2006, Transkript, S. 7.

<sup>49</sup> Ebd., S. 7f.

<sup>50</sup> Interview der Verfasserin mit Günter Gisbert, 20. 10. 2007, Transkript, S. 14.

<sup>51</sup> Interview der Verfasserin mit Gundula Nolte, 18. 11. 2007, Transkript, S. 2.

## Veränderte Familienkonstellationen

Bei den meisten Interviewpartnern führte der Tod des Vaters dazu, dass das Verhältnis zu anderen familiären Bezugspersonen enger wurde, da die Mütter aufgrund der Wohnungsnot weiterhin oder erneut mit ihren Eltern oder Schwiegereltern zusammenwohnten beziehungsweise – wenn sie selbst einer Erwerbstätigkeit nachgingen – auf die Mithilfe von Verwandten bei der Erziehung der Kinder angewiesen waren.<sup>52</sup> Vor allem Großeltern werden von den befragten Männern und Frauen als liebe- und verständnisvoll dargestellt. Ruth Waxner, die 1939 in Rostock geboren wurde, liebte ihren Großvater über alles: „Der Großvater war der Ansprechpartner für meine seelischen Belange. Wenn ich mich ungerecht behandelt fühlte in der Schule, wenn ich mich mit ’ner Freundin gezankt hatte und dachte, ich hab’ keine Schuld. Dann hab’ ich ihm erzählt, wie gemein die sind und dann hat er gesagt: ‚Aber Ruth, Du bist auch nicht ganz schuldlos, guck mal, das hättest Du so und so machen können.‘ Das war mein Opa.“<sup>53</sup>

In ähnlich zärtlicher Weise schildert Christa Weber ihren Großvater. Der ehemalige Direktor des größten Betriebes in Stadthagen stellte für sie eine wichtige Vaterfigur dar, die sie im Gegensatz zu den ihr bekannten Männern der jüngeren Generation als besonnen und respektabel einschätzte – ein „Konrad-Adenauer-Typ“. Selbst im Morgenmantel sei er noch eine zu bewundernde Autorität gewesen. Er und die Großmutter seien ihr gegenüber stets pekunär großzügig gewesen und seien ihr mit viel Liebe begegnet.<sup>54</sup>

Doch selbst wenn dies nicht der Fall war, nehmen die Interviewpartner in ihren Erzählungen die Großeltern ebenso wie die Mutter in Schutz. Hella Deckmann etwa, Jahrgang 1938 aus Berlin-Pankow, wurde häufig von ihrem Großvater geschlagen, wenn die Mutter als „Neulehrerin“ arbeitete. Hella Deckmann stellt jedoch nicht ihr eigenes Leid in den Mittelpunkt ihrer Erzählung, sondern das ihrer Mutter: „Es war ja hart, plötzlich nach so langer Hausfrauentätigkeit einen Beruf zu ergreifen und sich in der Schule rumzuquälen. Dadurch war sie froh, dass Opa denn alles so in der Hand hatte. Was sollte sie denn machen?“<sup>55</sup>

Allgemein veränderte sich das generationelle Familiengefüge: Die Großeltern rückten in den vaterlosen Familien mehr noch als in „vollständigen“ Familien in den Mittelpunkt, vor allem was die Vermittlung von Erziehungsnormen, Sekundärtugenden und Werten betraf. Daraus resultierende Konflikte wurden zeitgenössisch sowohl in Ost- als auch in Westdeutschland von den Kindern zumeist nicht offen artikuliert, entweder um den Familienfrieden nicht zu stören oder aber um die Mutter nicht zu belasten.

<sup>52</sup> Vgl. Heide Rosenbaum/Elisabeth Timm: Private Netzwerke im Wohlfahrtsstaat. Familie, Verwandtschaft und soziale Sicherheit im Deutschland des 20. Jahrhunderts. Konstanz 2008, S. 65.

<sup>53</sup> Interview der Verfasserin mit Ruth Waxner, 16. 3. 2006, Transkript, S. 37.

<sup>54</sup> Interview der Verfasserin mit Christa Weber, 21. 2. 2006, Transkript, S. 11-14.

<sup>55</sup> Interview der Verfasserin mit Hella Deckmann, 9. 6. 2006, Transkript, S. 4.

## Vater-Bilder im Familiengedächtnis

Auch nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs waren der Tod und die Toten in der Erinnerungs- und Vorstellungswelt der Nachkriegsgesellschaften stets gegenwärtig.<sup>56</sup> In West- wie in Ostdeutschland kursierten in den meisten Familien Erzählungen über den gefallenen Vater, die ihn mit vorbildhaften Charakterzügen ausstatteten und dadurch idealisierten. Ruth Waxner, die 1939 in Rostock geboren wurde, zum Beispiel mochte es besonders, wenn ihre Mutter über den Vater sprach, einem Heizungsinstallateur, der 1943 in Russland gefallen war:

„Ruth Waxner: Und ich war auch stolz, wenn meine Mutter erzählte, dass mein Vater besonders hübsch war – und sowas, das hab’ ich auch alles gerne gehört.

Lu Seegers: Was wurden dem denn noch für Eigenschaften zugeschrieben?

Ruth Waxner: Ach, nur gute! Nur gute.

Lu Seegers: Beschreiben Sie mal ein paar.

Ruth Waxner: Immer lustig und vergnügt. Und, und, und gutaussehend und kräftig, schöne Figur. Ja und diesen Rheinländer-Humor – und, naja: Nur gute Eigenschaften. Und liebevoll. Und äh, ja: Die glücklichsten Jahre ihres Lebens hat sie mit meinem Vater erlebt. Leider Gottes eben nicht lange genug.“<sup>57</sup>

Auch in der Familie von Thomas Schmidt grenzte die Schilderung des toten Vaters an eine Ikonisierung, wie er aus der Retrospektive kritisch bemerkt: „Also der war wirklich perfekt und man konnte ihm nicht an’s Zeug flicken, man hatte ihn ja schließlich nicht und der war unantastbar, der war wie ein Gott, ne?“<sup>58</sup> Als personalisierte „Lichtgestalten“ erschienen die toten Väter als nicht hinterfragbare moralische Instanz, die die Mütter häufig auch als Erziehungsmittel einsetzten.

Vermischt wurden solche Charakterisierungen mit entsprechenden Anekdoten der Eheleute aus „besseren Tagen“, die politischen Implikationen weitgehend enthoben waren. Angela Keppler hat festgestellt, dass das Familiengedächtnis nicht nur aus großen Narrationen besteht, sondern vielmehr auch aus kleinen profanen Anekdoten und Episoden von Familienmitgliedern, die immer wieder erzählt werden, obgleich – oder vielleicht gerade weil – sie alle in der Familie schon kennen. Sie fungieren – oft in Verbindung mit Fotografien – als Bausteine einer erinnernden sozialen Kommunikation, die der gemeinsamen Vergewisserung der Familiengeschichte dient. Das Traditionsbewusstsein einer Familie bilde sich nicht durch eine einheitliche Geschichte, sondern entstehe aus einer Vielzahl von Episoden und fragmentierten Geschichten, die oft „idealen Erzählungen“ entsprechen.<sup>59</sup>

<sup>56</sup> Svenja Goltermann: Die Gesellschaft der Überlebenden. Deutsche Kriegsheimkehrer und ihre Gewalterfahrungen im Zweiten Weltkrieg. München 2009, S. 17.

<sup>57</sup> Interview der Verfasserin mit Ruth Waxner, 16. 3. 2006, Transkript, S. 9.

<sup>58</sup> Interview der Verfasserin mit Thomas Schmidt, 2. 7. 2007, Transkript, S. 35.

<sup>59</sup> Angela Keppler: Tischgespräche. Über Formen kommunikativer Vergemeinschaftung am Beispiel der Konversation in Familien. Frankfurt a. M. 1994, S. 145, S. 148.

Besonders deutlich wird dies in der Schilderung von Inge Dollinger. Ihre Mutter habe ihr und dem kleinen Bruder immer wieder erzählt, dass der im Generalstab der Wehrmacht in Wien eingesetzte Vater „so sportlich war und dass er so lustig war und so gut singen konnte und die Leute so animieren konnte und dass seine Soldaten ihn so geliebt haben. Der konnte die so mitreißen, und er hat ja auch ein Buch geschrieben über Gepäckmarsch, war ja für Soldaten wichtig .... Also: Der war immer super. Und die hat ja natürlich immer von schönen Sachen erzählt, wie schön sie in Urlaub gefahren sind. Und: Er hat ja erst ein Motorrad bloß gehabt und meine Mutter musste immer in den Beiwagen, und das mochte sie ja gar nicht, und dann hat er eben doch ein Auto gekauft – Gott sei Dank.“<sup>60</sup>

Fragen nach den Aktivitäten des Vaters im Krieg bleiben in dieser zur Geschichte geronnenen Erzählung ebenso ausgeblendet wie die konkrete Rolle des Vaters während des Nationalsozialismus. Zwar kann Inge Dollinger die Funktion des Vaters im Krieg noch benennen – er sei Quartiermeister gewesen und habe Häuser besichtigt, die als Wohnstätten für Offiziere beschlagnahmt worden seien, Mitglied der NSDAP sei er aber nicht gewesen – alles Weitere bleibt jedoch verschwommen beziehungsweise rückt angesichts der Tatsache, dass der Vater bei der Okkupation Rumäniens in Bukarest einem Attentat zum Opfer fiel, in den Hintergrund.<sup>61</sup>

Die Trauer vieler Mütter trug dazu bei, die gemeinsame Vergangenheit mit dem Verlobten oder Ehemann romantisch zu verklären, während es für die Kinder nicht opportun war, genauer nach der politischen Orientierung des Vaters und seinen Aktivitäten im Zweiten Weltkrieg zu fragen. Bei den in der Familie kursierenden Anekdoten blieb insbesondere in der sich sozial ausfächernden Bundesrepublik der jeweils schichtspezifische Hintergrund des Familiengedächtnisses mit ausschlaggebend für die Interpretation des Charakters und der Handlungen des Vaters. Während adlige Interviewpartner ihren Vätern per se eine Resistenz gegenüber dem Nationalsozialismus sowie ihnen ein hohes Maß an Verantwortungsbewusstsein und Entscheidungskraft zuschreiben, dominieren in Arbeiter- und Angestelltenfamilien Erzählungen vom Vater als Opfer gegebener und nicht veränderbarer Umstände. In der DDR variierte das Familiengedächtnis an den Vater ebenfalls schichtspezifisch, wobei die sozialistische Sozialisation der Väter in einigen Erzählungen eine wichtige Rolle spielt. Besonders deutlich wird dies an den Ausführungen von Margret Dahms, die heute in Pirna lebt und 1937 in Radebeul geboren wurde. Sie betont noch heute die sozialistische Tradition der Familie. Ihr Vater – aus einer armen Glasbläserfamilie in Ilmenau stammend – sei in der Weimarer Republik Mitglied der „Sozialistischen Arbeiterjugend“ (SAJ) gewesen und habe gemeinsam mit seinem Bruder für ein „besseres Leben“ gekämpft.<sup>62</sup> Diese antifaschistische Tradition prägt dann auch Margret Dahms' Schilderung der Rolle des Vaters im Krieg. Zwar sei der Vater als Soldat beim Polenfeldzug dabei gewesen, doch habe er in Polen Kohlen schaufeln müssen und sei mit einem Gewehrkolben

<sup>60</sup> Interview der Verfasserin mit Inge Dollinger, 22. 2. 2006, Transkript, S. 14.

<sup>61</sup> Reiter: Generation (wie Anm. 23), S. 119.

<sup>62</sup> Interview der Verfasserin mit Margret Dahms, 24. 6. 2007, Transkript, S. 4f., S. 21.

in den Bauch gestoßen worden, was zu einer nicht mehr heilenden Verletzung geführt habe. Der Vater sei dann an „Hitlers Geburtstag“ 1942 verstorben – gewissermaßen als Opfer der Wehrmacht, der er selbst angehörte.<sup>63</sup> Diese Geschichte dürfte für Margret Dahms in der DDR in mehrfacher Hinsicht Sinn gestiftet haben. Zum einen situierte sie die Familie eindeutig in einen antifaschistischen Kontext, zum anderen rückte sie den Vater in die Nähe des Status „Opfer des Faschismus“, der in der DDR auch bei Kriegerwitwen sehr begehrt war, weil er höhere Renten und eine hohe gesellschaftliche Anerkennung bedeutete.<sup>64</sup> Zudem entsprach die Interpretation der politischen Einstellung von Margret Dahms und ihrer Mutter – beide waren langjährige Mitglieder der SED.

Vielen Interviewpartnern gemein ist, dass sie den Vater trotz ihres mangelhaften Wissens über seine Aktivitäten während des Zweiten Weltkriegs in einen entlastenden Konversions-Topos einbinden, wobei die beiden Wehrmachtsausstellungen einen Subtext ihrer Erzählungen bilden.<sup>65</sup> Zwar setzen die befragten Männer und Frauen die Verbrechen der Wehrmacht als gegeben voraus, aber dem eigenen Vater schreiben sie eine ablehnende Haltung dazu zu. In den Interviews wird vielfach ein spezifischer Schlüsselmoment thematisiert, in dem der Vater entweder in einem Gespräch mit der Mutter oder brieflich angedeutet hätte, dass er die Verbrechen der Nationalsozialisten im Krieg verabscheue. Das vorherrschende Leitmotiv in den Erzählungen ist daher die teilnehmende Erinnerung an den Leiden der Eltern im Krieg.<sup>66</sup>

## Resümee

Die Ausführungen zeigen, dass die meisten der zwanzig interviewten Halbweisen der Jahrgänge 1935 bis 1945 kaum eigene Erinnerungen an ihren Vater haben und falls doch, die Erzählungen ausschließlich positiv besetzt sind. In den Erzählungen dominiert daher das Bild der leidenden und zugleich starken Mütter. Darin schwingt das populäre Narrativ der Trümmerfrau mit, welche die Familie selbstlos durch schwierige Zeiten gebracht habe. Damit werden die Mütter nicht zuletzt in ein pauschalisiertes Opfernarrativ eingereiht, wobei deren eigene politische Intentionen ausgeblendet bleiben, gemäß der weitverbreiteten Sichtweise, wonach Frauen im Machtapparat der Nationalsozialisten keine Rolle gespielt hätten. Die Mütter erscheinen vielmehr als Opfer der Zeit des Nationalsozialismus, weil sie den Tod des Vaters im Zweiten Weltkrieg brachte, der dadurch ebenfalls als Opfer

<sup>63</sup> Ebd., S. 4.

<sup>64</sup> Allerdings umfasste diese Gruppe 1953 nur rund 5 000 Kriegerwitwen. Vgl. dazu Heineman: *Difference* (wie Anm. 42), S. 196.

<sup>65</sup> Tim Seidenschnur: *Streit um die Wehrmacht. Die Debatten um die Wehrmachtsausstellungen im Wandel der Generationen*. Marburg 2010.

<sup>66</sup> Vgl. Margarete Dörr: „Wer die Zeit nicht miterlebt hat ...“. *Frauenerfahrungen im Zweiten Weltkrieg und in den Jahren danach*. Bd. 3: *Das Verhältnis zum Nationalsozialismus und zum Krieg*. Frankfurt a. M. 1998, S. 194.

galt.<sup>67</sup> Nach dem Krieg fiel es gerade den Kriegerwitwen leicht, ihre Beteiligung an den Kriegsanstrengungen und eine zumindest passive Übereinstimmung mit den Zielen und Praxen der NS-Herrschaft durch Erfahrungen des persönlichen Verlusts und der alltäglichen Sorge um die Familie zu überschreiben.<sup>68</sup>

Die Nachricht vom Tod des Vaters stellte in den Erzählungen ein Schlüsselereignis dar. Während viele Interviewpartner ihre Mütter zuvor als glückliche und zum Teil naive Ehefrauen beschreiben, sehen sie diese nach dem Tod des Ehemannes als starken, aber auch beschützenswerte Frauen an. Die Kinder schienen eine besondere Verpflichtung und Solidarität ihren Müttern gegenüber zu verspüren, auch wenn sie selbst keine Trauer für den verstorbenen Vater empfanden. Daraus erwuchs insbesondere für die weiblichen Interviewpartner das tiefe Gefühl der Mutter gegenüber, diese unterstützen zu müssen und möglichst wenig belasten zu dürfen. Außerdem sind deutliche Verschiebungen im Beziehungsgefüge der Generationen in der Familie zu konstatieren. Aufgrund des Todes des Vaters nahmen Großelternanteile eine wichtige Position ein, was eine traditionelle Wertestruktur in den Familien ebenso befördert haben dürfte wie unterschwellige Konflikte, die in den Erzählungen allerdings kaum zur Sprache kommen.

In den Familien kursierten vielfältige Schilderungen über den gefallenen Vater, zumeist in Form von Anekdoten und „Schnappschüssen“ aus einem imaginären Familienalbum. Die Leerstelle des Vaters wurde von Müttern und Verwandten mit bestimmten Vater-Bildern aufgefüllt, die den Vater als „guten Menschen“ zeichneten, aber mögliche Verstrickungen mit dem Nationalsozialismus weitgehend außer Acht ließen. Diese Vater-Bilder wurden dann in einen, den politischen Vorzeichen der beiden Systeme gemäßen Kontext gesetzt und mit Sinn ausgestattet. Dabei bedienten sich die familiären Erzählungen auch solcher Versatzstücke aus öffentlichen Deutungsangeboten, die Entlastung, Zugehörigkeit und Glaubwürdigkeit versprachen. In der DDR kam hinzu, dass der Nationalsozialismus als populäre Massenbewegung nicht thematisiert wurde, wodurch man sich diesem Thema auch in privaten Erzählungen leichter entziehen konnte.<sup>69</sup> In der Bundesrepublik spielte hingegen der jeweils schichtspezifische Hintergrund des Familiengedächtnisses eine Rolle dabei, wie der Charakter des Vaters interpretiert wurde.

West- wie ostdeutsche Interviewpartner bemühen den Topos der Konversion, um mögliche Affinitäten des Vaters zum Nationalsozialismus gewissermaßen durch die Leiderfahrung der Väter im Krieg „aufzulösen“. Zugleich wird deutlich, dass die „guten“ Vater-Geschichten in der Kindheit auf ambivalente Weise bedeutsam waren. Sie ermöglichten es, den eigenen Vater von den zumeist negativ gedeuteten Männern im näheren Umfeld abzugrenzen. Sie gaben die Möglichkeit zu

<sup>67</sup> Dazu Robert G. Moeller: *Germans as Victims?. Thoughts on a Post-Cold War History of World War II's Legacies*. In: *History & Memory* 17 (2005) 1/2, S. 147–194, hier: S. 151.

<sup>68</sup> Vgl. Frank Biess: *Homecomings. Returning POWs and the Legacies of Defeat in Postwar Germany*. Princeton/Oxford 2007, S. 37.

<sup>69</sup> Vgl. dazu Dorothee Wierling: *Krieg im Nachkrieg. Zur öffentlichen und privaten Präsenz des Krieges in SBZ und früher DDR*. In: Jörg Echternkamp/Stefan Martens (Hg.): *Der Zweite Weltkrieg in Europa. Erfahrung und Erinnerung*. Paderborn u. a. 2007, S. 237–252, hier: S. 248.

einer positiven Selbstidentifikation einerseits, erzeugten andererseits aber auch einen spürbaren Erziehungs- und Disziplinierungsdruck.

Unterschiede in den Erzählungen und Deutungen zwischen männlichen und weiblichen, ostdeutschen und westdeutschen Interviewpartnern gibt es vor allem da, wo äußere Faktoren eine Rolle spielen. So wird die Vaterlosigkeit für die materielle Situation der Familie in Westdeutschland als wesentlich frappierender eingeschätzt als in Ostdeutschland, obgleich in der DDR eine spürbare Verbesserung der Lebensverhältnisse für viele Familien erst Anfang der 1960er-Jahre eintrat. Allerdings scheint dies als gemeinsame Erfahrung „aller“ gewertet worden zu sein, die in der langen physischen Präsenz des Kriegs insbesondere bei Flüchtlingen und Vertriebenen sowie in der langanhaltenden mangelhaften Grundversorgung begründet lag.<sup>70</sup>

### Abstract

Based on twenty biographical interviews with fatherless half-orphans born between 1935 and 1945 in eastern and western Germany, this paper investigates the narrative patterns of individuals who had not previously participated in the public and academic debate about German orphans of the Second World War. The focus here lies on narratives remembering their fathers and stories of the early post-war years. As a characteristic feature of these stories, the memories of the time before and after 1945 are often described as “happy” ones, irrespective of the political system. The first part of the paper provides a theoretical and methodological introduction, discussing the relationship between storytelling and memory. Building on this foundation, the second part will discuss the following questions: How was being fatherless experienced in the late 1940s and 1950s? What were the children’s own memories of their fathers and what images were conveyed to them by their mothers? How did they assess their economic circumstances and how did they describe their relationships to their mothers and other attachment figures within their families?

<sup>70</sup> Ebd., S. 238.

Geschichten, Gemeinschaft und  
lieb gewordene Dinge – Erinnerung  
an den „real existierenden Sozialismus“  
in der DDR



*Dorothee Wierling*  
Ostdeutsche Geschichten

Das Gute erzählen, um das Schlimme nicht zu erinnern?

Voraussetzungen

Im folgenden Beitrag geht es um die Frage, wie wir Erzählungen über das Leben im Staatssozialismus verstehen können, die vor allem das Positive dieser Erfahrung hervorheben und die diesem oft die belastenden Lebensumstände im Postsozialismus gegenüberstellen. Mit solchen Erzählungen sind wir immer wieder konfrontiert, sowohl in den Medien als auch in persönlichen Gesprächen. Oder aber wir nehmen an ihnen teil, nicht nur, wenn wir selbst aus dem „Osten“ stammen oder dort leben. Dabei bezeichnet „der Osten“ nicht nur die ehemalige DDR beziehungsweise die „neuen Bundesländer“, sondern einen Gesellschaftstyp, der – vor allem von außen und im Nachhinein – als zurückgeblieben und gescheitert gilt. Für den positiven Umgang mit der staatssozialistischen Erfahrung ist der Begriff der „Ostalgie“ geprägt worden, in dem die nostalgische Sehnsucht nach der Vergangenheit mit „dem Osten“ zusammengeführt wird.<sup>1</sup> „Ostalgie“ ist aber – wie der vorliegende Band eindrucksvoll zeigt – keineswegs nur ein ostdeutsches Phänomen und materialisiert sich nicht nur in Erzählungen, sondern auch in diversen Praktiken: in Ostdeutschland zum Beispiel im Kauf von „Ostprodukten“, die zum Teil nach dem Ende der DDR weiter beziehungsweise wieder produziert wurden, in der Veranstaltung von „Ostalgie-Partys“, mit Musik, Tänzern, Kostümen sowie Essen und Trinken nach Rezepten aus der DDR, und vor allem im Konsum von „ostalgieischen“ Medienprodukten wie der seit 1990 erscheinende „Super-Illu“ oder eines Fernsehprogramms, das aus der DDR stammende Formate und Sendungen übernimmt beziehungsweise wiederholt, wie zum Beispiel die DDR-Produktion „Polizeiruf 110“ und die in der DDR beliebten Folgen der dänischen Serie „Die Olsenbande“<sup>2</sup>. Diese Beispiele verweisen zunächst auf die Tatsache, dass im Zentrum

<sup>1</sup> Herausgegriffen aus der Fülle der populären und wissenschaftlichen Literatur vgl. etwa Thomas Ahbe: *Ostalgie. Zu ostdeutschen Erfahrungen und Reaktionen nach dem Umbruch*. Weimar 2015.

<sup>2</sup> Die dänische Krimi-Komödienserie wurde in 14 Episoden von Spielfilmlänge zwischen 1959 und 1986 produziert. Sie war ein Riesenerfolg im gesamten Ostblock, vor allem aber in der DDR. Das narrative Grundmuster ist immer wieder das komische Scheitern krimineller Coups, wonach die Bandenmitglieder zwar im Gefängnis landen, aber meist wegen harmloser Delikte. Im Genre des Schwanks können die sympathischen Kleinkriminellen letztlich von ihren Widersachern, der Polizei und der Mafia, nicht besiegt werden.

des nostalgischen Konsums nicht die DDR als *politisches* System steht, sondern die materielle und mediale Ausstattung der DDR als *Lebenswelt*. Üblicherweise wird diese Haltung im „Westen“ kritisch als mangelnde Auseinandersetzung mit der Diktatur und den „Verstrickungen“ ihrer Untertanen kommentiert, bestenfalls als gedankenlose Hinnahme einer autoritären, aber fürsorglichen Herrschaft.

Bei den folgenden Ausführungen geht es um einen bestimmten Typus solcher „Ostalgie“, nämlich um persönliche Erzählungen im engeren Sinne, wie sie in verschiedenen wissenschaftlichen Projekten, zum Beispiel im Rahmen der Oral History, erhoben und gedeutet wurden.<sup>3</sup> In diesen Erzählungen wird explizit und implizit eine Beziehung zwischen dem eigenen Leben und der Lebenswelt in der DDR hergestellt. Im Folgenden soll gefragt werden: Wie können wir diese Texte, in denen eine „ostalgie“ Haltung vorzuherrschen scheint, verstehen? Und was können wir daraus über „Ostalgie“ – nicht nur die in Ostdeutschland – und deren zukünftige Entwicklung lernen?

Die Erfahrungen des Staatssozialismus und die Erinnerungen an ihn sind vielfältig und komplex. Das hängt nicht nur von den Varianten der Regime im sowjetischen Machtbereich ab, sondern auch von deren jeweiligen Vorgeschichten und den Spezifika der jeweiligen Transformation hin zu einer postsozialistischen Gesellschaft mit einer – mehr oder weniger – demokratischen Regierungsform. Alle Regime des Ostblocks waren das Ergebnis verheerender, die gesamte Bevölkerung einbeziehender Kriege – das gilt nicht nur für die Nachkriegsstaaten der 1940er-Jahre, deren Bewohner zuvor unter brutaler deutscher Besatzung gelebt hatten und die nach dem Sieg der Sowjetunion in deren Machtbereich übergingen. Die Vorgeschichte der Gewalt galt in besonderem Ausmaß auch für die Sowjetunion selbst. Der erste sozialistische Staat war aus einer Revolution geboren worden, die im Ersten Weltkrieg begonnen und sich nach dessen Ende in einem brutalen Bürgerkrieg, der bis in die 1920er-Jahre reichte, fortgesetzt hatte. Die Sowjetunion war auch das Kernland eines brutalen Stalinismus, dem Millionen Menschen zum Opfer fielen. Die langfristigen Nachwirkungen dieser Gewaltvorgeschichte scheinen bisher erst in Ansätzen verstanden worden zu sein.<sup>4</sup>

Die DDR, auf die ich mich im Folgenden beziehe, stellt hier sicher einen Sonderfall dar: entstanden aus einer sowjetischen Besatzungszone nach dem verlorenen deutschen Angriffskrieg, der teilweise als Vernichtungskrieg geführt wurde,

<sup>3</sup> Dazu gehören sowohl wissenschaftliche Arbeiten im engeren Sinne, wie Annegret Schüle: „Die Spinne“. Die Erfahrungsgeschichte weiblicher Industriearbeit im VEB Leipziger Baumwollspinnerei. Leipzig 2001, als auch Produkte, die für ein breiteres Publikum im Rahmen der politischen Bildung gedacht sind, wie Annette Leo/Agnes Arp (Hg.): Mein Land verschwand so schnell. 16 Lebensgeschichten und die Wende 1989/90. Weimar 2009. Die letztgenannte Publikation entstand aus einem Seminar an der Universität Jena und wurde von der Landeszentrale für politische Bildung in Thüringen herausgegeben.

<sup>4</sup> Als literarisches Zeugnis für den Bürgerkrieg besonders Isaac Babel: Mein Taubenschlag. Sämtliche Erzählungen. München 2014. Der US-amerikanische Historiker Timothy Snyder hat mit seiner Schilderung der Geschichte einer fast ununterbrochenen Gewalt in den Regionen der westlichen Sowjetunion ein breiteres Publikum erreicht; Timothy Snyder: Bloodlands. Europa zwischen Hitler und Stalin. München 2011.

sahen sich ihre Staatsbürger nicht nur als Besiegte, sondern auch als Beschuldigte, die mit entsprechenden Konsequenzen zu rechnen hatten. Die brutalen Übergriffe auf Zivilisten durch die Rote Armee, besonders die Massenvergewaltigungen, die zum Teil willkürlichen Verhaftungen wirklicher oder vermeintlicher „Nazis“ und Kriegsverbrecher, die unter Gewaltandrohung erzwungenen Vertreibungen von „Junkern“, die wilden Reparationen durch die Besatzungsmacht, die Verschleppungen Einzelner in die Sowjetunion – diese allgegenwärtigen Bedrohungen durch Willkür und Gewalt wirkten sich auch auf diejenigen aus, die nicht direkt davon betroffen waren.

Nach der Gründung der DDR und der Etablierung eines stalinistischen Herrschaftssystems erschien die neue Variante der schon vom Nationalsozialismus durchgesetzten diktatorischen Herrschaftsform zugleich fremd und vertraut. Als Staat an der Grenze zwischen den beiden Machtblöcken des Kalten Kriegs lebte man zunächst in ständiger Furcht davor, wieder Schauplatz neuer, diesmal atomarer Kriegsgewalt zu werden. Zudem war die DDR bis in die 1960er-Jahre hinein auch im Selbstverständnis ihrer eigenen Staats- und Parteiführung kein vollwertiger Nationalstaat, sondern strebte die deutsche Wiedervereinigung unter sozialistischen Vorzeichen an, während große Teile der Bevölkerung sich überwiegend als Deutsche empfanden, westlich orientiert waren und viele durch reale oder – nach dem Mauerbau vor allem – „geistige“ Republikflucht ihre nationale Zugehörigkeit demonstrierten. Erstaunlicherweise entstand aber unmittelbar nach dem Ende des staatssozialistischen Systems eine retrospektive Identifikation mit der DDR. Sogar unter den wenigen Oppositionellen in der DDR und in den Kreisen kritischer SED-Mitglieder sah man in ihr jetzt ein politisches und soziales, wenngleich fehlgeleitetes und gescheitertes „Projekt“<sup>5</sup> – eine Haltung, die durch den nun in recht ungleichen Verhandlungen hinter verschlossenen Türen durchgesetzten „Beitritt“ zum Geltungsbereich des Grundgesetzes eher verstärkt als aufgelöst wurde, zumal dieser mit einer weitgehenden Entindustrialisierung des Landes und hoher Arbeitslosigkeit verbunden war. Die Masse der DDR-Bürger wünschte sich jedoch eine Wiedervereinigung mit der Bundesrepublik, von der sie sich sowohl politische als auch persönliche Freiheiten, vor allem aber Wohlstand erhoffte. Bis auf wenige Ausnahme- oder Übergangsbestimmungen wurde nun nach den Regeln des westdeutschen Staates gewirtschaftet, verwaltet und gehandelt – zumindest im öffentlichen Bereich. Das hatte insbesondere in den 1990er-Jahren zum Teil verheerende Auswirkungen auf die Biografien und Lebenswelten der ehemaligen DDR-Bürger und ging mit Statusverlust, Arbeitslosigkeit, Entindustrialisierung und einer generellen „Entwertung“ des bisherigen Lebens einher, zumal auch der Ton, in dem

<sup>5</sup> Der Aufruf „Für unser Land“ wurde am 28. November 1989 der Presse vorgestellt. Zu diesem Zeitpunkt war er von 31 DDR-Bürgern unterzeichnet worden, die sowohl der Opposition, der protestantischen Kirche, dem Kreis der „Kulturschaffenden“ als auch den (im Fall von Dresdens Oberbürgermeister Berghofer den selbsternannten) SED-Reformern angehörten. Selbst Egon Krenz folgte später dem Aufruf, der zuletzt von über einer Million DDR-Bürgern unterstützt wurde. Vgl. auch Hubertus Knabe (Hg.): Aufbruch in eine andere DDR. Reformen und Oppositionelle zur Zukunft ihres Landes. Hamburg 1989.

diese Veränderungen öffentlich kommentiert wurden, aus dem Westen kam. Es war dieser Kontext, in dem eine breite Re-Identifizierung weniger mit dem SED-Staat als mit der Gesellschaft der DDR entstand. Die Konstituierung der „Ostdeutschen“ als einer Gruppe, die sich ihrer selbst bewusst war, stellte insofern ein Produkt des staatlichen Zusammenbruchs der DDR dar.<sup>6</sup>

Diese – hier nur grob skizzierten – besonderen Umstände prägen die deutenden Erinnerungen an das Leben in der DDR, die sich gleichwohl innerhalb der ostdeutschen Gesellschaft stark unterscheiden: nach Alter, Geschlecht, Region, politischer Überzeugung, sozialer Klasse und DDR-spezifischen Faktoren, etwa der Legitimation durch den Antifaschismus oder klassenneutrale Privilegien (etwa „Westverwandtschaft“). Es sollte also auch innerhalb der verschiedenen nationalen Gesellschaften des Staatssozialismus ein breites Spektrum von Erfahrungen vorausgesetzt werden, obwohl die überlieferten Erzählungen oft den Eindruck erwecken, als sei das Leben in der DDR durch gemeinsame Verhaltensmuster, Deutungen und biografische Verläufe geprägt gewesen, die als „typisch ostdeutsch“ gelten können. Diese Unterschiede werden im Folgenden beispielhaft ausgeführt.<sup>7</sup>

## Erinnerung und Erzählung

Zentral für meine folgenden Überlegungen ist die Unterscheidung zwischen „Erinnerung“ und „Erzählung“. Persönliche Erzählungen über die Vergangenheit werden in geschriebenen Memoiren ebenso wie in mündlichen Erzählungen, in denen die Erzähler sich explizit auf ihre Erinnerungen berufen, häufig als verbalisierte „Erinnerungen“ bezeichnet. Auch *oral historians* sprechen meist von „Erinnerungen“, wenn sie sich auf die von ihnen geführten Interviews beziehen. Tatsächlich aber haben wir zu dem, was unsere Gesprächspartner *erinnern*, keinen direkten Zugang. Lediglich das, was uns *erzählt* wird, kann von uns interpretiert werden – und wir können nur hoffen (und tun dies, nach allem was wir wissen, meist zu Recht), dass die uns erzählten Geschichten tatsächlich auf persönlichen Erinnerungen beruhen. Auf jeden Fall aber stellen diese Erzählungen nur einen Bruchteil dessen dar, was Menschen über ihr Leben tatsächlich erinnern. Die Masse des von ihnen abrufbar Erinnerten ist selbst wiederum nur eine Auswahl aus einem Erfahrungsschatz, der sich im Laufe des gesamten Lebens aufgeschichtet hat. Diese Erfahrungen entstehen aus der vorbewussten, aber systematischen Integration einer Vielzahl von früheren Erlebnissen, indem neue Erlebnisse mit älteren verknüpft, und so in einen gemeinsamen Deutungszusammenhang gestellt werden. Schließlich stellt das einzelne Erlebnis selbst schon einen komplexen Vorgang der Auswahl und

<sup>6</sup> Dorothee Wierling: The East as the Past. Problems with Memory and Identity. In: GP & S 2 (1996), S. 53–71.

<sup>7</sup> Komplex und pointiert zugleich Wolfgang Engler: Die Ostdeutschen. Kunde von einem verlorenen Land. Berlin 1999; ders.: Die Ostdeutschen als Avantgarde. Berlin 2002; ders./Jana Hensel: Wer wir sind. Die Erfahrung, ostdeutsch zu sein. Berlin 2018.

Deutung, der Sinnggebung, dar, mit dem der Mensch auf die ihm widerfahrenden Ereignisse reagiert und sie anschlussfähig an das zuvor Erlebte macht.

Wir haben es also bei der uns allein zugänglichen Erzählung mit dem Ende einer Kette von Reduktionen zu tun, die nach uns zunächst unbekannt und den Erzählern meist unbewussten Relevanzentscheidungen entstanden ist. Über „Relevanz“ entscheiden die Erzähler nicht nur – vermutlich auch nicht überwiegend – im Hinblick auf den aktuellen Gesprächspartner. Im Vordergrund steht vielmehr das biografische Selbstbild, die narrative „Lebenskonstruktion“, in der dieses abgebildet wird und in der „biografischer Sinn“ zum Ausdruck kommt.<sup>8</sup> Die konsequente begriffliche Trennung zwischen „Erinnerung“ und „Erzählung“ bringt nicht nur Klarheit über die Reichweite dessen, was wir als Historiker tatsächlich wissen können, sie macht auch sensibel für das Phänomen, das allgemein „Ostalgie“ genannt wird. Offensichtlich handelt es sich hierbei um einen ganz bestimmten Typ von Erzählung, der sich dadurch auszeichnet, dass Erinnerungen, die auf negativen Erfahrungen beruhen, nicht aufgenommen werden, sondern entweder ganz ausgespart, oder aber narrativ so umgedeutet werden, dass ihr negativer Erlebniskern unerkannt bleibt.

Dass Erinnerungen und Erzählungen sozial konstruiert sind, ist mittlerweile ein Gemeinplatz. Zur Erklärung der sozialen Rahmung des „Gedächtnisses“ – meist als Synonym für „Erinnerung“ benutzt – wird in der Regel Maurice Halbwachs herangezogen. Wenn dieser in seiner (posthum veröffentlichten) Schrift „Das kollektive Gedächtnis“ postuliert, „unsere Erinnerungen bleiben kollektiv und werden uns von anderen Menschen ins Gedächtnis gerufen – selbst dann, wenn es sich um Ereignisse handelt, die allein wir durchlebt, und um Gegenstände, die allein wir gesehen haben. Das bedeutet, daß wir in Wirklichkeit niemals allein sind“, dann meint er damit zunächst, dass Erinnern nicht nur ein Speicher-, sondern ein Deutungsvorgang ist, dessen Richtung nicht unabhängig von der sozialen Zugehörigkeit eines Individuums durchgeführt werden kann.<sup>9</sup> In einem „Kollektiv“ wächst der Einzelne als Teil eines Zusammenhangs auf, in dem seine Wahrnehmung und Erfahrung einem schon immer bestehenden und von ihm verinnerlichten System von Deutungen hinzugefügt beziehungsweise in dieses eingefügt und damit angepasst werden. Diese Annahme ist insofern unbestreitbar, als menschliche Existenz an sich nur als soziale gedacht werden kann. Der Mensch ist also ohnehin nie „allein“, sondern Teil dieses Menschseins. Dennoch ist das „kollektive Gedächtnis“ kein unproblematisches Konstrukt. Jeder Mensch *gehört* mehreren „Kollektiven“ zugleich *an* und keinem je ganz: Familie, Arbeit, politische Bewegungen, Religion, Generation, Nation und im Laufe eines Lebens wechselnde Peergroups führen zu

<sup>8</sup> Der Soziologe Heinz Bude hat dieses Konzept erstmals am Beispiel der westdeutschen Geburtskohorten der späten 1920er-Jahre entwickelt, vgl. Heinz Bude: Deutsche Karrieren. Lebenskonstruktionen sozialer Aufsteiger aus der Flakhelfergeneration. Frankfurt a. M. 1987; ders.: Lebenskonstruktionen. Für eine neue Sozialforschung. Frankfurt a. M. 2001.

<sup>9</sup> Maurice Halbwachs: Das kollektive Gedächtnis. Frankfurt a. M. 1985 (zuerst: ders.: La Mémoire Collective. Paris 1950; erste deutsche Übersetzung: ders.: Das kollektive Gedächtnis. Stuttgart 1967).

einer unübersehbaren Vielfältigkeit von Zugehörigkeiten, von denen zwar in einer konkreten Situation bestimmte „kollektive“ Erinnerungen in den Vordergrund treten, die anderen aber nie ganz dahinter verschwinden. Die Verbindungen und Vermischungen der möglichen Zugehörigkeiten allein bilden eine Grundlage für die Individualität des persönlichen Erinnerungsvorgangs. Deshalb besteht Halbwachs darauf, dass das komplexe Netzwerk unterschiedlicher und sogar gegensätzlicher Zugehörigkeiten die Gleichsetzung einer persönlichen mit einer kollektiven Erzählung nicht zulässt.<sup>10</sup> Und an anderer Stelle konstatiert er: „Der Mensch entzieht sich im Schlaf der Kontrolle der Gesellschaft.“<sup>11</sup> Jan Assmann ist zuzustimmen, wenn er daraus den Schluss zieht: „Das träumende Ich ist asozial.“ Für Halbwachs sei deshalb „Träumen“ das Gegenteil von „Sich-Erinnern“.<sup>12</sup> Man kann aber – anders als Halbwachs – annehmen, dass es auch beim „Sich-Erinnern“ unbewusste Zustände geben kann, in denen ein Mensch der sozialen Rahmung beziehungsweise Kontrolle entzogen ist. Diese Annahme lässt sich mit der psychoanalytischen Definition des Unbewussten als a-soziale Instanz gut verbinden, ohne dass Halbwachs sich explizit darauf bezieht.

Bleiben wir aber bei der Unterscheidung zwischen der prinzipiellen Unzugänglichkeit der Erinnerung durch ein Gegenüber einerseits und der Erzählung als deren einzige, zugängliche aber reduzierte Form andererseits, dann lässt sich über die Bedeutung der sozialen Rahmung nur durch den konkreten Text etwas aussagen. Zum einen verfügt jede Kultur über ein eigenes Repertoire an literarischen Genres, aus denen man sich beim Erzählen bedient (zum Beispiel den Lebenslauf bei der Bewerbung, das Verhör, die Beichte, den Schwank, den Reisebericht), zum anderen werden Deutungen über Geschehnisse untereinander ausgetauscht und im Prozess der Kommunikation zu sozial akzeptablen Geschichten formuliert. Solche Geschichten werden dann in Varianten immer wieder erzählt. Sie passen sich nicht nur den jeweiligen Kommunikationspartnern, sondern auch den größeren kulturellen Veränderungen an. Auf diese Weise stellt das Erzählen selbst einen kommunikativen und dynamischen Akt der Produktion von Geschichten und der Vergewisserung über diverse Zugehörigkeiten dar. Die Rede von der sozialen Konstruktion dient demgegenüber häufig einer unzulässigen Vereinfachung, bei der aus einer Erzählung auf ein vermeintlich dahinter verborgenes „Kollektiv“ geschlossen wird. Wenn also im Folgenden hauptsächlich ein bestimmter, aber weitverbreiteter Typus von Erzählung – die nostalgische – verhandelt wird, dann gilt es umso mehr auf die Unterschiede und die Subtexte zu achten, in denen die widersprüchlichen Zugehörigkeiten und die individuellen Erinnerungsströme verborgen sind.

<sup>10</sup> Ebd., S. 26ff.

<sup>11</sup> Ebd., S. 94.

<sup>12</sup> Jan Assmann: Das kollektive Gedächtnis zwischen Körper und Schrift. Zur Gedächtnistheorie von Maurice Halbwachs. In: Herrmann Kaproth/Denis Laborde (Hg.): Erinnerung und Gesellschaft. *Mémoire et société. Hommage à Maurice Halbwachs (1877-1945)*. Wiesbaden 2005, S. 65–83, hier: S. 71.

## Die DDR nach ihrem Ende: Entstehungsbedingungen von Erzählungen

Wer eine – seine – Geschichte über die „DDR-Zeiten“ erzählt, ist auch in anderer Hinsicht „nicht allein“. Sofort nach dem Fall der Mauer und dem absehbaren Ende des DDR-Regimes formierte sich ein öffentlicher Diskurs über das, was die DDR gewesen sei. Dies geschah zu einer Zeit, in der man in der DDR noch mit der Beantwortung der Frage beschäftigt war, was die Zukunft bringen würde, ob der Staat sich zu einem reformierten, demokratischen Sozialismus entwickeln könne, oder ob man in Schritten auf eine enge Zusammenarbeit beziehungsweise Föderation mit der Bundesrepublik Deutschland zusteuern sollte. In dieser Phase wurden in der Bundesrepublik die vorsichtigen Föderationspläne Helmut Kohls als übereilt kritisiert. Die ersten Begegnungen mit Ostdeutschen lösten hier eine Debatte aus, die sich vor allem mit deren Anderssein auseinandersetzte. Zudem erfuhren angesichts des endgültigen Zusammenbruchs des SED-Regimes die Totalitarismustheorie, die doch für Linke wie Liberale im Westen mit dem Kalten Krieg verknüpft gewesen war, eine erstaunlich unkritische Wiederbelebung. Spätestens mit den Märzahlen 1990 war es mit der DDR als Staat endgültig vorbei. Sie wurde nun als „abgeschlossenes Sammlungsgebiet“ zum Gegenstand historischer Erforschung, während in den westdeutschen Feuilletons und von „gebildeten Laien“ die Frage erörtert wurde, was die DDR eigentlich gewesen sei. SED-Herrschaft, Mangelwirtschaft und Staatssicherheit waren hierbei die zentralen Themen. Mit den zunehmenden West-Ost-Begegnungen im Rahmen der Beitrittsvorbereitungen, die von einer ungeduldigen DDR-Bevölkerung erwartet, aber hinter ihrem Rücken getroffen wurden, trat die Frage in den Mittelpunkt, inwiefern die Ostdeutschen „anders“ seien, und was dies mit dem Wesen des Regimes, unter dem sie aufgewachsen waren, zu tun habe. Regelmäßige repräsentative Umfragen lieferten die scheinbar wissenschaftliche Grundlage für entsprechende Urteile, die insgesamt darauf hinausliefen, dass die Ostdeutschen in fast jeder Hinsicht – von ihrer erstaunlich freien Einstellung zur Sexualität einmal abgesehen – gegenüber den Westdeutschen „Defizite“ hätten.<sup>13</sup> Dazu formierte sich bald ein Gegendiskurs: DDR-Bürger bildeten sich nicht nur über die Westdeutschen ihre Meinung, sondern sprachen auch über sich selbst. Hierfür standen allerdings, wenn überhaupt, nur wenige der ökonomisch und moralisch angeschlagenen Medien, die aus dem Osten kamen und auch nur dort wahrgenommen wurden, zur Verfügung.<sup>14</sup> Aber in den Familien, der Nachbarschaft, in den von Auflösung bedrohten LPGs und industriellen Arbeitskollektiven, in den diskreditierten Massenorganisationen und natür-

<sup>13</sup> Dorothee Wierling: Ostdeutsche Briefe an Beate Uhse. In: BIOS 20 (2007), S. 146–155.

<sup>14</sup> Eine Ausnahme bildet „Der Freitag“, gegründet 1990 in Berlin als „Die Ost-West-Wochenzeitung“. Es handelte sich dabei um den Zusammenschluss dreier Zeitungen, dem in Ostberlin publizierten „Sonntag“, der „Deutsche Volkszeitung“ und der „Tat“. Gründungsherausgeber waren Wolfgang Ullmann und Christoph Hein als Ostdeutsche, sowie Günter Gaus und Gerburg Treusch-Dieter als Westdeutsche. 2008 wurde „Der Freitag“ von Jacob Augstein übernommen.

lich in der SED, später der PDS, bildeten sich Erzählgemeinschaften, in denen man sich angesichts einer offenen Zukunft über die gemeinsame Vergangenheit verständigte. In diesen Kontexten entstand ebenfalls ein Bild des Ostdeutschen, wenn auch ein ganz anderes als in den Westdiskursen. Das Ergebnis dieser Ost-West-polarisierten Erzählungen war im Osten eine erstaunliche, retrospektive Wertschätzung der DDR als Projekt und Potenzial eines Staates, der zwar gescheitert sei, der aber vieles geboten habe, dessen Verlust man nun fürchtete. Vor allem die soziale Sicherheit, nicht nur in ökonomischer, auch in emotionaler Hinsicht, wurde als positiv angeführt: Die DDR erschien als ein Land, in dem man zusammengehalten und nicht miteinander konkurriert habe, das egalitär gewesen sei und in dem man sich angesichts des Mangels über alles „Ergatterte“ umso mehr habe freuen können. In einer solchen Sicht wurde die frühere Entgegensetzung zwischen „guter“ Gesellschaft und „bösem“ Staat aufgegeben. Die verschiedenen öffentlichen Erzählungen führten in der Folge zur Bildung dominanter „Meinungen“, die sich nicht nur nach Ost und West unterschieden, sondern bei vielen Ostdeutschen gesellschaftliche Erzählmuster herausbildeten, die sich an den in der Westöffentlichkeit dominanten Deutungen abarbeiteten. Während diese Gegendiskurse aus der Perspektive westdeutscher Rezipienten relativ gleichförmig erschienen, nicht zuletzt wegen ihrer kritisch-idealisierten, „nostalgischen“ Haltung zur DDR, waren ihnen aber – auf den zweiten Blick – erhebliche Unterschiede in den Erfahrungen und Deutungen innerhalb der ostdeutschen Gesellschaft inhärent.

### Soziale Voraussetzungen des Erzählens

Schon anhand sozialer Großkategorien – Klasse, Geschlecht, Generation – lassen sich divergierende Haltungen zum Ende der DDR klar unterscheiden. Während die Arbeiterschaft und die beruflich wenig Qualifizierten zunächst die geringste Trauer um die DDR empfanden und sich auf die Reisefreiheit und die Konsumwelten des Westens freuten, erfuhren sie bald schmerzlich den Verlust an sozialer Sicherheit und subventionierten Preisen. Insbesondere die im Osten nach kurzer Zeit einsetzende Massenarbeitslosigkeit führte zu Armut und damit zu Ungleichheitserfahrungen und Kränkungen, war man doch aufgewachsen in einer relativ egalitären Gesellschaft, in der Arbeit etwas galt, der Arbeitsplatz sicher, und – in der entpolitisierten Arbeiterschaft – die Repressionserfahrung relativ gering war. Die „sozialistische Dienstklasse“ hingegen sah ihre berufliche Existenz im Umbruch 1989 zu Recht unmittelbar gefährdet: Zu Tausenden verloren die hauptberuflichen Funktionäre der SED, der Blockparteien und der Massenorganisationen ihre Stellungen. In quälenden Evaluierungsverfahren wurden die meisten Professoren von den Universitäten entfernt. Am ehesten gelang es noch dem ökonomischen Leitungspersonal in Industrie und Landwirtschaft, bei der Privatisierung der Betriebe seine Expertise zur Sicherung des eigenen Arbeitsplatzes zu nutzen.

Männer und Frauen hatten sich in der DDR deutlich im Hinblick auf ihre Bereitschaft, als SED-Mitglied auch beruflich Karriere zu machen, unterschieden.

Über ihre fast vollständige Integration in die Erwerbsarbeit und ihre damit verbundene ökonomische Unabhängigkeit hinaus hatten Frauen im Alltag über eine beträchtliche informelle Macht verfügt, deren Grundlage ihnen nun abhandengekommen war.<sup>15</sup> Obwohl Frauen meist die ersten waren, die ihre Arbeitsplätze verloren und sich danach zum Teil vom Arbeitsmarkt zurückzogen und oft als Hausfrauen tätig waren, erwiesen sie sich langfristig doch als resilienter gegenüber den dramatischen Veränderungen der Wendezeit.<sup>16</sup>

Außerdem entschied die generationelle Lage über die Erfahrung und Deutung des DDR-Endes. Während sich diejenigen, die während des Umbruchs Kinder waren, später vor allem nach der DDR als Garantin für Geborgenheit und Sicherheit, nach dem Geschmack der Süßigkeiten und den Halstüchern der Jungen Pioniere sehnten,<sup>17</sup> kam für diejenigen, die das Jahr 1989 als Jugendliche erlebten, das Ende der DDR zur rechten Zeit. Es stellte einen Moment der Befreiung und des Auf- beziehungsweise Ausbruchs dar, der ihnen plötzlich und unerwartet Zugang zu West-Jeans, Skateboards und Rockkonzerten verschaffte – sie bald allerdings auch mit der Notwendigkeit konfrontierte, für die Berufsausbildung in den Westen zu ziehen.<sup>18</sup> Der Geburtsjahrgang 1949, dessen Angehörige ich in den frühen 1990er-Jahren interviewte, fühlte sich dagegen 1989 als „zu alt“, um noch einmal „von vorne“ anzufangen. Einer meiner Gesprächspartner drückte das im Bild einer rotierenden Scheibe aus, in deren sicherer Mitte angekommen, er durch den historischen Ruck an den gefährlichen Rand zurückgeschleudert worden sei. Im Alter von 40 Jahren dauerte der berufliche Wiedereinstieg deutlich länger und die neuen Optionen für die Einzelnen zerstörten nicht selten die Stabilität von Ehen und Familien.<sup>19</sup> Die späten 1920er-Jahrgänge hingegen erfuhren die „Wende“ häufig als Wiederholung ihrer Niederlage von 1945. Durch Bekehrung, Bildungsangebote und damit verknüpften sozialen Aufstieg – häufig an eine Konversion zum Sozialismus gebunden – hatten sie nach dem Krieg geglaubt, ihre biografischen

<sup>15</sup> Dorothee Wierling: Das weiblich-proletarische Tüchtigkeitsideal der DDR. In: Peter Hübner/Klaus Tenfelde (Hg.): Arbeiter in der SBZ–DDR. Essen 1999, S. 831–848.

<sup>16</sup> Schon in der Studie von Paul Lazarsfeld: Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit. Leipzig 1933, zeigte sich, dass Frauen mit Arbeitslosigkeit psychologisch insofern besser umgehen konnten, da ihnen mit Familien- und Hausarbeit ein weiteres Arbeitsfeld zur Verfügung stand. In Ostdeutschland kam hinzu, dass nach dem Mauerfall junge Frauen überproportional häufig in den Westen abwanderten. Vgl. Bernd Martens: Der Zug nach Westen – Anhaltende Abwanderung, 2010, [https://www.google.com/url?sa=t&rct=j&q=&esrc=s&source=web&cd=1&ved=2ahUKEwjoo9Ptwr\\_pAhWQzaQKHRniDU4QFjAAegQIARAB&url=https%3A%2F%2Fwww.bpb.de%2Fsystem%2Ffiles%2Fpdf%2F1LYN4H.pdf&usq=AOvVaw3ixvbOWWpBrS00FRcl\\_T3Z](https://www.google.com/url?sa=t&rct=j&q=&esrc=s&source=web&cd=1&ved=2ahUKEwjoo9Ptwr_pAhWQzaQKHRniDU4QFjAAegQIARAB&url=https%3A%2F%2Fwww.bpb.de%2Fsystem%2Ffiles%2Fpdf%2F1LYN4H.pdf&usq=AOvVaw3ixvbOWWpBrS00FRcl_T3Z) (letzter Aufruf am 4. 2. 2021).

<sup>17</sup> Vgl. die Ergebnisse des Sonderforschungsbereichs an der FSU Jena A 5 SFB 580. Zwischenbericht von Lutz Niethammer (Hg.): Erfahrungsräume und Erwartungshorizonte im Generationstransfer. In: Mitteilungen des SFB 580, 12/2004.

<sup>18</sup> Eine beispielhafte Stimme aus dieser Altersgruppe ist Jana Hensel: Zonenkinder. Reinbek 2002.

<sup>19</sup> Vgl. Dorothee Wierling: Geboren im Jahr Eins. Der Geburtsjahrgang 1949 in der DDR. Berlin 2002, S. 493–539.

Brüche heilen zu können. Umso schmerzhafter fühlten sie sich durch den Zusammenbruch 1989 erneut betrogen.<sup>20</sup>

Denkt man sich die Verbindung solcher Deutungsgruppen, also zum Beispiel einen 1929 geborenen Arbeiterjungen, der 1989 der „sozialistischen Dienstklasse“ angehörte, auf der einen und eine 1969 geborene junge Frau, die keinen Studienplatz für Romanistik erhalten hatte und die 1990 nach Paris gehen konnte, auf der anderen Seite, dann werden die daraus resultierenden, gegensätzlichen Erfahrungen in der DDR und während der „Wende“ deutlich. Offensichtlich haben sich aber nach dem Ende der DDR diese bedeutsamen Erfahrungsunterschiede nicht in entsprechend vielfältigen öffentlichen Erzählungen niedergeschlagen, jedenfalls nicht in solchen, die auch im Westen wahrgenommen wurden und dort zu der Einsicht von der Komplexität gesellschaftlicher Zustände in der DDR geführt hätten. Wie lässt sich diese Diskrepanz erklären? Einerseits natürlich durch eine weitgehende Unkenntnis und Blindheit des Westens gegenüber der DDR-Gesellschaft.<sup>21</sup> Für die meisten Westdeutschen war die DDR ein ziemlich fremdes Land, dessen plötzliche „Eingemeindung“ in die eigene Nation Schock und Abwehr auslöste. Wie auch andere Fremde, wurden die Ostdeutschen umso stärker als „anders“ wahrgenommen, je mehr sie dazugehören wollten. Dieses Fremdbild führte bei den so zum Objekt gemachten Ostdeutschen sehr schnell zu einem sich verfestigenden Kollektivgefühl, bei dem die Divergenzen untereinander hinter der Gemeinsamkeit im Verhältnis zum „Westen“ soweit zurücktraten, dass man sich nur noch als „ostdeutsch“ wahrnahm und auf dem von außen zugeschriebenen „Anderssein“ bestand, dieses aber trotzig-positiv wendete, während man zugleich beklagte, im vereinigten Deutschland als „Bürger zweiter Klasse“ zu gelten.<sup>22</sup> So entstand ein östlicher Gegenentwurf, der sowohl von einer nachträglichen Identifikation als „ostdeutsch“ geprägt war als auch von Ressentiments gegenüber den „Wessis“.

<sup>20</sup> Christiane Lahusen: *Zukunft am Ende. Autobiographische Sinnstiftungen von DDR-Geisteswissenschaftlern nach 1989*. Bielefeld 2014.

<sup>21</sup> Vor allem in den ersten Jahren nach dem Zusammenbruch der DDR war das Augenmerk in den Feuilletons sowie in den Sozial- und Geschichtswissenschaften primär auf die DDR als Staat gerichtet. So die schon vor dem Zusammenbruch der DDR konzipierte Studie von Sigrid Meuschel: *Legitimation und Parteiherrschaft. Zum Paradox von Stabilität und Revolution in der DDR 1945–1989*. Frankfurt a. M. 1992. Ihre These von der Stillstellung der Gesellschaft in der DDR war wegweisend für die Forschung der ersten Jahre nach dem Mauerfall. Qualitative und alltagsgeschichtliche Studien führten zunehmend zu einem Paradigmenwechsel, der spätestens Mitte der 1990er-Jahre einsetzte.

<sup>22</sup> Als solche nahmen sich 1999 immerhin 45 Prozent der Ostdeutschen wahr, 2002 sogar 57 Prozent; die Quote sank zwar 2004 und 2009 auf 40 beziehungsweise 42 Prozent, zugleich aber teilten sich die restlichen Befragten ziemlich gleich in solche, die dies ausdrücklich verneinten, und diejenigen, die sich unschlüssig waren. Vgl. *AJD* 11 (2002), S. 521; *AJD* 12 (2009), S. 53. Im Jahre 2012 waren es nur noch 33 Prozent (zu 54 Prozent) der Ostdeutschen, die sich als „Bürger zweiter Klasse“ empfanden. Vgl. Institut für Demoskopie Allensbach (Hg.): *Die gegenseitige Wahrnehmung Ost- und Westdeutscher. Allensbacher Repräsentativumfrage im Auftrag der Hochschulinitiative Neue Bundesländer*. Kurzbericht. Allensbach 2012. Die Autorin des vorliegenden Beitrags dankt dem Institut für Demoskopie Allensbach für die Zusendung der unveröffentlichten Studie.

Wenn es darum ging, sich über die DDR zu verständigen, blieb man am liebsten unter sich – dabei bildete sich auch jene kollektive Erzählung über die DDR heraus, die dann vom Westen als „nostalgisch“ angesehen wurde. Die je nach kategorialen Zugehörigkeiten spezifischeren Erzählungen von sozialen Klassen, Geschlechtern und Generationen zirkulierten wohl vor allem innerhalb der jeweiligen Großgruppen. Hinzu kamen enge persönliche Erzählgemeinschaften etwa innerhalb der Familie, eines Dorfes, eines Betriebs oder in einer politischen Oppositionsgruppe.<sup>23</sup> Für solche kollektiven Erzählungen – in einer Groß- oder Untergruppe – hat der US-amerikanische Kulturwissenschaftler Anthony Appiah den Begriff des *social scripts*, des sozialen Drehbuchs, entwickelt, an das die Erzähler sich halten, um an der Sinnbildung der Gruppe teilzuhaben und damit ihre Zugehörigkeit zu dieser zu bestätigen.<sup>24</sup> Der Wunsch nach Zugehörigkeit konnte mit dem Wunsch, sich durch persönlichen Erfolg auszuzeichnen, kollidieren, aber auch mit diesem in Einklang gebracht werden. Dass dies bei den Ostdeutschen in hohem Maße der Fall war, dafür sprechen auch die Diskrepanzen in den repräsentativen Umfragen, wenn Personen sowohl nach ihrer persönlichen Situation als auch nach der in Ostdeutschland generell gefragt wurden. Meistens wurde die eigene Lage, verglichen mit derjenigen in Ostdeutschland allgemein, als deutlich besser wahrgenommen. Die Zugehörigkeit zum Typus des „Ostdeutschen“ spielte aber – teilweise bis heute – eine dominante Rolle bei der Selbstwahrnehmung.<sup>25</sup> Man kann und will sich nicht distanzieren, selbst da, wo man sich differenziert – das war eine Reaktion auf die als pauschal wahrgenommene Fremdzuschreibung.

Die zitierten Ergebnisse der repräsentativen Umfragen bieten aber nur einen sehr groben Einblick in die Positionen der Befragten, denn sie beruhen auf Selbsteinschätzungen, die ihrerseits Reaktionen auf dominante öffentliche Deutungen sind. Nicht jede persönliche Erfahrung lässt sich aber in eines der gängigen *scripts*

<sup>23</sup> Entlassene LPG-Angehörige ebenso wie Arbeitslose aus dem ehemaligen „Hüttenkombinat Ost“ in Eisenhüttenstadt kamen, wie viele andere Entlassene, nach dem Aus ihrer Betriebe zumindest für eine Zeit regelmäßig zusammen. Damit hielten sie an ihrem Betrieb als „Vergesellschaftungskern“ (Martin Kohli) über dessen ökonomische Funktion hinaus fest. Ehemalige DDR-Botschafter trafen sich nach dem Zusammenbruch ihres Staates regelmäßig zum Erfahrungsaustausch; in der Altberliner Kneipe „Metzer Eck“ traf sich noch Jahre nach dem Fall der Mauer die Opposition der Bürgerrechtler. Wie solche Erzählgemeinschaften genau funktionierten und wie lange sie aufrechterhalten wurden, ist unklar. Eine systematische Forschung dazu scheint es nicht zu geben.

<sup>24</sup> K. Anthony Appiah: *Identity, Authenticity, Survival. Multicultural Societies and Social Reproduction*. In: Amy Gutman (Hg.): *Multiculturalism*. Princeton 1994, S. 149–163.

<sup>25</sup> Im März 1990 fühlten sich 61 Prozent der Ostdeutschen als Deutsche, 35 Prozent dagegen als DDR-Bürger; 1997 hatte sich das Verhältnis umgekehrt: Nun fühlten sich 67 Prozent vor allem als Ostdeutsche. Vgl. *AJD* 9 (1992), S. 486; *AJD* 10 (1997), S. 560. Im Jahr 2008 wurden West- und Ostdeutsche gebeten, sich als „Typus“ selbst und den jeweils anderen einzuschätzen. Nur 10 Prozent der Ostdeutschen charakterisierten Ostdeutsche als selbstbewusst, 46 Prozent sprachen aber Westdeutschen diese Eigenschaft zu. 59 Prozent hielten „den Ostdeutschen“ für ängstlich, aber nur 5 Prozent glaubten dies von Westdeutschen. Übrigens sahen das die befragten Westdeutschen genauso. *AJD* 12 (2009), S. 66. Aus der Studie Institut für Demoskopie Allensbach (Hg.): *Wahrnehmung* (wie Anm. 22) von 2012 geht hervor, dass sich das Bild der Ostdeutschen von sich selbst (das heißt: in Bezug auf die Westdeutschen) seitdem nicht geändert hat.

einordnen. Die Aussagen in den ausgiebigen Interviews, die ich und andere *oral historians* mit Ostdeutschen geführt haben, sind immer widersprüchlich, mehrdeutig und jenseits der bekannten Erzählmuster sehr individuell, nachdenklich und offen. Sie reflektieren deshalb zumindest implizit die Komplexität dessen, was „DDR-Erfahrung“ sein konnte. Sie verweisen auch darauf, dass „Relevanzentscheidungen“ nicht nur darauf beruhen, wie ein Erzähler im konkreten Interview erscheinen, und welche Zugehörigkeiten er damit betonen will, sondern auch darauf, sich selbst „auf die Spur kommen zu wollen“, Inkonsistenzen und individuelle Besonderheiten zu erlauben. Solche Gespräche weisen, wenn überhaupt, umso weniger „ostalgische“ Anteile auf, je ausführlicher über persönlich Erlebtes berichtet werden kann und je weniger öffentliche Diskurse als Bezugspunkte – sowohl positiv als auch negativ – eine Rolle spielen.

Die öffentlichen Diskurse darüber, was die DDR gewesen sei, und was sie aus ihren Bürgern gemacht habe, konzentrierten sich vor allem anfangs auf zwei Typisierungen, nämlich die „der schuldig gewordenen Täter“, am reinsten verkörpert im Personal der Staatssicherheit, und die der „Opfer“, also den aus politischen Gründen Verfolgten und Benachteiligten. Das waren die menschlichen Eckpunkte des „Unrechtsstaates“ DDR, zwischen denen sich, so die dominante Meinung im Westen, die Massen der Opportunisten, Zurückgebliebenen und Sich-vergeblich-Mühenden tummelten, die nach dem Fall der Mauer am ehesten zu den „Verlierern“ gerechnet werden konnten.<sup>26</sup> Während der Opferbegriff zunächst insbesondere diejenigen meinte, die aus politischen Gründen ihre berufliche Existenz, ihr soziales Umfeld, ihre Gesundheit oder sogar ihr Leben riskiert hatten, weitete er sich bald mehr und mehr aus und konnte auch auf die Verlierer von 1990 angewandt werden. Die Rolle des Opfers schien sich für autobiografische Erzählungen über die DDR zunächst anzubieten, denn als „Täter“ wollte man sich schon deshalb nicht identifizieren, weil diese mit juristischen und moralischen Urteilen zu rechnen hatten, die sie isolieren mussten und ihnen einen Neuanfang kaum erleichtern würden. Interessanterweise traten gerade jene, deren „Täterschaft“ unbestreitbar war, zum Beispiel hochrangige Mitarbeiter der Staatssicherheit, relativ selbstbewusst in der Öffentlichkeit auf und verteidigten sich als diejenigen, die den Untergang der DDR aufgrund ihrer Expertise schon länger vorausgesehen und die Politik vergeblich gewarnt hätten. Sie definierten sich also als überlegene Akteure und trafen sich auf dieser Ebene nach 1989 sogar mit Oppositionellen, um „auf Augenhöhe“ den unvermeidbaren Untergang der DDR zu diskutieren.<sup>27</sup> Dagegen war der Opferstatus mit Unschuld und widerfahrenem Unrecht verknüpft. Für ehemalige DDR-Bürger erschien dieses Selbstdeutungsangebot aber nur be-

<sup>26</sup> Diese Wahrnehmung hat sich in jüngster Zeit politisch aufgeladen, insofern diejenigen, die sich „abgehängt fühlen“ nun verstärkt mit der rechtspopulistischen AfD und rechtsradikalen Haltungen oder sogar Aktivitäten verknüpft werden. Kulturwissenschaftler wie Wolfgang Engler haben aber darauf aufmerksam gemacht, dass die Hinwendung zu solchen Gruppierungen und Praktiken auch eine Abwehr des Opferstatus und die Einnahme einer selbstbestimmten Position bedeuten. Vgl. Engler/Hensel: *Erfahrung* (wie Anm. 7), S. 109–136.

<sup>27</sup> Vgl. Neugier aneinander. In: *Der Spiegel* 11/1992, S. 41–44.

dingt und zunehmend weniger attraktiv. In ausführlichen persönlichen Erzählungen über die DDR spielt die Position des Opfers jedenfalls eine relativ geringe Rolle. Denn diese Position erlebt zwar weltweit seit vielen Jahren eine erstaunliche Konjunktur, wird aber auch mit Schwäche, Hilflosigkeit, Passivität und Leiden verbunden.<sup>28</sup> Nicht umsonst ist „Opfer“ unter (männlichen) Jugendlichen zum häufigsten Schimpfwort auf deutschen Schulhöfen geworden, verbunden mit Herabsetzung und Verachtung – ein Opfer wehrt sich nicht, ist schwach, bemitleidenswert, also letztlich ein Versager.

## Geschichten vom gelungenen Leben

Die meisten Menschen möchten eine Geschichte über sich und ihr Leben erzählen, mit der sie selbst „gut leben“ können. Eine solche Geschichte ist „gut“, wenn sie von einem „gelungenen“ Leben berichten kann. Das „gelungene“ Leben aber kann auch Kämpfe und Niederlagen, Misserfolge, Täuschungen und eigene Fehler enthalten. Der Wunsch, ein gelungenes Leben zu erzählen, stellt allerdings für Menschen, die in der DDR aufgewachsen sind, angesichts der dominanten öffentlichen Erzählungen, die überwiegend auf Themen wie „Unrecht“ und „Scheitern“ beruhen, eine besondere Herausforderung dar. Wie kann man unter diesen Rahmenbedingungen eine Geschichte erzählen, die nicht nur gesellschaftlich, sondern auch für einen selbst akzeptabel ist? Zwar erzählten auch Interviewpartner in Projekten zur DDR-Erfahrung ihr Leben als eine Summe von guten und schlechten Erfahrungen. Auf die Bitte an die Interviewten des Jahrgangs 1949, am Ende des Gesprächs eine Bilanz zu ziehen, betonten aber alle 25 Befragten, dass ihr Leben insgesamt gelungen sei, weil sie unter schwierigen Bedingungen etwas erreicht hätten: einen Beruf, eine Familie, einen bescheidenen Wohlstand – Dinge, auf die sie stolz waren und die sie sich nicht kleinreden lassen wollten.<sup>29</sup> Das „Gute“ erzählen, heißt also nicht, nur über Gutes zu sprechen, sondern auch über Anstrengungen, Ergebnisse, Glück (sowohl im Sinne von „Glück gehabt zu haben“ als auch im Sinne von „glücklich geworden zu sein“) – sich also zu vergewissern, dass man im Rahmen der Möglichkeiten etwas aus seinem Leben gemacht, seine Biografie selbst gestaltet hat.

Und dennoch gibt es in jeder erzählten Lebensgeschichte Grenzen des Erzählbaren, etwas „Schlimmes“, über das zu sprechen unbedingt vermieden wird, auf das auch keine versteckten Hinweise gegeben werden. Am Beispiel von DDR-Geschichten stellt sich die Frage: Gibt es eine allgemeinere Kategorie des „Schlimmen“, über das nicht gesprochen wird? An dieser Stelle möchte ich die Kategorie der „Scham“ einführen und deren Bedeutung für unser Thema erörtern.<sup>30</sup> Im

<sup>28</sup> Svenja Goltermann: Opfer. Die Wahrnehmung von Krieg und Gewalt in der Moderne. Frankfurt a. M. 2017.

<sup>29</sup> Wierling: Geboren (wie Anm. 19), S. 540–565.

<sup>30</sup> Vgl. zu den folgenden Überlegungen den früheren Aufsatz der Verfasserin; dies.: Stolz, Scham, Wut. DDR-Erzählungen durch die Zeiten. In: Tim Schanetzky u. a. (Hg.): Demokratisierung der Deutschen. Errungenschaften und Anfechtungen eines Projekts. Göttingen 2020, S. 255–270.

Deutschen ist der Begriff mehrfach besetzt: erstens als Scham infolge von Schuld – man schämt sich einer Normverletzung; zweitens als Scham angesichts der unerwünschten Aufmerksamkeit, „des auf das Ich gerichteten Blicks“, der einem „die Schamesröte ins Gesicht treibt“; und drittens als Scham, die aus der Beschämung, der Herabsetzung und Demütigung entsteht. In jeglicher Form ist Scham ein als extrem unangenehm empfundenes Gefühl, das durch die – als negativ wahrgenommene – Konfrontation des Ichs mit seiner menschlichen Umwelt – einem einzelnen Gegenüber oder einer Gruppe beziehungsweise Öffentlichkeit – hervorgerufen wird. Deshalb haben sich sowohl die Psychologie, als auch die Soziologie und die Ethnologie mit dem Phänomen der Scham befasst, während die Geschichtswissenschaft der Scham erst seit Kurzem systematische Reflektionen widmet.<sup>31</sup> Georg Simmel hat 1901 einen ersten Versuch über die „Psychologie der Scham“ gewagt und dabei darauf aufmerksam gemacht, dass Scham ein starkes Bewusstsein über das Ich voraussetzt, das sich der Aufmerksamkeit, dem (kritischen) Blick der anderen schmerzlich bewusst ist.<sup>32</sup> 1946 entwickelte die amerikanische Ethnologin Ruth Benedict eine einflussreiche Theorie, die recht grob zwischen Schuld- und Schamkulturen unterscheidet. Erstgenannter Typus wird dabei einer Gesellschaft der Individualität zugeordnet, in welcher der Einzelne die moralischen Normen internalisiert hat und über seine Normverletzung autonom als persönliche Schuld reflektieren kann. Der Typus der Schamkulturen dagegen, so die These, sei typisch für vormoderne oder autoritäre Systeme, in denen eine hohe Außenkontrolle existiere und nur die Konfrontation mit dem Urteil anderer Schuldgefühle und Scham – als Angst vor sozialer Ächtung – auslöse. Solche klaren Zuordnungen sind allerdings empirisch unhaltbar und passen sowohl in den Kontext des Kolonialismus als auch den des Kalten Kriegs, was ihre lange Gültigkeit erklärt. Sie vernachlässigen völlig jenes Ich-Bewusstsein, auf das Simmel aufmerksam machte und das ja gerade auf der Verletzbarkeit des individuellen Ichs, das die sozialen Normen verinnerlicht hat, beruht. Jenseits der Schuld-Scham gibt es aber auch die aus Demütigung entstehende Scham, die als Beschämung, als Angriff auf die eigene Würde, wahrgenommen wird. Diese Scham hat nichts damit zu tun, dass man einen anderen, eine Gemeinschaft oder eine Pflicht verletzt hat, sondern damit, dass man selbst verletzt wurde und dies aus einer Position der Schwäche und Hilflosigkeit hat zulassen müssen. Die Scham vergewaltigter Frauen und Folteropfer entsteht aus der mit diesen Verbrechen verbundenen psychischen Gewalt als Vernichtung der inneren Person. Bei dieser Scham geht es um die Verletzung des Ichs durch Herabwürdigung, Demütigung, Verachtung, Respektlosigkeit

<sup>31</sup> Ute Frevert: Die Politik der Demütigung. Schauplätze von Macht und Ohnmacht. Frankfurt a. M. 2017.

<sup>32</sup> Georg Simmel: Zur Psychologie der Scham (1901). In: ders.: Schriften zur Soziologie. Eine Auswahl. Hg. von Heinz-Jürgen Dahme/Otthein Rammstedt. Frankfurt a. M. 1992, S. 140–150. Der indische Kulturwissenschaftler und Psychoanalytiker Ashis Nandy hat ebenfalls Beschämung und Demütigung als soziale Beziehung definiert; Ashis Nandy: Humiliation. The Politics and Cultural Psychology of the Limits of Human Degradation. In: ders.: Time Treks. The Uncertain Future of Old and New Despotisms. Ranikhet 2007, S. 129–150.

keit und öffentlicher Zurschaustellung. Der Angriff auf die persönliche Integrität durch das völlig schonungslose Ausgeliefertsein gegenüber einer mächtigeren Instanz, sei es einer Person, einer Gruppe oder einem politischen System, soll im Folgenden in Bezug auf die DDR-Erfahrung und das Sprechen beziehungsweise Nichtsprechen über diese Erfahrung genauer betrachtet werden. Es geht also um einen spezifischen Fall einer „Politik der Demütigung“ (Ute Frevert), die ihren Ausdruck findet etwa in der öffentlichen Herabwürdigung vor Zeugen, in der Konfrontation mit dem kränkenden Gegenüber oder in der scheinbar freiwilligen Unterwerfung. Solche Beschämungen hinterlassen Narben, die als Scham langfristig schmerzen. Die Erfahrungen der Oral History zeigen, dass Geschichten über Schambesetztes in der Regel vermieden werden, weil sie im sozialen Akt des Erzählens, in Anwesenheit eines Gegenübers, die ursprüngliche Beschämung zwangsläufig wiederholen. Darin liegt – so meine These – der Kern des „Schlimmen“, das nicht erinnert werden soll und deshalb erzählerisch überdeckt wird. In seinem Roman „Der Lärm der Zeit“ hat Julian Barnes über die Erfahrungen des Komponisten Schostakowitsch in der Sowjetunion zwischen 1936 und den 1950er-Jahren geschrieben. 1936 lebte Schostakowitsch in der „schlimmsten Zeit“, in der er zu Recht fürchtete, jederzeit verhaftet zu werden – das sichere Todesurteil. Aber 1948, als er außer Gefahr war, erkannte er, dass eigentlich dies „die schlimmste Zeit“ war, in der er sich Stalin unterworfen und damit die Lebensgefahr gebannt hatte. Die „allerschlimmsten“ Zeiten aber waren die 1950er-Jahre, in denen er seine politische Karriere machte und als Funktionär in den Westen reisen durfte. Zwar sind dies die Charakterisierungen des (amerikanischen) Autors, die dieser seinem Protagonisten unterstellt – aber sie verweisen auf den Umstand, dass die Scham – als Selbstverletzung – umso größer wird, je mehr sich der Einzelne scheinbar selbst entmachtet, um sich als innerlich Unterworfenener äußerlich einzuordnen.

„Beschämung“ und – in der Folge – „Scham“ sind für die DDR-Erfahrung zentrale Kategorien, weil es sich hier, anders als im Nationalsozialismus, weniger um ein System gehandelt hat, in dem viele Menschen schuldig geworden sind, zumindest nicht durch die Ausführung von Gewaltverbrechen gegen eine soziale Gruppe oder ein anderes Volk. Vielmehr handelte es sich um ein System, dessen Repressionsapparat sich vor allem gegen die eigene Bevölkerung wandte. Während die allermeisten Deutschen die nationalsozialistische Diktatur bis weit in den Krieg hinein unterstützten und sich der „Volksgemeinschaft“ zugehörig fühlten, gilt für die gesamte Zeit des DDR-Regimes das Gegenteil; Walter Ulbrichts Idee einer „sozialistischen Menschengemeinschaft“ entfaltete keine positive Wirkung. Selbst in den besten (den 1970er-) Jahren konnte sich das Regime der mehrheitlichen Zustimmung seiner Bevölkerung nicht sicher sein. Dennoch hatte die SED zu keinem Zeitpunkt ein Unterdrückungssystem ähnlich dem der Sowjetunion installiert, selbst nicht auf dem Höhepunkt des Spätstalinismus der 1950er-Jahre. Das Regime hatte zwar anfangs auch auf Unterwerfung (und damit auf Beschämung) gesetzt und in Anfangsjahren peinliche Rituale der Selbstkritik und Praktiken des Zeitungsprangers angewandt, aber spätestens seit dem Bau der Mauer wurden entsprechen-

de Maßnahmen subtiler, allerdings auch systematischer und verbreiteter – es entstand ein generelles Regime der Beschämung, das unabhängig von oppositionellem Verhalten auf alle, und auf SED-Mitglieder sogar in besonderem Maße, angewandt wurde. Die Grundhaltung der Regierung gegenüber ihren Bürgern drückte sich nun in einer „Erziehungsdiktatur“ aus. Das Volk, vor allem die Arbeiterklasse, wurde als ein kollektives, infantiles Objekt politischer Erziehung imaginiert. Der Schriftsteller Uwe Johnson hat nach seiner Ausreise seine Wahrnehmung der DDR als „strenge Erzieherin“ eindrucksvoll beschrieben.<sup>33</sup> Auf die bei unseren Interviewpartnern – besonders den Arbeitern unter ihnen – fehlende Identifikation mit dem DDR-Sozialismus angesprochen erklärte uns noch Ende der 1980er-Jahre eine ältere DDR-Historikerin, diese bedürften natürlich noch der Erziehung. Überhaupt war „Erziehung“ ein zentrales Konzept, mit dem nicht nur die Machtinstanzen gegenüber dem Volk auftraten, sondern auch vom Volk selbst verlangten, sich im Rahmen einer wechselseitigen Erziehung gegenüber der Macht zu verpflichten. Die dabei angewandten Methoden beruhten weitgehend auf Beschämung. Die konnte die Form öffentlicher Bloßstellung annehmen, etwa vor dem „Kollektiv“, am Schwarzen Brett, beim schulischen Morgenappell oder wenn Eltern sich vor ihrer „Brigade“ für die Streiche ihrer Kinder rechtfertigen mussten. Die SED verfügte über ein eigenes System parteiinterner Beschämung und Sanktionen. Das hatte nicht nur für diejenigen, die selbst eine „Rüge“ erhielten, Folgen. Es gehörte dazu ja auch der erzwungene Verrat, die erpresste Komplizenschaft und die beschämende Entsolidarisierung, wenn das jeweilige „Kollektiv“ der „Parteistrafe“ öffentlich zustimmen musste.<sup>34</sup> Erpresste Selbstverpflichtungen, Versprechen, etwa kein Westfernsehen zu konsumieren, dem Einmarsch der Warschauer-Pakt-Staaten in die ČSSR zuzustimmen oder den Arbeitsplatz immer sauber zu halten – überall wurden falsche Bekenntnisse erzwungen. Diese enthielten nur zum Teil *politische* Lügen, vielmehr konnten sie alle Bereiche des „Lebens im Sozialismus“, bis in die privatesten Lebensbereiche, betreffen. Nicht nur bei der Staatssicherheit mussten Lehrer und Vorgesetzte über ihre Schüler, Kollegen und Freunde berichten und sie unter Druck setzen.

Beschämung war eben mehr als nur ein Element der *politischen* Unterwerfung. Die politischen Verhältnisse hatten erhebliche Auswirkungen auf die *Gesellschaft* der DDR. Einerseits war ein großer Teil der Bevölkerung in das Beschämungssys-

<sup>33</sup> Uwe Johnson: Versuch eine Mentalität zu erklären. In: Andreas Tretner u. a. (Hg.): Kopfbahnhof 2. Almanach. Das falsche Dasein. Sowjetische Kultur im Umbruch. Leipzig 1990, S. 233–244.

<sup>34</sup> Auch Schüler wurden angehalten, öffentlich Kritik und Selbstkritik zu üben. Dazu wurden sie Mitte der 1960er-Jahre in einem Gedicht von Helmut Preisler direkt aufgefordert. In diesem beschuldigt der Kipper Manfred K., ein „Bummelant“, seinen Freund, dass dieser vor Jahren geschwiegen habe, als K. von der Brigade „sein dreckiges Innen“ und seine „lumpige Seele“ vorgeworfen wurde: „Damals warf ich ihm vor, dass er sich scheute, mich zu verteidigen; heut’ werf’ ich ihm vor, dass er sich scheute, mich anzuklagen. Aber ich werfe ihm heute wie damals vor, dass er neutral blieb.“ Helmut Preisler: Stimmen aus den Brigaden der sozialistischen Arbeit. Berlin 1960, abgedruckt in: Der umfassende Aufbau des Sozialismus. Lehrbuch Staatsbürgerkunde 2, S. 196f., zitiert nach Wierling: Geboren (wie Anm. 19), S. 126.

tem aktiv eingebunden – als Polizisten, staatliche Erzieher (von der Kinderkrippe bis zur Universität) oder als Brigadeführer im Betrieb –, andererseits verfügten bestimmte Berufsgruppen situativ über die Macht, dem Einzelnen einen Anspruch zu gewähren oder zu verweigern. Die Schriftstellerin Monika Maron hat es noch lange erobost, dass jeder Kellner den Service und sogar einen Tisch verweigern konnte. Ich selbst erinnere mich an eine Situation im Sommer 1987, als ich während unseres Interviewprojekts das Wochenende allein im Bitterfelder Interhotel verbrachte und zum Essen an einen Tisch mit zwei jungen Männern platziert wurde (trotz mehrerer freien Tische), was diese in nicht geringe Unsicherheit versetzte. Einer von ihnen steckte sich eine Zigarette an und klopfte die Asche in die abgezogene Zellophanhülle, bis der ebenfalls junge Kellner kam und diesen Gast in unfreundlich-herablassendem Ton beschimpfte, dafür gefälligst einen Aschenbecher zu benutzen, den er allerdings nicht zur Verfügung stellte. Anstatt sich darüber nun zu beklagen, versuchte der beschämte Gast, seine Zigarette auszudrücken. Wir schwiegen. Am nächsten Tag erfuhr ich von der jungen Frau an der Rezeption, der betreffende Kellner stehe im Moment selbst unter Druck, da er einen Ausreiseantrag gestellt habe und seitdem von seinen Vorgesetzten besonders schlecht behandelt werde. Beschämungserfahrungen konnten sich also fortsetzen, indem der Beschämte bei nächster Gelegenheit die Kränkung an einen anderen weitergab. Dieses System gesellschaftlicher Entsolidarisierung wurde noch durch den Umstand verschärft, dass gewohnte beziehungsweise erwartbare soziale Hierarchien nur begrenzt Geltung hatten und dass die situativen Vorteile, die man über andere hatte, quer zur offiziellen sozialen Schichtung liegen konnten. Die Verfügung über Westgeld oder der Zugang zu knappen Gütern schufen Ansehen und Macht, aber auch Abhängigkeit und Kränkung. „Westverwandtschaft“ war ein klassenübergreifendes Phänomen. Die Chance, daraus Nutzen zu ziehen, war in den unteren Schichten aber höher als in den oberen, wo der Abbruch des Kontakts zu Familienangehörigen im Westen oft die Voraussetzung für eine Beförderung darstellte. Handwerker und Arbeiter mit Zugang zu knappen Gütern konnten diese auf dem Schwarzmarkt gegen Westgeld anbieten oder am Tauschhandel der Schattenwirtschaft teilnehmen. Davon aber profitierten nur diejenigen, die selber etwas anzubieten hatten. Einer meiner Interviewpartner, ein 1949 geborener Ingenieur, erzählte, wie er in den 1980er-Jahren in die Firmenleitung aufstieg und von da an über einen eigenen Fahrer verfügte. Dieser aber bestimmte die Routen, die auf den Geschäftsreisen genommen wurden, immer selbst und zwar nach den Fahrten, die sein ausgedehntes Schattenhandelsnetz erforderte. Sein Chef, mein Gesprächspartner, tolerierte dies in der Hoffnung, davon profitieren zu können. Als sein Fahrer im Frühsommer einen erheblichen Umweg nahm, um bei einer befreundeten LPG mehrere Bund Spargel zu besorgen, bat er ihn explizit und höflich um einen Bund Spargel für sich selbst. Dass ihm dieser verweigert wurde, war für ihn eine weitere Demütigung in seiner Karriere. Dass er mir diese Geschichte aber überhaupt erzählte, hängt vermutlich damit zusammen, dass sie für ihn am Ende „gut“ ausging. Er rächte sich nämlich dadurch, dass er der Betriebsärztin empfahl, den Fahrer einmal auf Bluthochdruck zu untersuchen. Dies geschah mit dem Ergebnis, dass der

Betreffende fortan nicht mehr Auto fahren durfte und als Gabelstapelfahrer ins Lager des Betriebs versetzt wurde, wodurch er sein Schwarzhandelsnetzwerk verlor.<sup>35</sup>

### Das Schlimme verbergen – narrative Strategien

Damit komme ich zu meinem letzten Schritt. Um aus dem Erleben des „Schlimmen“ eine erzählbare Geschichte zu machen, bedarf es narrativer Strategien des Verbergens – und zwar nicht nur vor dem Zuhörer, sondern auch vor dem Selbst. Die naheliegendste Strategie ist natürlich das Verschweigen, das heißt: das erzählerische Vermeiden möglicher Abgründe. Besonders in der ersten Phase eines biografischen Interviews greifen Erzähler auf fertige Versatzstücke zurück, mit denen sie alles unter Kontrolle haben. Solche Versatzstücke finden sich auch in den öffentlichen Diskursen, in die man glaubt, sich einschreiben zu können, ohne Selbstverletzung zu riskieren. Hierbei wird vor allem auf ostdeutsche Narrative zurückgegriffen, auf Formeln wie diejenige, dass nicht alles schlecht gewesen sei in der DDR, oder es wird auf die soziale Sicherheit und den sozialen Zusammenhalt im Gegensatz zu der jetzt dominanten Konkurrenz im ökonomischen wie im persönlichen Bereich verwiesen. Das Egalitäre der DDR wird betont und in Kontrast zur Ellenbogengesellschaft des Westens gestellt. Frauen heben das höhere Maß an ökonomischer Unabhängigkeit und an staatlicher Unterstützung für Mütter hervor. In anderen Worten: Die DDR als Sozialstaat ist ein wichtiger Bezugspunkt – und zwar ohne den im Westen betonten Zusammenhang zwischen Sozialleistungen und Diktatur, Fürsorge und Abhängigkeit. In der Tat beruhte die honeckersche Sozialpolitik auf einem unausgesprochenen Handel, bei dem staatliche Sozialleistungen, die sich die DDR finanziell gar nicht leisten konnte, gegen politisches wie unpolitisches Wohlverhalten eingetauscht wurden.<sup>36</sup>

Nicht nur durch Interventionen des Interviewers, sondern auch durch den Sog, der im Prozess des Erzählens selbst entsteht, wenn man etwa ein Beispiel aus dem eigenen Leben zur persönlichen Beglaubigung solcher kollektiven Deutungen anbieten möchte, kommt es zu Situationen, in denen eine leichtsinnig begonnene Geschichte zu Ende erzählt werden muss, obwohl sie beschämendes Potenzial enthält. Als ich in den frühen 1990er-Jahren eine Außenstelle des Kulturwissenschaftlichen Instituts Nordrhein-Westfalens aufbaute, veröffentlichte ich einen kleinen Artikel im „Freitag“, in dem ich auf einen in meiner Wahrnehmung distinkten DDR-Frauentypus verwies, dem die enormen Anstrengungen durch die Mehrfachbelastungen anzusehen war und bei dem sich Tüchtigkeit mit Erschöpfung und Mütterlichkeit mit barscher Ruppigkeit verbanden. Eine meiner Mitarbeiterinnen, die bei der PDS in einer Frauengruppe mitwirkte, lud mich zu einem Treffen dieser Gruppe ein,

<sup>35</sup> Wierling: Geboren (wie Anm. 19), S. 347ff.

<sup>36</sup> Konrad H. Jarausch: Realer Sozialismus als Fürsorgediktatur. Zur begrifflichen Einordnung der DDR. In: APUZ B20 (1998), S. 33–46.

um diesen Aufsatz zu diskutieren. Die Atmosphäre war feindselig, ich wurde mit den üblichen Aussagen über die angesehene Stellung der Frau in der DDR und ihren Verlusten durch deren Zusammenbruch konfrontiert. Dabei entstand auch ein lebhaftes Gespräch der Frauen untereinander, die mit persönlichen Beispielen die allgemeinen Aussagen bestätigen und damit dem vorgesehenen „sozialen Drehbuch“ folgen wollten. Plötzlich aber meldete sich eine Frau, die berichtete, wie in den 1980er-Jahren ihr schulpflichtiger Sohn der Kinderorganisation „Junge Pioniere“ beitreten sollte (und wollte), und sie sich weigerte, dem zuzustimmen, wobei ihr die möglichen Nachteile für ihr Kind und sie selbst drastisch vorgehalten worden seien. Sie habe schließlich nachgegeben. Mit dieser Intervention änderte sich der gesamte Kommunikationsraum. Erst jetzt war es möglich, trotz meiner Anwesenheit als „feindliche“ Westdeutsche, schmerzliche Unterwerfungserfahrungen zu verbalisieren. Die Erfahrung war bemerkenswert, gerade weil sie unerwartet und extrem selten war. Der „ostalgtische“ Diskurs ist nämlich zwar ein ostdeutscher, aber er wird in Referenz zum „Westen“ geführt. Die erzählerische Vergemeinschaftung der Ostdeutschen ist deshalb von der wirklichen oder imaginären Gegenwart der kritisch urteilenden Westdeutschen nicht zu trennen.

Eine weitere narrative Strategie der Vermeidung besteht darin, eine schlimme Erfahrung im Genre des Schwanks zu erzählen. Beim Schwank, so die Erzählforschung, handelt es sich um eine lustige, derbe Geschichte, deren Erzählkern in der gelungenen „Übertrumpfung“ besteht – und zwar einer, die sich in der Regel zwischen ungleichen Parteien (Herr und Knecht) abspielt. Im Schwank lassen sich also erfahrene Angst, Niederlage oder Kränkung in einen heimlichen Sieg umdeuten, wie etwa in der oben wiedergegebenen Geschichte vom verweigerten Spargel. Schon in den Interviews der späten 1980er-Jahre wurden angstbesetzte Szenen – etwa bei der Besetzung der späteren SBZ durch die Rote Armee – im Stil des Schwanks erzählt, wenn etwa beschrieben wurde, wie ein betrunkenen Soldat zwar mit dem Gewehr in die eigene Wohnung eindrang, dann aber auf dem Sofa einschlief. Nach 1989 wurden dann die politischen Rituale des Schulappells, der „Roten Woche“, der öffentlichen Selbstverpflichtung in ihrer ganzen Verlogenheit und Lächerlichkeit entlarvt – wobei die karikierende Darstellung die Tatsache überdeckte, dass man selbst an diesen Ritualen hatte teilnehmen müssen.<sup>37</sup> Selbst Oppositionelle berichteten nach dem Ende der DDR im privaten Kreis zum Teil lachend über die Zersetzungsmaßnahmen der Staatssicherheit, etwa wenn diese im Namen des Erzählers Verkaufsanzeigen aufgab, sodass Letzterer sich mit Hunderten interessierten und dann enttäuschten potenziellen Käufern auseinandersetzen musste. Die Botschaft war, dass man sich nicht habe zerbrechen lassen. Auch das ironische Er-

<sup>37</sup> Eine seltene Ausnahme bildet die Leipziger Journalistin Hanna Voß, als sie davon berichtete, wie sie sich vor ihrer Parteigruppe – über 100 Kollegen und Studierende – rechtfertigen musste, weil sie ihr „Parteidokument“ verloren hatte: „Dort habe ich unbewusst, also wirklich ein klassisches Beispiel eines stalinistisch erzogenen Menschen abgegeben. Ich hab mich so geschämt dort vor dieser Mannschaft und hab diese ganzen Reinigungsformen: ‚Ich mach’s nie wieder und es ist mir klar dass das unverzeihlich ist‘ – für ein Stück Papier! – vor den Studenten gesprochen“. Zitiert nach Wierling: Geboren (wie Anm. 19), S. 459.

zählen kann die erlittene Beschämung umkehren, etwa, wenn ein besonders sadistischer Lehrer oder eine verhasste Parteisekretärin karikierend nachgeahmt wird oder auf einer „ostalgieischen“ Party früher heilige Texte in komischer Feierlichkeit zum Besten gegeben werden, bis sich alle vor Lachen schütteln. Was man dabei loswird, ist ebenjene Kränkung, die einen früher schweigen und wegschauen ließ, weil man sich der eigenen Unterwürfigkeit schämte. Im Kabarett der Wendezeit wurde vorgeführt, wie man sowohl den früher so mächtigen SED-Funktionär als auch den jetzt mächtigen Westdeutschen lächerlich machen konnte. Von denjenigen, die einen „zu DDR-Zeiten“ auf unangenehme Weise in der Hand hatten, konnte man sich durch das ironische Erzählen befreien und unabhängig machen. Ein großer Teil dessen, was wir als nostalgisches Sprechen über „das Gute“ im Staatssozialismus hören und lesen, gehört in diese Kategorie der narrativen Bewältigung des Schlimmen.

Eine andere Redefigur, die in Interviews mit Ostdeutschen und in informellen Gesprächen zwischen West- und Ostdeutschen häufig benutzt wird, ist das Bild der „Nische“. Damit konnte man an westdeutsches „Wissen“ anknüpfen, nämlich an die Deutung der späten DDR- als „Nischengesellschaft“ durch den damaligen Leiter der Ständigen Vertretung der Bundesrepublik Deutschland in Ostberlin, Günter Gaus,<sup>38</sup> – eine Zuschreibung, die sich Ostdeutsche schnell zu eigen machten. Die Rede von der „Nische“ reklamiert einen persönlichen Freiraum, den man sich in der DDR geschaffen habe, – einen Raum, in dem man von politischer Repression (also auch von Beschämung und Unterwerfung) frei gewesen sei, und in dem man ein selbstbestimmtes, würdiges Leben habe führen können. Als solche „Nischen“ gelten scheinbar politikfreie Räume der Freizeit (Gärten, Camping, Hobbys), aber auch bestimmte Berufsfelder werden – häufig im Gegensatz zu anderen – als „Nischen“ bezeichnet: die Akademie der Wissenschaften zum Beispiel, an der „nur“ geforscht, im Gegensatz zur Universität, an der auch gelehrt wurde. Generell empfanden die Arbeiter und die wenig qualifizierten Berufsgruppen – im Gegensatz zur „sozialistischen Dienstklasse“, in der die SED-Mitgliedschaft fast zwingend und die Kontrolle durch Partei und Staatssicherheit besonders flächendeckend war – ihre berufliche Existenz als kaum berührt von politischem Einfluss oder Kontrolle, als Räume, die sie – im Rahmen der materiellen Beschränkungen – weitgehend selbst gestalten konnten. An dieser Stelle ist es wichtig zu betonen, dass es in der Realgeschichte der DDR tatsächlich Unterschiede in Bezug auf den Grad der Kontrolle und der Repression bestimmter sozialer Schichten oder Personengruppen gab. Im vorliegenden Beitrag geht es aber nicht um die Realgeschichte, sondern um die narrativen Strategien Ostdeutscher, wenn sie über die DDR als Erfahrung sprechen, und um die Funktion und den Sinn dieser Strategien.

Bei der „Ostalgie“ handelt es sich offensichtlich nicht um ein schnell vorübergehendes Phänomen. Im Jahr 30 nach dem Fall der Mauer ist es noch immer präsent in den Erzählungen Ostdeutscher, ebenso wie in den Vorwürfen Westdeutscher und den besorgten Reden der Politiker. Dafür gibt es mehrere Gründe: Nahelie-

<sup>38</sup> Günter Gaus: Wo Deutschland liegt. Eine Ortsbestimmung. Hamburg 1983.

gend ist es, die noch immer vorhandenen Unterschiede im Lebensstandard und in der Lebensqualität im Ost-West-Vergleich dafür verantwortlich zu machen.<sup>39</sup> Zwar hat sich beides nach den meisten objektiven Kriterien erheblich verbessert – vor allem im Vergleich zur DDR selbst –, aber, obwohl die DDR in der „ostaligischen“ Erzählungen immer zum Vergleichsmaßstab erklärt wird, geht es im Kern um den Vergleich mit dem „Westen“, sowohl statistisch als auch mental. Materielle und mentale Befindlichkeiten sind aber keine objektiv messbaren Größen, sondern wirken immer nur im Vergleich mit dem, was man glaubt, beanspruchen zu können. Und dieser innere Anspruch zielt auch nicht auf objektiv Messbares, sondern auf „Gerechtigkeit“. Wenn wir darüber hinaus berücksichtigen, dass weniger die materiellen als die mentalen Bedingungen das Verhältnis zur DDR prägen, dann wird verständlich, dass sich viele Ostdeutsche noch immer als „Bürger zweiter Klasse“ fühlen, während sie doch im Rahmen des staatssozialistischen Systems eine überlegene Rolle einzunehmen schienen: „Für die sind wir doch der Westen“, bemerkte einer unserer DDR-Gesprächspartner 1987 bezogen auf Polen. Die bis heute anhaltende Wahrnehmung, vom eigentlichen „Westen“ als zu diesem nicht zugehörig angesehen zu werden, und – im Gegenteil – als „Ostdeutsche“ noch immer der Verachtung ausgesetzt zu sein, ist dabei keineswegs bloße Projektion, sondern kann sich auf konkrete Erfahrungen mit Westdeutschen berufen. Deshalb wird von vielen Ostdeutschen die Transformationsphase als Fortsetzung der Kränkung durch anderes Personal wahrgenommen. Dass alle nun über Westgeld verfügten, reichte eben nicht, den Status von „Bürgern zweiter Klasse“ zu überwinden. Bis in den AfD-Erfolg in der vernachlässigten Provinz der ehemaligen DDR lässt sich spüren, wie die Wahrnehmung, Objekt ohne Würde geblieben zu sein, sich fortsetzt. In der neuen Variante des Slogans „Wir sind das Volk“ schwingt eben nicht nur die völkische Umdeutung mit, sondern auch die Erinnerung an die kurze Zeit, als man auf der Straße die Herrschenden das Fürchten lehrte und dabei die eigene würdelose Verängstigung überwand.<sup>40</sup> Das Phänomen, dass gerade diejenigen, die 1989 noch Kinder waren oder überhaupt keine eigenen Erinnerungen an die DDR haben, sich heute gerne als Ostdeutsche im emphatischen Sinn bezeichnen, verweist auf die enge Bindung an die noch beschämten Eltern; aber anders als von diesen wird eine stolze Identität durch Identifizierung mit dem vergangenen und vom Westen verachteten Land behauptet.<sup>41</sup>

<sup>39</sup> Vgl. dazu den Bericht der Bundesregierung zum Stand der Deutschen Einheit 2018, <https://www.bmwi.de/Redaktion/DE/Publikationen/Neue-Laender/jahresbericht-zum-stand-der-deutschen-einheit-2018.html> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>40</sup> Vgl. im vorliegenden Aufsatz, S. 80, Anm. 26. Über den Aufstieg von Pegida und AfD vgl. Engler/Hensel: Erfahrung (wie Anm. 7), S. 109–136.

<sup>41</sup> Andrea Hanna Hünninger: Das Paradies. Meine Jugend nach der Mauer. Berlin 2013 (EA: Stuttgart 2011). Hünninger, geboren fünf Jahre nach dem Fall der Mauer, bilanziert, was ihr – im Gegensatz sowohl zu den Westdeutschen als auch zu ihren ostdeutschen Eltern fehle: „[E]twas, worauf wir uns beziehen konnten: eine Identität.“ (ebd., S. 216) In einer Podiumsdiskussion in Erfurt im Oktober 2018 nahm Hünninger übrigens die oben wiedergegebene These von der „rechten Emanzipation“ ausdrücklich positiv auf.

„Ihr [Westdeutschen; Anm. der Verfasserin] wollt immer nur über unser Unglück hören, von unserem Glück wollt Ihr nichts wissen“, beklagte sich 1990 ein junger Leipziger Philosoph bei mir, obwohl er der DDR sehr kritisch gegenüberstand. Er hatte Recht. In der späten DDR setzten immer mehr Menschen individuelle Freiräume durch und das Kämpfen darum machte auch Spaß. Die Arbeiterschaft war ohnehin eine ziemlich angstfreie und damit stolze Klasse, die von der DDR nicht mehr wollte, als diese ihr zu geben gezwungen war – das begeisterte manche Dokumentarfilmer in der späten DDR und manche Oppositionelle, die sich „in der Produktion bewähren“ sollten.<sup>42</sup> „Es war nicht alles schlecht in der DDR“ – dieser Satz gilt als die übliche Einleitung für (n)ostalgisches Erzählen. Er trifft aber zu. Es gibt nämlich kaum einen Ort oder eine Zeit, an dem oder in der „alles schlecht“ gewesen wäre. Es geht vielmehr darum, das Gute und das Schlechte genau und persönlich zu beschreiben. Dafür braucht es Raum und Zeit zum Erzählen sowie Aufmerksamkeit und Respekt beim Zuhören. Denn während im Oral-History-Interview häufig das geplante Erzählprogramm erst einmal abgespult wird, um im Anschluss alles noch mal von vorne und meist verwickelter zu erzählen, findet sich die Komplexität oft schon in einem kurzen Satz. Im Interview wird 2013 ein Ehepaar vom Ostufer der Elbe gefragt, wie sie die Grenzöffnung erlebt haben. Sie beschreiben den Stau auf der Brücke nach Westen und werden nach den Grenzformalitäten gefragt. Darauf antwortet die Frau: „Es wurde überschattet von der Freude.“<sup>43</sup> So werden wir oft auch in den „gut“ gemeinten Erzählungen die Schatten des „Schlimmen“ erahnen. Es ist eben nicht alles schlecht an der „Ostalie“.

## Abstract

This chapter addresses the question of nostalgic narratives concerning the socialist past of the German Democratic Republic (GDR). It situates such narratives in the complicated and conflict-laden situation of post-wall Germany: do these narratives really constitute proof of an East German longing for the past, or can they be read otherwise? The chapter first distinguishes between memory and narrative: the lat-

<sup>42</sup> So zum Beispiel der in den 1970er-Jahren wegen trotzkistischer „Abweichung“ in einen Betrieb verbannten Philosophiestudent Wolf Klaasen (Pseud.). Er fühlte sich befreit: „Es tat mir also zu gut, dass ich sozusagen aus meinen Oberschichten da rauskam. [...] Ich wusste gar nicht, dass es noch so 'ne freie Wildbahn gibt. Ich kam mir da vor, so als hätte irgendwie Old Shatterhand jetzt endlich die Prairie gefunden.“ Wierling: Geboren (wie Anm. 19), S. 439. Die Dokumentarfilme von Volker Koepp über die Textilarbeiterinnen in Wittstock an der Dosse, die „Wittstock-Serie“ (ab 1975), sind ein schönes Beispiel für die unverhohlene Bewunderung des Proletarischen in der späten DDR.

<sup>43</sup> Zitat aus dem 2013 von Christoph Mädge geführten Interview mit dem ostdeutschen Ehepaar B. für die (noch unveröffentlichte) Dissertation von Christoph Mädge: „Grenzerfahrung. Die Wahrnehmung der deutsch-deutschen Grenze in Ost und West (1949–1989/90). Am Beispiel des Amtes Neuhaus und seiner linkselbischen Nachbarn“ [Hamburg 2015], Interviewkompodium, S. 47 (Verwendung mit freundlicher Erlaubnis des Autors).

ter is the result of a complex process of choices made by the narrators with relevance to the specific moment of communication. For narratives about the GDR, this situation is defined by the asymmetry – political, economic as well as psychological – between West and East Germans after reunification, with everything and everyone from the East being viewed as deficient according to the standards of the West. Thus, while East German society was actually rather differentiated and East German citizens' experiences differed considerably along social categories such as class, gender, and generation, narratives about East Germany tended towards uniformity. Extensive oral history interviews, however, reveal additional layers beneath the obvious wish of narrators to present the story of a good life. They indeed reveal a great many conflicts, losses, errors, and defeats – even as the interviewees may claim, at the same time, to have managed their lives well, given the circumstances. The chapter argues that the concept of shame is crucial to understanding the limits of what can be narrated. Stories of being shamed and humiliated are avoided in general when people talk about their lives. And since power in state socialist systems was largely built on shaming practices, these experiences are often hidden in stories of happiness, solidarity, immunity against such practices, and in humorous anecdotes, in which those in power are ridiculed themselves. Finally, the continued persistence of the genre of nostalgia has come largely due to ongoing discrimination against East German life stories, with West Germans apparently taking on the role of shaming that was once held by the East German authorities.



*Nina Leonhard*

## Auf der Suche nach Gemeinschaft

Einblicke in die berufsbiografische Vergangenheitsverarbeitung vormaliger NVA-Offiziere im Kontext der deutschen Vereinigung

### Einleitung

„[W]ir haben dann ’ne Hausfeier gemacht, das waren ja alles Offiziere, die denn in dem Haus wohnten. Und da war auch ’ne gewisse Rangordnung, damals hatte ich halt den Rang, ich glaub, ich war schon Oberleutnant? Weiß ich nicht. Aber des waren alles Fregatten[kapitäne] [...], ich war also, sagen wir mal, das dienstgradärmste Schwein da drin. Na ja, aber dann kamen wir zusammen, wir sind dort eigentlich ’ne ganz tolle Truppe gewesen. Wir haben gesagt, wenn wir ’nen Arbeitseinsatz gemacht haben oder so was, dann holen wir noch ’n paar Bratwürste und ’n Kasten Bier und setzen uns abends irgendwo in ’n Waschraum und begießen die Arbeit, die wir gemacht haben.“<sup>1</sup>

Diese Passage stammt aus dem Interview mit einem vormaligen Offizier der Volksmarine der DDR, der hier mit dem Pseudonym „Christoph Kellermann“ benannt wird und der zum Zeitpunkt des Gesprächs, im Sommer 2008, als Versicherungsunternehmer in Mecklenburg-Vorpommern tätig war. Es handelt sich um eines von insgesamt 35 berufsbiografischen Interviews, die im Rahmen einer Studie zur gesellschaftlichen Verortung früherer Berufsoffiziere der Nationalen Volksarmee (NVA) der DDR im vereinigten Deutschland geführt und ausgewertet wurden.<sup>2</sup> Die Untersuchung zielte darauf ab herauszuarbeiten, wie es staatlichen Funktionsträgern der DDR nach Mauerfall und Vereinigung gelungen ist, innerhalb der für sie neuen bundesrepublikanischen Gesellschaftsordnung Fuß zu fassen und sich dort materiell wie ideell einzurichten. Angehörige der Streitkräfte, insbesondere Offiziere, stellen in diesem Zusammenhang eine besonders interessante Gruppe dar: Sie waren aufgrund ihres Berufs nicht nur in spezifischer Weise

<sup>1</sup> Interview mit Christoph Kellermann (nachfolgend „C. K.“ abgekürzt), Abs. 10. Die angegebene Ziffer bezieht sich hier wie bei allen weiteren Interviewziten auf die Absatznummerierung (Abs.) im entsprechenden Interviewtranskript. Diese und die im Folgenden zitierten Interviews wurden durch die Verfasserin zwischen September 2002 und Juli 2008 geführt.

<sup>2</sup> Nina Leonhard: *Integration und Gedächtnis. NVA-Offiziere im vereinigten Deutschland*. Konstanz/Köln 2016. Neben dem Namen von Herrn Kellermann wurden auch alle Ortsangaben pseudonymisiert.

mit der sozialistischen Gesellschaftsordnung der DDR sowie der dort herrschenden Staatspartei verbunden, sondern auch aufgrund der deutsch-deutschen Systemkonkurrenz gegenüber der Bundesrepublik und ihrer Institutionen besonders negativ eingestellt. Aus diesem Grund gehörten sie nach dem Ende der DDR zu dem Personenkreis, der sich in spezifischer Weise politisch diskreditiert sah und für den eine Annäherung an die bundesrepublikanische Gesellschaftsordnung mit großen Herausforderungen verbunden war – auch wenn seitens der Bundeswehr die Integration eines kleinen Teil des NVA-Personals in die eigenen Reihen – darunter auch die Hälfte der für diese Studie Interviewten – schon bald unter dem Schlagwort „Armee der Einheit“ als eine Erfolgsgeschichte präsentiert wurde, auf die man sich bis heute beruft. Die zuletzt genannte institutionelle Dimension soll im Weiteren nicht näher betrachtet werden.<sup>3</sup> Eine gedächtnissoziologische Perspektive einnehmend, die auf die Muster und Modi sozialer Sinnbildung in der Zeit abhebt,<sup>4</sup> soll im vorliegenden Beitrag vielmehr der Fokus auf dem erhobenen Interviewmaterial – und hier vor allem auf Kontext und Funktion darin zu findender positiver DDR-Bezüge – liegen.

Beispielhaft für eine solche Verbindung ist die eingangs zitierte Aussage. Vordergründig scheint es sich hierbei um eine Form der Vergegenwärtigung der DDR zu handeln, die im öffentlichen Diskurs mit dem Begriff der „DDR-Nostalgie“ beziehungsweise der „Ostalgie“ belegt wurde: eine positive Berufung auf das Leben im „real existierenden Sozialismus“ unter Vernachlässigung oder gar Ausblendung des übergeordneten politischen Rahmens und etwaiger negativer Aspekte, die damit verbunden waren. Im Fall Christoph Kellermanns ist dies die Betonung der Solidargemeinschaft unter Offizieren (auch) außerhalb des Dienstes, also unabhängig von der jeweiligen Position innerhalb der militärischen Hierarchie, die der Dienstgrad repräsentiert. „Nostalgisch“ im soeben genannten Sinne ist diese Darstellung insofern, als sie im Widerspruch zum starken Hierarchiegefälle steht, das von Historikerinnen und Historikern gemeinhin als typisch für die sozialen Beziehungen unter Armeeingehörigen innerhalb wie außerhalb der Kasernenmauern beschrieben wird.<sup>5</sup> Hinzu kommt, dass die hier von Kellermann beschworene Solidargemeinschaft nicht so recht zu einer Geschichte passt, die er an anderer Stelle desselben Interviews erzählt. Diese handelt nämlich davon, wie er aufgrund eines alltagsweltlichen Regelverstößes außerhalb des Dienstes – es ging um die eigentlich untersagte Nutzung von Leitungswasser zur Kleingartenbewässerung – von einem seiner Nachbarn anonym bei seinem militärischen Vorgesetzten angeschwärzt wurde und sich deswegen diesem gegenüber verantworten musste. Und doch ist

<sup>3</sup> Diese wurden bereits dargestellt in Nina Leonhard: *Einschluss durch Ausschluss. NVA-Offiziere und die Gedächtnispolitik der Bundeswehr im Vereinigungsprozess*. In: Thomas Großbölting/Christoph Lorke (Hg.): *Deutschland seit 1990. Wege in die Vereinigungsgesellschaft*. Stuttgart 2017, S. 243–267; Leonhard: *Integration* (wie Anm. 2), S. 121–206.

<sup>4</sup> Vgl. dies.: *Biographie und kollektives/soziales Gedächtnis*. In: Helma Lutz u. a. (Hg.): *Handbuch Biographieforschung*. Wiesbaden 2018, S. 511–522.

<sup>5</sup> Christian Th. Müller: *Tausend Tage bei der „Asche“*. *Unteroffiziere in der NVA*. Berlin 2003; Matthias Rogg: *Armee des Volkes?. Militär und Gesellschaft in der DDR*. Berlin 2008.

die zu DDR-Zeiten (auch in der NVA) erfahrene Gemeinschaft ein zentrales Thema, das sich wie ein roter Faden durch die berufsbiografische Selbstbeschreibung Kellermanns zieht. Mit derartigen positiven DDR-Bezügen steht er dabei keineswegs alleine: Auch in den anderen Interviews ist immer wieder die Rede von Solidarität und Zusammenhalt, die das Leben in der DDR gekennzeichnet hätten.

Im Folgenden wird gezeigt, dass die Berufung auf die zu DDR-Zeiten erfahrene Gemeinschaft, wie sie in der zitierten Passage zum Ausdruck kommt, eines von mehreren Topoi ist, an denen die Auseinandersetzung mit den vereinigungsbedingten Umbruchserfahrungen erkennbar wird, die für viele Ostdeutsche allgemein und besonders für die hier betrachtete Berufsgruppe der DDR-Offiziere im vereinigten Deutschland charakteristisch war beziehungsweise ist. Zudem wird dargelegt, dass und warum das Thema „Gemeinschaft“ speziell für Kellermann eine hohe berufsbiografische Relevanz besitzt. Ziel ist es, sowohl die soziale Funktion positiver Bezugnahmen auf die DDR-Vergangenheit im vereinigten Deutschland als auch den – hier am Fall Kellermanns exemplarisch rekonstruierten – individuellen Erfahrungshintergrund zu veranschaulichen.

### Gemeinschaft und andere Ideale: Modalitäten des Erinnerns an die DDR im vereinigten Deutschland<sup>6</sup>

„Diese Sicherheit, die fehlt schon, und wo ich vorhin gesagt habe, dieses Orientierungslose. Ja, dass man, also, wirklich nicht weiß. Und da fragt man sich, wir hatten es irgendwie gelernt, dass die Gesellschaft ’n Ziel hat, wo sie sich hinbewegt, ja, des war halt der Kommunismus mit allen seinen Vorteilen [...] was ist denn heute? Nix, oder? Nix.“<sup>7</sup>

Dieser Ausschnitt stammt aus einer längeren Interviewpassage mit einem vormaligen NVA-Offizier, in der es explizit um vereinigungsbedingte Verluste geht. Die Frage, ob sie etwas aus der DDR-Zeit vermissen, wurde allen Interviewpartnern am Ende des Gesprächs gestellt. In den Antworten auf diese Frage, aber auch bei anderen Gelegenheiten gehen die befragten Offiziere darauf ein, was aus ihrer Sicht ein „gutes“ Leben beziehungsweise das Leben in einer „guten“ Gesellschaft ausmacht. Die in der zitierten Passage angesprochene Orientierungslosigkeit markiert einen Mangel, eine Fehlstelle, die diesem Interviewpartner auffällt, wenn er sein heutiges Leben mit früher, mit der Situation zu Zeiten der DDR, vergleicht. Hinter seiner Mangelanzeige stehen Vorstellungen vom Staat beziehungsweise der Gesellschaft, die über eine Kritik an konkreten tagespolitischen Entwicklungen wie der Renten- oder Gesundheitsreform, den hohen Managergehältern oder den Auslandseinsätzen der Bundeswehr, die ebenfalls Themen in vielen Interviews sind, hinaus

<sup>6</sup> Dieses Kapitel stützt sich auf die Ausführungen in Leonhard: Integration (wie Anm. 2), S. 223–234.

<sup>7</sup> Interview 11, Abs. 142. Für eine Auflistung aller für diese Studie interviewten Personen vgl. ebd., S. 381–383.

auf Grundsätzlicheres verweisen. Darin, wie auch in der Rede von der Gemeinschaft und dem Zusammenhalt, die zu DDR-Zeiten am Arbeitsplatz oder in der Nachbarschaft vorgeherrscht hätten und mit der Vereinigung verschwunden seien, tritt das Ideal einer anderen, „besseren“ Gesellschaft hervor, das viele, wenn auch nicht alle der befragten ehemaligen Offiziere im Nachhinein eher in der DDR als unter den gegenwärtigen Umständen verwirklicht sehen. In der folgenden Interviewsequenz werden die mit diesem Ideal typischerweise verbundenen Vorstellungen pointiert zusammengefasst:

Ivee:<sup>8</sup> „Weil wir eine Ellenbogengesellschaft sind. Jeder guckt auf den anderen, was der hat oder was der nicht hat.

I:<sup>9</sup> *Und das war früher anders?*

Ivee: Zum Beispiel hat auch eine Ärztin einen Hochofenschmelzer geheiratet. Heute gibt es das nicht mehr, heute heiraten Klassen wieder unter sich. Das ist eine ganz große Ausnahme, das war in der DDR gang und gäbe.

I: *[...] Wieso ist es heute anders? Haben Sie da eine Erklärung?*

Ivee: Es gab eben nicht alles in der DDR, jetzt gibt's zwar alles, zwar nicht alles, was Bestimmtes sucht man auch, man kann es sich aber nicht leisten, oder viele können es sich nicht leisten. Früher konnte man sich was kaufen, aber es gab vieles nicht, also wurde untereinander ausgeholfen, gemacht und getan.<sup>10</sup>

Dass in Ostdeutschland nach der Vereinigung vielfach ein Bild von der DDR als einer egalitären, sozial gerechten und solidarischen Gesellschaft vorherrschte und zum Teil noch immer vorherrscht, ist durch eine Reihe empirischer Studien belegt.<sup>11</sup> Daher ist es wenig überraschend, dass entsprechende Vorstellungen auch in den hier untersuchten berufsbiografischen Erzählungen vormaliger Offiziere der DDR zum Ausdruck kommen. Während in den 1990er- und in der ersten Hälfte der 2000er-Jahren die Gefahren, die mit solchen positiven Erinnerungen an die DDR und einer mutmaßlich damit verknüpften Verharmlosung des diktatorischen Charakters des Staats- und Gesellschaftssystems der DDR einhergehen (können), intensiv in der politischen Öffentlichkeit diskutiert wurden,<sup>12</sup> hat man sich aus sozialwissenschaftlicher Sicht vornehmlich mit den funktionalen Aspekten dieses Phänomens beschäftigt. Neben den Analysen von Katja Neller,<sup>13</sup> die sich auf der

<sup>8</sup> Hier und im Folgenden: Abkürzung für „Interviewpartner“ (Ivee).

<sup>9</sup> Hier und im Folgenden: Abkürzung für „Interviewerin“ (I).

<sup>10</sup> Interview 1, Abs. 76–80.

<sup>11</sup> Katja Neller: *DDR-Nostalgie. Dimensionen der Orientierungen der Ostdeutschen gegenüber der ehemaligen DDR, ihre Ursachen und politischen Konnotationen*. Wiesbaden 2006; Gert Pickel: *Nostalgie oder Problembewusstsein?. Demokratisierungshindernisse aus der Bewältigung der Vergangenheit in Osteuropa*. In: Siegmund Schmidt u. a. (Hg.): *Amnesie, Amnestie oder Aufarbeitung?. Zum Umgang mit autoritären Vergangenheiten und Menschenrechtsverletzungen*. Wiesbaden 2009, S. 129–158.

<sup>12</sup> Vgl. hierzu exemplarisch die Dokumentation der Auseinandersetzung um die Expertengruppe zur Schaffung eines Geschichtsverbundes „Aufarbeitung der SED-Diktatur“: Martin Sabrow u. a. (Hg.): *Wohin treibt die DDR-Erinnerung?. Dokumentation einer Debatte*. Bonn 2006.

<sup>13</sup> Neller: *DDR-Nostalgie* (wie Anm. 11).

Basis von Umfragedaten vor allem mit den verschiedenen Dimensionen von DDR-Nostalgie und ihrer jeweiligen politischen Bedeutung auseinandergesetzt hat, sind insbesondere die Arbeiten von Thomas Ahbe<sup>14</sup> wichtig. Dieser hat sich als einer der ersten mit den Ursachen für „Ostalgie“ – hier verstanden als „Renaissance der Produkt- und Symbolkultur“ der DDR<sup>15</sup> – beschäftigt und diese als Kompensation für die mit der Vereinigung schlagartig verschwundenen Zeichen des DDR-Alltags – wie politische Symbole und Slogans, aber auch Waren des alltäglichen Gebrauchs – gedeutet, die es den Ostdeutschen ermöglicht habe, vor dem Hintergrund der Umbruchserfahrungen von 1989/90 eine positive Identität auszubilden.

In eine ähnliche Richtung weist auch der Erklärungsansatz von Monika Wohlrab-Sahr, Uta Karstein und Thomas Schmidt-Lux, die auf der Grundlage von Interviews mit ostdeutschen Familien speziell die Formen und Funktionen von Idealen analysiert haben, die mit der DDR retrospektiv verbunden werden.<sup>16</sup> Sie schlagen vor, solche Vorstellungen im Anschluss an Alfred Schütz und Thomas Luckmann<sup>17</sup> als „mittlere Transzendenzen“ zu begreifen. Im Gegensatz zu „kleinen“ Transzendenzen, die sich auf das beziehen, was jenseits der Sphäre der unmittelbaren Reichweite existiert, und zu „großen“ Transzendenzen, die die imaginierten Erfahrungen jenseits der Welt betreffen, die von Menschen im Hier und Jetzt erfasst werden kann, verweisen „mittlere“ Transzendenzen auf Sozialität, das heißt: auf die „Grenzen, die durch andere Personen gesetzt sind[,] und auf die [...] Möglichkeit, deren Perspektiven einzunehmen und ihre Erfahrungen zu teilen“. Mittlere Transzendenzen stehen demnach für „überindividuellen Bilder, die gewissermaßen der Selbstüberhöhung und kollektiven Sinnstiftung dienen. Solche Formen der Sinnstiftung finden sich wohl in allen Gesellschaften, und sie sind mit nationalen Ideologien nicht unbedingt deckungsgleich, können aber gleichwohl an sie anschließen. Zu nennen sind hier etwa Formen der Leistungsethik, Ideologien der Freiheit und Gerechtigkeit, oder Ideologien, die auf die Möglichkeit individuellen Aufstiegs abzielen (‚Vom Tellerwäscher zum Millionär‘).“<sup>18</sup>

Wie Neller und vor allem Ahbe interpretieren Wohlrab-Sahr, Karstein und Schmidt-Lux positive Rückbezüge auf die DDR-Vergangenheit also nicht primär als Ausdruck einer „ideologischen Nostalgie“ und damit einer bestimmten politischen Gesinnung. Sie sehen darin vielmehr eine andere Differenzen überbrückende

<sup>14</sup> Thomas Ahbe: Ostalgie als Selbstermächtigung. Zur produktiven Stabilisierung ostdeutscher Identität. In: DA 30 (1997), S. 614–619.

<sup>15</sup> Ders.: „Ostalgie“ als eine Laien-Praxis in Ostdeutschland. Ursachen, psychische und politische Dimensionen. In: Heiner Timmermann (Hg.): Die DDR in Deutschland. Ein Rückblick auf 50 Jahre. Berlin 2001, S. 781–802, hier: S. 781.

<sup>16</sup> Monika Wohlrab-Sahr/Uta Karstein/Thomas Schmidt-Lux: Forcierte Säkularität. Religiöser Wandel und Generationendynamik im Osten Deutschlands. Frankfurt a. M. 2006.

<sup>17</sup> Alfred Schütz: On Multiple Realities [1945]. In: ders.: Collected Papers I. The Problem of Social Reality. Den Haag 1962, S. 207–259; ders./Thomas Luckmann: Strukturen der Lebenswelt. Konstanz 2003, S. 589–633.

<sup>18</sup> Wohlrab-Sahr/Karstein/Schmidt-Lux: Säkularität (wie Anm. 16), S. 264.

Reaktion auf die durch die Vereinigung ausgelösten radikalen Umwälzungen mit ihren Folgen für das soziale Miteinander, genauer gesagt: einen „Reflex auf einen sozialen Differenzierungs- und Individualisierungsprozess [...], an dem die Personen teilhaben und den sie aktiv mitvollziehen, und den sie gleichzeitig bedauern“.<sup>19</sup> Für diese These spricht, dass die dabei zutage tretende Sehnsucht nach Gemeinschaft, Solidarität und Geborgenheit, wie sie auch im Rahmen der analysierten Interviews mit vormaligen NVA-Offizieren zum Ausdruck kommt, nicht nur bei denjenigen Gesprächspartnern zu beobachten ist, die sich explizit als „Verlierer“ der Vereinigung definieren,<sup>20</sup> sondern ebenso bei denjenigen, die für sich beanspruchen, „in der Bundesrepublik angekommen“<sup>21</sup> zu sein. Es handelt sich demnach um eine Auseinandersetzung mit Erwartungen und Enttäuschungen, die mindestens ebenso viel mit der gesellschaftlichen Gegenwart im vereinigten Deutschland wie mit der Vergangenheit in der DDR zu tun hat und nicht zuletzt die gesellschaftlichen Bedingungen widerspiegelt, unter denen sie erfolgte beziehungsweise erfolgt.

Betrachtet man vor diesem Hintergrund die positiven Bezugnahmen auf die DDR, die sich in dem hier untersuchten Interviewmaterial finden lassen, kristallisieren sich vier zentrale Topoi heraus, um die diese positiven Referenzen kreisen: „Gemeinschaft“, „Ehrlichkeit“, „Arbeit“, „Disziplin“. Während sich Varianten der ersten drei Topoi beispielsweise auch in den Familiengesprächen wiederfinden lassen, die von Wohlrab-Sahr, Karstein und Schmidt-Lux für die schon genannte Studie im Zeitraum 2006 bis 2008 geführt wurden,<sup>22</sup> handelt es sich bei „Disziplin“ um einen normativen Bezugspunkt, der im militärischen Kontext und damit speziell für die hier betrachtete Berufsgruppe der Offiziere von Relevanz ist.<sup>23</sup>

### *Gemeinschaft*

In den Interviews am meisten verbreitet ist das Ideal der Gemeinschaft, das eng mit einer Kritik am westlichen Materialismus verknüpft wird. Wie in der eingangs zitierten Passage aus dem Interview mit Kellermann anklang, wird das Leben in der DDR von vielen vormaligen NVA-Offizieren als ein von Nähe, Solidarität und Zusammenhalt gekennzeichnetes soziales Miteinander beschrieben: „Ich sag mal, was ich persönlich vermisse, dass eben das Materielle jetzt enorm in ’n Vordergrund [...] gegangen ist und [...] viele menschliche Sachen, ’n gewisser Zusam-

<sup>19</sup> Ebd., S. 277.

<sup>20</sup> Vgl. Nina Leonhard: Gewinner und Verlierer der Vereinigung. Berufsbiografische Bilanzen zweier ehemaliger NVA-Offiziere. In: Susanne Muhle u. a. (Hg.): Die DDR im Blick. Ein zeithistorisches Lesebuch. Berlin 2008, S. 291-300.

<sup>21</sup> Interview 12, Abs. 144.

<sup>22</sup> Wohlrab-Sahr/Karstein/Schmidt-Lux: Säkularität (wie Anm. 16), S. 263-291.

<sup>23</sup> Daneben finden sich in den Interviews, wenn auch quantitativ in geringerem Umfang, auch positive Bezugnahmen auf die bundesrepublikanische Werte(-Ordnung), die in negativer Abgrenzung zu den Erfahrungen in der DDR um den Topos der Freiheit kreisen. Vgl. Leonhard: Integration (wie Anm. 2), S. 234-237.

menhalt der Leute, Nachbarn und so weiter, doch deutlich verloren gegangen ist. Dass jetzt viele eigentlich jetzt nur noch so an sich denken, sicherlich sind die Probleme auch ganz andere, die sie früher nicht hatten. Da hatten sie alle Möglichkeiten, da brauchten sie nicht nur an sich zu denken, wie geht's weiter.“<sup>24</sup>

Die Abgrenzung von der gegenwärtigen Gesellschaft, die in diesem Zitat deutlich wird, ist kein Zufall. Der Vergleich zwischen früher und heute, zwischen dem Leben im „real existierenden Sozialismus“ und der marktwirtschaftlich verfassten Bundesrepublik stellt vielmehr ein zentrales Strukturmerkmal des berufsbiografischen Redens über die DDR-Zeit dar, das verschiedene Facetten umfasst. So wird einer westdeutschen Orientierung an Geld und schönem äußeren Schein unter anderem die ostdeutsche Wertschätzung zwischenmenschlicher Beziehungen sowie die Konzentration auf „wahre“, das heißt: immaterielle, Werte wie beispielsweise Bildung gegenübergestellt: „Ich kann mich [innerhalb der Bundeswehr; Anm. der Verfasserin] auch kaum mit jemandem unterhalten über 'ne Oper oder 'n Bild oder so was. Ich meine [...] damit auch, dass vielleicht die Allgemeinbildung zur DDR-Zeit viel größer, viel weiterentwickelt war und man etwas dafür getan hat. Eindeutig. Und das ist etwas, was Geld kostet. Das ist etwas, was Geld kostet und man meint, man kann sich das nicht leisten. Äh, PISA dürfte 'n Alarmsignal gewesen sein. Ich weiß auch, wie es eben zustande kommt. [...] Man hat sich viel zu sehr [...] um materialistische Dinge gekümmert. Das Geld spielt eine Riesenrolle. Und, die Selbstdarstellung spielt eine Riesenrolle, ja. Irre, irre, muss ich ganz einfach dazu sagen, wenn Sie, wenn ((lacht etwas)) wenn es mehrere Bücher gibt, die sich damit beschäftigen, wie sollst du dich verhalten bei einem Bewerbungsgespräch. Na! Da ist doch Lug und Trug angesagt, oder? Das heißt doch nichts anderes, du musst mehr sein als du in Wirklichkeit bist.“<sup>25</sup>

### *Ehrlichkeit*

Die Kritik an einer (westdeutschen) Ausrichtung auf Äußerlichkeiten ist nicht selten mit der Klage über die mangelnde Aufrichtigkeit „der“ Westdeutschen verknüpft. Diese westdeutsche Fremdzuschreibung geht mit einem als typisch ostdeutsch verstandenen Ideal von Authentizität einher, das sich vor allem in Erzählungen rund um den Topos der Ehrlichkeit niederschlägt. Exemplarisch sei hierfür die folgende Passage aus dem Interview mit einem vormaligen Oberst der NVA angeführt, in der dieser von seiner beruflichen Umschulung zum Berater für Unternehmensgründungen nach seinem vereinigungsbedingtem Ausscheiden aus dem Militärdienst berichtet: „Wir haben uns [nach der Vereinigung] nicht auf die Straße schicken lassen, um die Leute abzuzocken, sondern wir haben dafür gesorgt, dass wir erst mal ausgebildet werden [...] ganz vernünftig, und dann sind wir losgezogen, nachdem alles klar war und wir selber auch die Übersicht hatten, was wir überhaupt für Produkte anbieten [...]. Die Firma hat eigentlich ganz gute Geschäfte

<sup>24</sup> Interview 2, Abs. 156.

<sup>25</sup> Interview 34, Abs. 96.

gemacht und das funktionierte auch alles, bis der Chef, das war ein Wessi aus Hamburg, angefangen hat, mit unseren Provisionen zu zocken und zu spekulieren, und dann hat er sich verspekuliert und dann konnte er die Provision nicht bezahlen [...] und dann flog die ganze Sache auf, und da haben wir alle die Mitarbeit gekündigt in dieser Firma [...].<sup>26</sup>

Wie in vielen anderen Interviews wird in dieser Passage die Figur des umtriebigen, aber (etwas) zwielichtigen „Wessis“, der nach der Vereinigung nach Ostdeutschland kam und dort seine (ostdeutschen) Kunden oder Geschäftspartner zu übervorteilen suchte, dem (Selbst-)Bild des einstigen NVA-Offizier beziehungsweise (Neu-)Unternehmers gegenübergestellt, der nicht viel Aufhebens um seine Person macht, aber aufgrund seiner Kompetenzen gute Ergebnisse erzielt und es daher auch nicht nötig hat, zur eigenen Nutzenmaximierung unlautere Geschäftspraktiken anzuwenden. Die in der zitierten Passage verwendete Wir-Form verdeutlicht auf besonders anschauliche Weise die Konstruktion einer Zugehörigkeit zur Gruppe der „ehrlichen Ostdeutschen“ und die damit verbundene Abgrenzung von der Gruppe der „unehrlichen Westdeutschen“.

### *Arbeit*

Als dritter Topos, um den sich positive Bezüge auf das Leben in der DDR ranken, lässt sich „Arbeit“ anführen. Arbeit spielte in der DDR nicht nur in staatlicher Politik und Programmatik eine zentrale Rolle, sondern hatte auch individuell einen hohen Stellenwert. Entsprechend ist das Thema „Arbeit“ in den berufsbiografischen Erzählungen vormaliger NVA-Offiziere ein wichtiger Referenzpunkt, der auf den besonderen Stellenwert verweist, den Arbeit in der DDR als einer „arbeiterlichen Gesellschaft“<sup>27</sup> innehatte.<sup>28</sup>

„Und die Sicherheit, das ist das, was guttut, wenn man es hätte. Ja, also wenn man nicht immer sieht die Zahlen vom dem Betrieb und sagt, na ja, dieses Jahr ist es ja gerade noch einmal gut gegangen, und der Betrieb dort geht pleite [...]. Man hat da keine Sicherheit, man weiß nicht, was morgen ist. Oder, kann ja auch dem Betrieb gutgehen, aber wenn der irgendwann mal sagt, so, es reicht, jetzt mache ich zu, na die Angestellten sitzen dann da. Und was macht man dann. Das ist schon alles blöd, also das ist nicht gut.“<sup>29</sup>

Wie in dieser Passage anklingt, steht für die befragten Offiziere „Arbeit“ zunächst für die fehlende soziale Sicherheit, die die gegenwärtige Arbeitswelt bestimme. Der Hinweis auf die heutzutage stets drohende Arbeitslosigkeit verweist implizit auf das in der DDR geltende Recht auf Arbeit und das damit verbundene hohe Maß an sozialer Absicherung. Ähnliche Äußerungen finden sich in vielen

<sup>26</sup> Interview 32, Abs. 60.

<sup>27</sup> Wolfgang Engler: Die Ostdeutschen. Kunde von einem verlorenen Land. Berlin <sup>5</sup>2008, S. 173–208.

<sup>28</sup> Vgl. Wohlrab-Sahr/Karstein/Schmidt-Lux: Säkularität (wie Anm. 16), S. 282–290.

<sup>29</sup> Interview 11, Abs. 142.

Interviews, und zwar unabhängig davon, ob die Befragten oder ihre Familienangehörigen nach 1990 selbst von Arbeitslosigkeit betroffen waren oder nicht. Das von vielen Offizieren in diesem Zusammenhang darüber hinaus gebrauchte Bild von der westdeutschen Ellenbogengesellschaft weist zurück auf das Gemeinschaftsideal, das man retrospektiv in der DDR auch und gerade im Arbeitskollektiv und somit am Arbeitsplatz beziehungsweise im Betrieb verwirklicht sieht. Die Werte „Gemeinschaft“ und „Arbeit“ rücken auf diese Weise zusammen und verstärken sich gegenseitig: „Die Gemeinschaftung erfolgt über die Arbeit, die gleichzeitig als sozialer Gleichmacher wirkt. Individualisierung über Leistung und entsprechende Entlohnung zerstört in dieser Perspektive den gemeinschaftlichen Charakter der Arbeit.“<sup>30</sup>

Im Fall Kellermanns lässt sich der damit verknüpfte Wandel der sozialen Beziehungen plastisch an zwei Erzählungen über gemeinschaftliches Grillen illustrieren: „[W]ir haben dann 'ne Hausfeier gemacht, das waren ja alles Offiziere, die denn in dem Haus wohnten. Und da war auch 'ne gewisse Rangordnung, damals hatte ich halt den Rang, ich glaub, ich war schon Oberleutnant? Weiß ich nicht. Aber des waren alles Fregatten[kapitäne] [...], ich war also, sagen wir mal, das dienstgradärmste Schwein da drin. Na ja, aber dann kamen wir zusammen, wir sind dort eigentlich 'ne ganz tolle Truppe gewesen. Wir haben gesagt, wenn wir 'nen Arbeitseinsatz gemacht haben oder so was, dann holen wir noch 'n paar Bratwürste und 'n Kasten Bier und setzen uns abends irgendwo in 'n Waschraum und begießen die Arbeit, die wir gemacht haben.“<sup>31</sup>

In dieser hier nochmals wiedergegebenen Passage, die sich auf die Zeit Anfang der 1980er-Jahre bezieht, schildert Kellermann die Umwandlung einer hierarchisch strukturierten Gruppe (Offiziere mit unterschiedlichen Dienstgraden) durch einen gemeinsamen „Arbeitseinsatz“ zu einer Hausgemeinschaft. Der Höhe- und Endpunkt dieser Transformation stellt die zusammen durchgeführte Feier im „Waschraum“ des gemeinsamen Wohnhauses dar, mit der die neue Gemeinschaft konstituiert wurde, die, wie Kellermann im Folgenden zu verstehen gibt, durch weitere gemeinsame Aktivitäten von da ab bestand.

In der zweiten Episode, die zeitlich nach dem Umbruch in der DDR angesiedelt ist, schildert Kellermann demgegenüber den Verlust einer bis dahin als selbstverständlich wahrgenommenen Gemeinschaft infolge der Auflösung des bisherigen Arbeitszusammenhangs: „Und des ist eben, was ich so 'n bisschen vermisse, was ((betont:)) sehr schnell ging. Ich hab [19]88 dort 'n Garten gekriegt. Da ist eigentlich vieles in der Gemeinschaft gemacht worden [...] wie [mit diesem] Unteroffizier, es waren also nur [Leute] vom Hubschrauber. Und, ja, und da haben Sie da Bratwürste gehabt und gesagt, du, ich hab 'nen Grill, und kommt ihr her. Ja, und sagt er, ja ich wollt ja och braten, ich schmeiß mit bei dir drauf und so was. Gut. [Und später] sag ich, was geht 'n jetzt, komm, legste mit drauf. ((macht nach:)) Ja gut, wenn du's so sagst. Der andere könnte ja denken, ich könnt's mir nicht leisten

<sup>30</sup> Wohlrab-Sahr/Karstein/Schmidt-Lux: Säkularität (wie Anm. 16), S. 286.

<sup>31</sup> Interview mit C. K., Abs. 10.

oder so. Diese Abschottung und so was, das ist irgendwo- ((bricht ab)) Es ist nicht mehr füreinander einstehen, das ist- ((bricht ab)) Und vielleicht och der Neid, der eine hat's gepackt, der andere nicht.“<sup>32</sup>

In den Interviews mit vormaligen NVA-Offizieren steht „Arbeit“ allerdings nicht nur für Gemeinschaft und soziale Sicherheit, sie wird auch mit den dafür erworbenen Kompetenzen beziehungsweise mit den durch sie erzielten Resultaten, kurz: mit der (Arbeits-)Leistung, in Verbindung gebracht. Dies verweist auf einen vierten Wert mit DDR-Bezug, der von der untersuchten Gruppe vormaliger NVA-Offiziere affirmativ aufgegriffen wird: „Disziplin“.

### *Disziplin*

In der Betonung der Qualität der zu DDR-Zeiten erworbenen (Aus-)Bildungsabschlüsse sowie insbesondere in den erzählten Geschichten darüber, was man alles – zum Teil unter höchst widrigen Bedingungen – gemeistert habe, spiegeln sich die mit der Vereinigung und der Auflösung der NVA verbundenen Degradierungserfahrungen wider, die unter anderem mit einer Herabsetzung oder Nichtanerkennung von Dienstgraden, Abschlüssen und Auszeichnungen einhergingen.<sup>33</sup> Die Affirmation der eigenen beruflichen Kompetenzen in den Interviews erscheint zunächst und vor allem als eine Reaktion auf die Entwertung der in der DDR beziehungsweise in der NVA erbrachten Leistungen. Die im direkten Kontakt mit Westdeutschen kennengelernte oder durch mediale Diskurse<sup>34</sup> vermittelte Geringschätzung der ostdeutschen Arbeitsproduktivität im Allgemeinen sowie der militärischen Schlagkraft der NVA im Besonderen steht allerdings in Widerspruch zu der subjektiven Einschätzung, etwa auf dem eigenen militärischen Spezialgebiet sehr gute Arbeit geleistet und dort beachtliche Erfolge erzielt zu haben. Die folgende Passage aus dem Interview mit Kellermann vermittelt einen prägnanten Eindruck des Zusammentreffens dieser unterschiedlichen Sichten auf die Wirklichkeiten in der DDR: „[D]ie Amis haben sich totgelacht, wie sie fragten, [...] wie booten Sie Ihren Rechner hoch? Sag ich, verstehe ich nicht. Sagte der Oberstleutnant hier vom MAD [„Militärischer Abschirmdienst“ der Bundeswehr; Anm. der Verfasserin], ja wie machste 'n an? Sage, mach ich 'n Sicherheitsschalter rein und mach ihn an. ((macht nach:)) Und mehr nicht? Wird er geladen, mit 'ner Diskette oder so? Ich sage, nee, sind Zahnräder drinne. [...] Und die ((macht nach:)) hä hä? Ja, Zahnräder, lachten sie sich tot und schüttelten sich weg. Und da sag' ich, Sie können lachen, wie Sie wollen [...]. Bloß wir haben mit dieser MiG 14 das gemacht, was Sie mit Ihrer SF 2 nicht hingekriegt haben. ((macht nach:)) Wie, was? Ja, Sie haben die Datenübertragung von einem Hubschrauber zum anderen machen wollen, und der sollte da hinfliegen, und das macht dieser Hubschrauber. Wir können sehen am

<sup>32</sup> Interview mit C. K., Abs. 98.

<sup>33</sup> Hierzu im Einzelnen vgl. Leonhard: Integration (wie Anm. 2), S. 133–145.

<sup>34</sup> Vgl. Thomas Ahbe: Die Konstruktion der Ostdeutschen. Diskursive Spannungen, Stereotype und Identitäten seit 1989. In: APUZ 41–42 (2004), S. 12–22, hier: S. 19.

Flugmess den anderen Hubschrauber, legen dort das Visier kurz auf, kriegen von denen die Daten und schmeißen die Bombe aufs getauchte U-Boot [...].“<sup>35</sup>

Untersuchungen zu den Wertorientierungen von Ost- und Westdeutschen aus den 1990er-Jahren belegen, dass das berufliche Leistungsmotiv im Sinne einer Hingabe an eine objektiv definierte Aufgabe damals unter Ostdeutschen stärker ausgeprägt war als unter Westdeutschen.<sup>36</sup> Auch wenn der Leistungsdruck in der DDR einerseits geringer war, da dort die Überprüfung der Leistung des Einzelnen an der Realität, das heißt: am erzielten Ergebnis, fehlte, hatte andererseits der Einsatz für die Ziele der sozialistischen Gemeinschaft nicht nur in der offiziellen Propaganda, sondern auch als ideeller Wert eine hohe Bedeutung. Gerade weil in der Planwirtschaft die Produktivität nicht wie in einer Marktökonomie durch das Interesse an einer individuellen Nutzenmaximierung gesteigert werden konnte, wurde in der DDR im Allgemeinen wie in der Armee im Besonderen eine Identifikation mit der Sache verlangt. Geht man dementsprechend davon aus, dass eine Übererfüllung der Arbeitsnormen und hoher persönlicher Einsatz – Leistung – in der DDR moralisch gefordert waren,<sup>37</sup> ließe sich die in den Interviews anderthalb Jahrzehnte nach Ende der DDR zutage tretende Leistungsorientierung ehemaliger NVA-Offiziere auch als Nachklang einer zu DDR-Zeiten verinnerlichten moralischen Pflicht deuten. Zu berücksichtigen ist gleichwohl, dass mit dem offenkundigen Scheitern der DDR auf dem Gebiet der Ökonomie die berufliche Leistungsfähigkeit der Ostdeutschen generell eine Abwertung erfuhr und der Einzelne nach der Vereinigung dadurch unter einem umso größeren Druck stand zu zeigen, dass und was er oder sie zu leisten imstande war. Im Fall der Berufssoldaten der NVA kommt ferner hinzu, dass das Militär – ähnlich wie andere staatliche Einrichtungen – die Ergebnisse der dort verrichteten Arbeit nicht oder nur auf sehr abstrakte Weise bestimmen kann. Vor allem in Friedenszeiten stellt das Militär daher den typischen Fall einer „Prozessorganisation“ („procedural organization“)<sup>38</sup> dar, in der aufgrund fehlender Möglichkeiten einer externen Leistungskontrolle alle Anstrengungen auf die Beobachtung und Überprüfung der in der Organisation geltenden Normen und Regeln ausgerichtet sind. Der übergeordnete Organisationszweck ergibt sich in diesem Fall nicht aus den Streitkräften oder aus der durch sie erbrachten Arbeit selbst, sondern durch die vom Staat beziehungsweise der Gesellschaft vorgegebenen Ziele – im Fall der NVA: die Verteidigung von Frieden und Sozialismus mit starker Abgrenzung nach außen. Das Ende der DDR führte somit zwangsläufig

<sup>35</sup> Interview mit C. K., Abs. 52.

<sup>36</sup> Heiner Meulemann: Der Wert Leistung in Deutschland 1956 bis 1996. In: Wolfgang Glatzer/Ilona Ostner (Hg.): Deutschland im Wandel. Sozialstrukturelle Analysen. Opladen 1999, S.13–22; Heiner Meulemann: Werte und Wertewandel in Deutschland im vereinten Deutschland. In: APUZ 37–38 (2002), S.13–22.

<sup>37</sup> Richard Rottenburg: Der Sozialismus braucht den ganzen Menschen. Zum Verhältnis vertraglicher und nichtvertraglicher Beziehungen in einem VEB. In: Zfs 20 (1991) 4, S.305–322, hier: S.306; Meulemann: Wertewandel (wie Anm. 36), S.17.

<sup>38</sup> James Q. Wilson: Bureaucracy. What Government Agencies Do and Why They Do It. New York 2000, S.163f.

zu einer Sinnkrise der Berufssoldaten der NVA, da sie nun – ohne Abgabe eines einzigen Schusses – ihre Daseinsberechtigung eingebüßt hatten. Die in den Interviews in Bezug auf die Bundeswehr immer wieder hervorgehobene größere Disziplin, die in der NVA vorgeherrscht habe und die nicht selten als Synonym für die hohe Einsatzbereitschaft und die besondere Schlagkraft der ostdeutschen Streitkräfte hochgehalten wird, erhält vor diesem Hintergrund eine neue Bedeutung: Die wiederkehrende Beschreibung der NVA als die „preußischere“<sup>39</sup> der beiden deutschen Armeen wird so zu einer Art Ersatzbeleg für die mit der DDR verschwundene und von den Soldaten doch weiterhin eingeforderte Anerkennung der NVA und der dort geleisteten Arbeit. Mit dem Bild der besonderen Disziplin der NVA wird auf ein dem Militär typischerweise zugeschriebenes Merkmal rekurriert, das von außen betrachtet als ein internalisiertes Instrument zur Ausübung und Sicherung von Herrschaft im Sinne Max Webers<sup>40</sup> zu verstehen ist. In der militärischen Binnensicht wird Disziplin dagegen als Wert an sich nicht nur hochgehalten, sondern auch als Maßstab zur Bewertung der Qualität der eigenen wie anderer Streitkräfte herangezogen. Im Fall der befragten ehemaligen NVA-Offiziere stellt die Berufung auf die besondere Disziplin der NVA daher insoweit eine Form mittlerer Transzendenz dar, als dadurch ein in der sozialen Welt des Militärs gewissermaßen international gültiger Wert in Anspruch genommen wird, der zur Konstruktion und positiven Bestätigung eines kollektiven soldatischen Selbstbildes beiträgt.

Im Rahmen der hier ausgewerteten biografischen Selbstbeschreibung besitzt der Verweis auf die hohe Disziplin der NVA indes noch eine zweite Bedeutung: Militärische Disziplin als organisationales Kennzeichen, das für eine hohe Einsatzbereitschaft und -fähigkeit von Streitkräften steht, findet auf der individuellen Ebene ihre Entsprechung in der Bereitschaft und Fähigkeit des Einzelnen „durchzuhalten“, also auch unter widrigen Umständen nicht aufzugeben, sondern sich „durchzubeißen“.<sup>41</sup>

Das Ideal des Durchhaltens taucht in den Interviews zum einen im Rahmen von Erzählungen über die ersten Erfahrungen mit der Welt des Militärs auf – über die harten beziehungsweise strengen Modalitäten der militärischen Ausbildung vor allem in den ersten Jahren oder über die durchgängig hohe Arbeitsbelastung und die damit verbundenen Beeinträchtigungen des Familienlebens. Bei solchen Erzählungen lassen sich mitunter Anklänge an das „soldatische Entbehrensethos“ finden, das Ulrich vom Hagen als charakteristisch für das Militär preußisch-protestantischer Prägung beschrieben hat.<sup>42</sup>

<sup>39</sup> Interview 17, Abs. 4. Ähnliche Beschreibungen finden sich auch in vielen anderen Interviews.

<sup>40</sup> Vgl. Max Weber: *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*. Tübingen 1980, S. 28f., S. 681–687.

<sup>41</sup> Interview 13, Abs. 40.

<sup>42</sup> Ulrich vom Hagen: *Die protestantische Ethik als geistige Rüstung des deutschen Offiziers*. In: Ines-Jacqueline Werkner/Nina Leonhard (Hg.): *Aufschwung oder Niedergang?. Religion und Glauben in Militär und Gesellschaft zu Beginn des 21. Jahrhunderts*. Frankfurt a. M. u. a. 2003, S. 349–360.

Als Wert an sich wird die Fähigkeit „durchzuhalten“ zum anderen für die Erfahrungen im Zuge des Mauerfalls und der anschließenden Auflösungserscheinungen in politischer wie militärischer Hinsicht in Anspruch genommen:

*I:* „Haben Sie sich das auch mal überlegt [die Armee einfach zu verlassen]?

*Ivee:* Nee, nee, also so was gab es nicht und ich kenn och keenen von den Leitenden, die so einen Weg gegangen sind so unter dem Motto, nun fahrt mal das Ding alleene zu Ende, nee, das gab es nicht. Das muss ich also generell sagen, dass es bei den ganzen leitenden Leuten bis runter auf den Ebenen nicht vorgekommen ist. Jeder ist bis zuletzt zur Fahne gestanden.“<sup>43</sup>

Schließlich zeigt sich das Ideal des Durchhaltens im Rahmen von Erzählungen, welche die durch große Unsicherheiten geprägte Phase der Übernahme in die Bundeswehr oder die Schwierigkeiten des zivilberuflichen Neuanfangs, insbesondere den Schritt in die berufliche Selbstständigkeit, thematisieren:

*Ivee:* „Und alles, was ich jetzt nach der Wende mir aufgebaut habe, hätte ich ohne diese Ausbildung in dieser konzentrierten Form, wie ich die Ausbildung hatte und diesen, na, diese Bewährung, die ich damals vollziehen musste, hätte ich nicht geschafft.“

*I:* *Hmm. So das durchzuhalten, oder- ((bricht ab))*

*Ivee:* Richtig, ja. Konsequenz zu sein, ein Ziel zu verfolgen bis zuletzt, und auch zuverlässig zu sein, nicht bei kleinen Schwierigkeiten aufzugeben, sondern, da bin ich eigentlich der damaligen DDR dankbar, auch den Ausbildern. Pff, was ich heute bin, wäre ich ohne diese Zeit wirklich nicht geworden.“<sup>44</sup>

Seinen Weg beizubehalten, sich nicht durch Hindernisse oder Rückschläge davon abbringen zu lassen und dabei auf gewissenhafte, systematische und strukturierte Weise, kurz: diszipliniert, vorzugehen – diese oder ähnliche Selbstbeschreibungen finden sich in den Interviews immer wieder.

Als besondere Leistung verstanden, die sich unter anderem in der individuellen Disposition des Durchhaltens manifestiert, tritt in den berufsbiografischen Selbstbeschreibungen vormaliger NVA-Offiziere somit „Disziplin“ als eine spezifisch militärische Form mittlerer Transzendenz neben die allgemeinen „ostdeutschen“ Topoi „Gemeinschaft“, „Ehrlichkeit“ und „Arbeit“. Allen vier normativen Bezugspunkten gemeinsam ist, dass sie der „Selbsterhöhung und kollektiven Sinnstiftung“<sup>45</sup> dienen und sich dabei auf eine Sozial- beziehungsweise Berufswelt beziehen, die zum Zeitpunkt der Interviewerzählung nicht nur nicht mehr existiert, sondern im dominanten öffentlichen Diskurs auch diskreditiert erscheint. Während „Disziplin“ allerdings im militärischen Kontext, also in und im Umfeld der Bundeswehr, als Wert beziehungsweise Haltung auch im vereinigten Deutschland positive Wertschätzung erfährt – selbst wenn „Preußen“ zumindest nach offizieller Lesart des Bundesverteidigungsministeriums gerade nicht zu den traditionswürdigen Anteilen der deutschen Militärgeschichte gehört –, ist die positive Berufung

<sup>43</sup> Interview 27, Abs. 55f.

<sup>44</sup> Interview 5, Abs. 84–86.

<sup>45</sup> Wohlrab-Sahr/Karstein/Schmidt-Lux: Säkularität (wie Anm. 16), S. 264.

auf die Werte „Gemeinschaft“, „Ehrlichkeit“ und „Arbeit“ untrennbar verknüpft mit einer (kritischen) Auseinandersetzung mit den gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnissen, wie die expliziten wie impliziten Ost-West-Vergleiche zeigen, die ein fallübergreifendes Strukturmerkmal der berufsbiografischen Selbstbeschreibungen der untersuchten Offiziere darstellen.

Solche Vergleiche sind zum einen im Zusammenhang mit der Erfahrung eines tiefgreifenden berufsbiografischen Umbruchs zu sehen, der eine Unterscheidung zwischen der Zeit vor und nach diesem Wendepunkt impliziert. Um biografische Identität, die auf „ein Mindestmaß von Kontinuität und Kohärenz“<sup>46</sup> angewiesen ist, vor dem Hintergrund dieser Zäsur herzustellen, ist es notwendig, eine Verbindung zwischen dem Vorher und dem Nachher zu etablieren. Genau dies geschieht durch den Akt des Vergleichens, also beim Abwägen und Bewerten von Gemeinsamkeiten und Unterschieden, die Umstände, Ereignisse und Erfahrungen vor und nach 1989/90 betreffen. Zum anderen spiegelt die in den Interviews angelegte Struktur des Vergleichs aber auch eine kollektive Sinnstruktur wider, die mit der Vereinigung etabliert wurde und die von Horst Stenger sehr treffend als „Ost-West-Kontext“ bezeichnet und beschrieben wurde. Stenger versteht darunter ein kollektiv geteiltes Auslegungsschema, mit dem „Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschen ausgewählt, hervorgehoben und bewertet werden“.<sup>47</sup> Als Ursprung dieser Unterscheidung führt Stenger die im Zuge des Vereinigungsprozesses entstandenen Erwartungsenttäuschungen auf ost- wie westdeutscher Seite an, die eine „Umstellung der Erwartungen von Ähnlichkeit auf Unterschiedlichkeit“<sup>48</sup> zur Folge hatten. Auslegungsschemata wie die Ost-West-Unterscheidung ermöglichen es, die eigenen Erfahrungen zu deuten, zu bewerten und somit einzuordnen. Sie dienen der Komplexitätsreduktion und stiften auf legitime, das heißt: sozial anerkannte, Art und Weise Sinn. Indem die Befragten den Vergleich zwischen früheren und heutigen Ansichten mit einer Bewertung verbinden, handeln sie entsprechend der genannten Ost-West-Struktur.

Ost-West-Vergleiche werden in den Interviews zum Teil auf neutrale Weise vorgenommen, zum Beispiel in einer neutralen Übersetzung von Begrifflichkeiten, aber auch in Form von Hinweisen auf Gemeinsamkeiten oder Unterschiede, die darauf abzielen, eine vergangene Normalität zu beschreiben und so beispielsweise die Entscheidung für die Offizierslaufbahn zu begründen oder das eigene Berufsverständnis zu erläutern. Wie die angeführten Textausschnitte belegen, gehen die im Rahmen der Interviews vorgenommenen Vergleiche zwischen früher und heute jedoch zumeist mit der Auf- oder Abwertung jeweils einer Seite einher, die es erlaubt, durch die diskursive Festlegung von Gemeinsamkeit oder Differenz soziale

<sup>46</sup> Monika Wohlrab-Sah: Die Realität des Subjekts. Überlegungen zu einer Theorie biographischer Identität. In: Heiner Keupp/Joachim Hohl (Hg.): Subjektdiskurse im gesellschaftlichen Wandel. Bielefeld 2006, S. 75–97.

<sup>47</sup> Horst Stenger: „Deshalb müssen wir uns noch fremd bleiben ...“. Fremdheitserfahrungen ostdeutscher Wissenschaftler. In: Herfried Münkler (Hg.): Die Herausforderung durch das Fremde. Berlin 1998, S. 305–400, hier: S. 321.

<sup>48</sup> Ebd., S. 319.

Zugehörigkeit zu (er-)schaffen und dabei zugleich ebendieser Erfahrung von Gemeinsamkeit beziehungsweise Differenz Ausdruck zu verleihen. Die soziale Notwendigkeit hierfür liegt letztlich in der Art und Weise begründet, wie sich die Vereinigung der beiden deutschen Staaten vollzog: im Modus des Beitritts der DDR zur Bundesrepublik, der nicht nur einen umfassenden Institutionentransfer von West nach Ost bedingte, sondern auch mit einer Entwertung und zum Teil expliziten Diskreditierung DDR-bezogener Wissensbestände zugunsten bundesrepublikanischer Denk- und Handlungsmuster einherging. Für NVA-Angehörige wie für alle anderen vormaligen DDR-Bürger verloren die Erfahrungen vor 1989 ihre fraglose Selbstverständlichkeit und wurden damit begründungsbedürftig. Die positive Berufung auf spezifisch „ostdeutsche“ Werte und Wertigkeiten, wie sie hier ausschnittsweise präsentiert wurde, lässt sich entsprechend als eine (von mehreren möglichen) Reaktionen auf den vereinigungsbedingten Wandel und die mit diesem verknüpften Herausforderungen verstehen.

Worin diese Herausforderungen, die individuell teils als Zumutungen, teils als Chancen erlebt wurden, genau bestanden, lässt sich allerdings nur bedingt anhand von Topoi und zentralen Deutungsmustern bestimmen, die in (berufs-)biografischen Erzählungen fallübergreifend verwendet werden. Am Fall von Herrn Kellermann soll daher exemplarisch die berufsbiografische Relevanz der Erfahrung von Gemeinschaft in der DDR aufgezeigt werden, die in den oben zitierten Interviewpassagen bereits angeschnitten wurde.

### Vom Verlust einer Gemeinschaft: der Fall Christoph Kellermann<sup>49</sup>

Christoph Kellermann, Jahrgang 1956, im heutigen Thüringen geboren und aufgewachsen und seit den 1980er-Jahren im heutigen Mecklenburg-Vorpommern wohnhaft, ist einer derjenigen Offiziere des untersuchten Samples, die sich selbst als Vereinigungsverlierer verstehen. Dies hat vornehmlich mit dem Lebensführungsarrangement<sup>50</sup> zu tun, das Kellermann im Verlauf seines beruflichen Werdegangs in der DDR ausgebildet hat und das in wesentlicher Hinsicht auf dem Prinzip der Reziprozität beruht: auf dem Zusammenspiel von Geben und Nehmen, das die Bereitschaft zur Anpassung an vorgegebene Regeln und Normen mit der Erwartung, auf diese Weise zentrale eigene Bedürfnisse zu erfüllen, verknüpft. Eine solche Handlungsmotivation könnte bis zu einem gewissen Grad als allgemein typisch für Soldaten und insbesondere für Offiziere bezeichnet werden. Diese befin-

<sup>49</sup> Dieses Kapitel stützt sich auf die Ausführungen in Leonhard: Integration (wie Anm. 2), S. 314–325.

<sup>50</sup> Zum Konzept der (alltäglichen) Lebensführung, das auf das Set von Handlungsregeln abhebt, das jede(r) Einzelne im Verlauf des Lebens etabliert und das als Richtschnur für die Bewältigung der Probleme des Alltags dient, vgl. Margit Wehrich: Kursbestimmung. Eine qualitative Paneluntersuchung der alltäglichen Lebensführung im ostdeutschen Transformationsprozeß. Pfaffenweiler 1998, S. 123–172.

den sich – ähnlich wie zivile Staatsdiener<sup>51</sup> – qua Beruf in einem besonderen Treueverhältnis gegenüber dem Staat, das in exemplarischer Weise auf der wechselseitigen Verbindung von materiellen und ideellen Leistungen beruht. Dass es sich im Fall Kellermanns um eine berufsbiografische Handlungslogik handelt, die zugleich eine DDR-spezifische Prägung aufweist, zeigt etwa die Eingangserzählung, in der das Prinzip der Reziprozität erstmals in Erscheinung tritt.

I: „[*Beginn der Gesprächsaufzeichnung*] dazu gekommen, ja, zum Militär zu gehen, Soldat zu werden?

C. K.: Äh, es hat im Prinzip so angefangen, ich bin durch den Vater dazu gekommen zum Segelflug [...] er war selber Segelflieger, und, in F-Stadt war's so, wenn wir irgendwo mal spazieren gingen zum- ((bricht ab)), da ging's meistens an diesem Segelflugplatz vorbei, schon als Kind. Hat mir dann auch gefallen, sag' ich mal, die ganze Sache, und da hab ich so mit dreizehn angefangen, dort segelzufliegen. War ganz klasse, des sag ich mir im Nachhinein, ich hab' dort sehr viel gelernt handwerklich, weil man musste die Segelflzeuge selber warten, die Autos warten und alles. Und da waren eben ältere Männer da oder so was, die das schon konnten, und die haben dich halt dazu genommen und gesagt, so, jetzt musst du das rausdrehen. Man hat viel gelernt dort. War 'ne feine Sache, war auch 'ne tolle Kameradschaft. Und da war dann eben eins, was ich so mitkriegte, die, die sich von der Armee erworben- ((bricht ab)) äh gemeldet hatten, die wurden natürlich bevorzugt genommen und sind eher geflogen. Und du warst immer so der letzte, der, ach Kellermann, bist ja auch noch da, jetzt steig du abends noch mal ein, oder so was. Und da hatte ich mir seinerzeit eigentlich gesagt, sag mal, so blöd kannst du doch nicht sein. Ich auch ((lacht etwas)) Und [...] da war ich das erste Mal zu dieser Grunduntersuchung.“<sup>52</sup>

Um beim Segelfliegen im Rahmen der Gesellschaft für Sport und Technik (GST) in den Genuss der gleichen Vergünstigungen wie andere zu kommen, meldete sich Kellermann freiwillig für den Dienst bei der Armee. Auch wenn die geschilderte Benachteiligung vermutlich nur der Anlass war, ein ohnehin bestehendes Interesse für das Fliegen durch eine Bewerbung bei den Streitkräften zu institutionalisieren, zeigt sich hier ein Muster, das in Kellermanns berufsbiografischer Darstellung wiederholt auftaucht: die Bereitschaft, Vorgaben des sozialen Umfelds zu übernehmen beziehungsweise sein Handeln danach auszurichten, um Zugang zu bestimmten Leistungen zu bekommen beziehungsweise eigene Interessen zu verfolgen. Diese Logik lässt sich auch an der folgenden Interviewsequenz verdeutlichen: „[D]er einzige Schock, der war, wie ich nach Kamenz [an die Offiziershochschule der Luftstreitkräfte/Luftverteidigung der DDR; Anm. der Verfasserin] kam oder so was.

<sup>51</sup> Vgl. Stephan Voswinkel: Reziprozität und Anerkennung in Arbeitsbeziehungen. In: Frank Adloff/Steffen Mau: Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität. Frankfurt a. M./New York 2005, S. 237–256, hier: S. 245f.; Hanns-Georg Brose u. a.: Organisationen, Personen und Biographien. Entwicklungsvarianten von Inklusionsverhältnissen. In: ZfS 23 (1994) 4, S. 255–274, hier: S. 258–261.

<sup>52</sup> Interview mit C. K., Abs. 1f.

Dort war's ja noch relativ gedrillter. Ich hatte mir eigentlich mit meiner Frau was vorgenommen, wir machen die drei Jahre [Offiziersausbildung; Anm. der Verfasserin], und nach den drei Jahren, wenn wir noch zusammen sind, sie kann ja zwischendurch 'nen anderen finden und ich kann 'ne andere finden, dann heiraten wir. Und, waren eigentlich fest so zusammen schon, wir hatten drei Jahre seit der Schule im Prinzip, die drei Jahre Berufsausbildung, und bei der Fahne ging das dann grundsätzlich so, wer verheiratet war, die sind zuerst in Urlaub gefahren, und dann die anderen und, da hab ich gesagt, ich hab' auch 'ne Freundin. Na ja, des zählt nicht. Noch mal, ne. Und dann hab' ich- ((bricht ab)), zuerst gab's zuerst mal bin ich heimgekommen und sage, du, wenn du nichts dagegen hast, nächstmöglichen Termin, heiraten wir. Und denn haben wir dann praktisch im Sommer geheiratet [...].<sup>53</sup>

Christoph Kellermann schildert hier erneut – „Noch mal, ne.“ – eine Erfahrung von Ungleichbehandlung. Und erneut erläutert er, auf welche Weise er die damit verbundenen Beschränkungen überwand: Wie er noch zu Schulzeiten den Erwartungen an eine freiwillige Verpflichtung für den Dienst bei der Armee nachkam, um beim Segelfliegen gegenüber anderen nicht benachteiligt zu werden, so modifizierte er als Offiziersschüler seine Heiratspläne, um sich gemäß den in der NVA herrschenden Regeln das Vorrecht auf frühzeitigen Heimaturlaub zu sichern. In diesem individuellen Wechselspiel des Gebens und Nehmens – ich mache, was von mir erwartet wird, und bekomme dadurch das, was ich anstrebe – spiegelt sich ein Prinzip kollektiver Vergesellschaftung wider, das Detlef Pollack zufolge konstitutiv für die DDR war und sich als Wechselspiel von „Anpassung an das System und Versorgung durch das System“ beschreiben lässt.<sup>54</sup> Im Fall Kellermanns kommt diesem Prinzip in Gestalt einer auf Reziprozität ausgerichteten Handlungsmotivation gleichwohl eine besondere berufsbiografische Relevanz zu.

Reziprozität bedeutet nicht nur Anpassungsbereitschaft. Dies zeigt sich etwa, wenn Kellermann auf die Schwierigkeiten zu sprechen kommt, die mit seiner Versetzung von den Luftstreitkräften zu einer Einheit der Marine und damit dauerhaft an einen (geografisch eher abgelegenen) Standort an der Küste einhergingen: Ausführlich schildert er das lange Warten auf eine Wohnung am neuen Standort und die schwierige Suche nach einer Arbeitsstelle für seine Frau nach dem schließlich erfolgten Umzug der Familie. Die dabei mitschwingende Empörung offenbart eine (diesmal: enttäuschte) Erwartungshaltung, die man als Kehrseite der zuvor skizzierten Bereitschaft, sich nach den äußeren Vorgaben zu richten, bezeichnen könnte: Da Kellermann bereit war, sich nach den (hier: vom Staat oder von der NVA) vorgegebenen Regeln zu richten, um für sich und seine Familie zu sorgen, brachte er nur wenig Verständnis dafür auf, wenn ihm die seiner Ansicht nach zustehenden Leistungen vorenthalten wurden, und forderte in diesen Fällen seine Rechte explizit ein: „Die Tochter ist im November [19]79 geboren, und dann ha-

<sup>53</sup> Interview mit C. K., Abs. 34.

<sup>54</sup> Detlef Pollack: Kirche in der Organisationsgesellschaft. Zum Wandel der gesellschaftlichen Lage der evangelischen Kirchen in der DDR. Stuttgart 1994, S. 65.

ben wir so viel Druck gemacht und uns mit der Obrigkeit [erzürnt] und was weiß ich, und an die Bezirksleitung geschrieben und so was. Dann haben wir wenigstens in F-Stadt ne Wohnung gekriegt und [19]82 haben wir dann, wie die ersten Wohnungen fertig wurden, so ne Nachzugswohnung [in Z-Stadt bekommen; Anm. der Verfasserin].<sup>55</sup>

Eine am Prinzip der Reziprozität ausgerichtete Handlungsmotivation hat grundsätzlich eine auf Dauer angelegte vergesellschaftende Wirkung. Im Fall Kellermanns begründete sie eine ausgeprägte Bindung an die NVA und ihre Angehörigen. Die materielle Dimension dieser Bindung zeigt sich beispielsweise dort, wo er über die Lösung von Problemen spricht, denen er und seine Familie zu DDR-Zeiten begegneten: So wurde die bereits erwähnte schwierige Suche nach einer Arbeit für seine Frau dadurch glücklich gelöst, dass diese auf Vermittlung der Ehefrau eines anderen NVA-Offiziers eine Stelle in der Stadtverwaltung des neuen Wohnorts erhielt. Mit Blick auf manche Vorbehalte der einheimischen Bevölkerung – „Sie sind immer als Urlauber angeguckt worden [...]. Sie müssten halt wie 'n Fischkopp sprechen [...]“<sup>56</sup> – erzählt Kellermann davon, wie es ihm selbst in einem Fall gelang, durch Aufsuchen eines Ladens in Uniform kurz vor Geschäftsschluss doch noch Zugang zu den ihm zuvor in Zivilkleidung vorenthaltenen Waren zu bekommen. Und als nach einem Unfall während eines Flugs seitens seiner militärischen Vorgesetzten wie auch der Parteileitung ein Disziplinarverfahren gegen ihn eingeleitet wurde, bewahrte ihn die Fürsprache eines Kollegen vor größeren Sanktionen. Wie diese und weitere Episoden verdeutlichen, stellten die Armeezugehörigkeit und die damit verbundenen sozialen Kontakte für Kellermann eine nützliche Ressource dar, um die Probleme des Alltags zu bewältigen.

Neben den genannten materiellen Gründen liegt Kellermanns Bindung an die NVA jedoch auch eine ideelle Komponente zugrunde. Auch diese zeigt sich gleich zu Beginn des Interviews, als er, wie dargelegt, bei der Schilderung der Umstände seines Eintritts in die NVA die „tolle Kameradschaft“<sup>57</sup> unter den Segelfliegern herausstreicht – und zwar noch vor der konstatierten Ungleichbehandlung zwischen Armeeanwärtlern und anderen. Ferner wird in den Erzählungen über seine Zeit als Offiziersschüler wie auch über seine späteren Erfahrungen als Offizier – trotz des einen oder anderen Hinweises auf ungerechtfertigte Disziplinierungsmaßnahmen – immer wieder das auf Vertrautheit und wechselseitige Anteilnahme beruhende Gemeinschaftsgefühl betont, vor allem mit Blick auf die Hubschraubereinheit, der Kellermann zehn Jahre lang angehörte und die er als eingeschworene Gemeinschaft – „Flieger, muss ich Ihnen sagen. Die Flieger, das ist 'n Staat im Staate [...]“<sup>58</sup> – charakterisiert.

In Christoph Kellermanns berufsbiografischer Darstellung kristallisieren sich folglich die NVA, deren Offizierskorps sowie der Marineverband – in unterschied-

<sup>55</sup> Interview mit C. K., Abs. 4.

<sup>56</sup> Interview mit C. K., Abs. 10.

<sup>57</sup> Interview mit C. K., Abs. 2.

<sup>58</sup> Interview mit C. K., Abs. 38.

lichen Abstufungen – als bis heute wichtige Bezugsgrößen heraus, weil die entsprechende Zugehörigkeit ihm den Zugang zu Gütern und Leistungen eröffnete und er auf diese Weise zugleich Teil einer auf wechselseitige Solidarität und Loyalität gegründeten Gemeinschaft wurde. Die zu DDR-Zeiten gezeigte Anpassungsbereitschaft ermöglichte ihm demnach nicht nur, materielle Interessen (soziale Sicherheit und Versorgung für sich und seine Familie) zu befriedigen, sondern auch seinem Bedürfnis nach emotionaler Anerkennung nachzukommen.

Mit der Vereinigung verlor dieses spezifische berufliche Arrangement jedoch seine Basis. Insofern ist es wenig verwunderlich, dass Kellermann seine Entlassung aus der Bundeswehr vor allem als Verlust von Ordnung und Orientierung thematisiert: „Zu diesem Zeitpunkt [dem der Entlassung; Anm. der Verfasserin] wusste keiner wie, wie’s irgendwo ist mit, Arbeitslosengeld, also die- ((bricht ab)) diese ganze soziale Komponente war ungeklärt. Sie wussten nicht, ob Sie sich bei der Krankenkasse anmelden müssen, oder wie oder was, oder, irre! [...] Dann hörte ich über die Frau [...] ’ner Arbeitskollegin ihr Mann war bei Schwerin in ’ner Umschulung. [...] Und, hier beim Arbeitsamt wusste keiner, dass das dort ist. [...] Sag ich, kann doch nicht sein und so. Bin dort hingefahren und hab’ den dort gefragt, wie ich dann nacheinander mitgekriegt habe, war das och irgendwie ’n Offizier vom Wehrbezirkskommando, der schon frühzeitig abgesprungen war, der bei dieser Ausbildungsfirma war. [...] So, und da bin ich dort hingefahren auf blauen Dunst, hab’ dort angefangen, und hab’ von da aus so die Anträge beim Arbeitsamt gestellt [...] und ob das überhaupt bezahlt wird, und und. Ach, des war alles Nebel.“<sup>59</sup>

Wie hier bereits anklingt, gelangte Kellermann durch die Unterstützung seines sozialen Umfelds nicht nur an diejenigen Informationen, die ihm einen ersten zivilberuflichen Einstieg ermöglichten, sondern schließlich auch an den Kontakt zu dem Versicherungsunternehmen, für das er auch zum Zeitpunkt des Interviews tätig war. In diesem Sinne „funktionierte“ die Gemeinschaft von NVA-Angehörigen und ihren Familien für Kellermann auch über die Existenz der DDR hinaus weiter: Sie leistete in der ersten Zeit nach der Vereinigung einen nicht unerheblichen Beitrag zu seiner (beruflichen) Neuplatzierung. Darüber hinaus steht Kellermann auch heute noch mit einigen früheren Kollegen in engem freundschaftlichem Kontakt. Wenn er trotzdem im Gespräch die heutzutage mangelnde Solidarität auch unter ehemaligen NVA-Soldaten beklagt, so ist dies offenbar weniger auf konkrete Erlebnisse verweigerter Unterstützung zurückzuführen; vielmehr ist mit der Vereinigung der institutionelle Rahmen verschwunden, der die von Kellermann beschworene Gemeinschaft in ideeller wie materieller Hinsicht nicht nur funktional begründete, sondern realiter auch ermöglichte. Ihre retrospektive Idealisierung, für die zum Beispiel die eingangs angeführte Geschichte über die gemeinschaftlichen Arbeitseinsätze der Hausgemeinschaft mit anschließendem Grillen steht, verdeutlicht gleichzeitig Kellermanns Erwartungsenttäuschungen, die eng mit seiner aktuellen beruflichen Tätigkeit zusammenhängen und wiederum auf seine auf Reziprozität ausgerichtete Handlungsmotivation verweisen.

<sup>59</sup> Interview mit C. K., Abs. 56.

In der Tat zeigt Christoph Kellermann ein deutlich distanziertes Verhältnis zu seinem Beruf als Versicherungsunternehmer. Von Stolz oder zumindest Befriedigung darüber, sich nach dem vereinigungsbedingten Ausscheiden aus dem Militär eine neue berufliche Existenz aufgebaut und auch unter widrigen Bedingungen behauptet zu haben, ist im Gespräch mit ihm wenig zu spüren:

C. K.: „Ich hab’s ja och in der Kundschaft. Es ist so, es ist für mich so schwer, Frau Leonhard, zu den Kunden den richtigen Kontakt herzustellen. Besuche ich sie zu oft, gehe ich ihnen auf den Kranz. Besuche ich sie nicht, gehen- ((bricht ab))

I: *Fühlen sie sich nicht- ((bricht ab))*

C. K.: Ja, fühlen sie sich nicht betreut. Es ist aber das Problem, wo ich genau weiß, ich hatte gestern hier ’ne Frau sitzen, die ist, sagt sie, wir sind seit 2000 arbeitslos. Wenn ich dort jetzte hinkomme und mich anmelde zum Besuch, ist es denen peinlich mir erzählen zu müssen, dass sie noch arbeitslos sind und Hartz IV-Empfänger und und und, und nicht mehr können und darüber denken, ob sie was auflösen und und und. Oder die Leute, die in Arbeit sind. Die also hier ’n Appel und ’n Ei verdienen, der also heute Abend um neune heimkommt, ich hab da einen, der also noch ’n Kind, alleinerziehend, ich sage, ich muss deine Unfallversicherung unbedingt umstellen. ((macht nach:)) Ja, ich kann nicht, und nun hatten wir uns gestern Abend dann eben, rief er mich kurz vorher an, du, ich bin auf dem (unverständlich), bin unterwegs, des wird heut’ Abend nix. Sag ich, gut, dass du anrufst, nicht dass ich vor der Türe stehe und so. Wenn du dem dann sagst, der kommt um neune abends heim, und du sagst, du wir müssen aber noch mal schwätzen, ja.“<sup>60</sup>

Christoph Kellermann hat nach eigenen Angaben Schwierigkeiten, „den richtigen Kontakt“ zu seinen Kundinnen und Kunden herzustellen. Ihm fällt es augenscheinlich schwer, Distanz zu ihren Belangen zu wahren, um seinen eigenen Geschäftsinteressen nachzukommen. Damit ist nicht nur das Unbehagen gemeint, seine Kundinnen und Kunden nach einem langen Arbeitstag mit einer Beratung in Versicherungsangelegenheiten zu belästigen, die mitunter eine unangenehme Offenlegung finanzieller Probleme erforderlich macht. Es geht auch um den Umgang mit den Vorgaben, die ihm seitens des Versicherungsunternehmens, in dessen Auftrag er agiert, gemacht werden und die nicht immer zu den Empfehlungen passen, die er seinen Kundinnen und Kunden auf Grundlage seiner professionellen Kenntnis des auf dem Versicherungsmarkt befindlichen Angebots zukommen lassen möchte: „Ich muss da ’n bisschen ehrlich sein.“<sup>61</sup> Nun kann „Ehrlichkeit“ nicht nur als ein spezifisch ostdeutsches Ideal, sondern allgemein als eine Tugend gelten, die in einem Feld wie der Versicherungswirtschaft nicht nur aus moralischen Gründen geboten, sondern auch aus ökonomischem Kalkül notwendig erscheint, um dauerhafte Geschäftsbeziehungen zu etablieren. In Christoph Kellermanns Fall scheint die seinen Kundinnen und Kunden gegenüber gezeigte Ehrlichkeit indes

<sup>60</sup> Interview mit C. K., Abs. 100–102.

<sup>61</sup> Interview mit C. K., Abs. 66.

eng mit seiner Empathie für deren Schwierigkeiten und Nöte zusammenzuhängen. Erneut – wenn auch in etwas anderer Form – tritt hier Kellermanns ausgeprägter Gemeinschaftssinn zutage, der mit Blick auf seine Familie sowie auf andere Angehörige der NVA hier nur kurz angedeutet werden konnte: Auch als Versicherungsunternehmer sucht Kellermann emotionale Anerkennung im Beruf und ist daher bestrebt, seinen Kundinnen und Kunden entgegenzukommen. Gleichwohl hat er immer wieder erfahren müssen, dass seine Vorleistungen nicht entsprechend gewürdigt werden und stattdessen zu seinen eigenen Lasten gehen: „[I]ch hatte jetzt grade mich groß für eine rausgelehnt und Berufsunfähigkeit ihr verschafft aufgrund auch Kreuzschmerzen und alles, und jetzt kommt se an, hat was gefunden, was 'n bisschen billiger ist und, ach, und wo du sagst- ((bricht ab)), und jetzt musst du das ganze Geld zurückzahlen und so was [...]“<sup>62</sup>

Diese und andere Geschichten, die sich beispielsweise auf unlautere Geschäftspraktiken der Konkurrenz beziehen, spiegeln nicht nur die objektiven Schwierigkeiten wider, mit denen Kellermann heute als Versicherungsunternehmer berufsbedingt zu kämpfen hat. Dass und wie ausführlich er darüber spricht, lässt eine tief sitzende Irritation erkennen, die nahelegt, dass er auch als Versicherungsunternehmer dieselben Erwartungen hegt, die mit Blick auf seine frühere Tätigkeit bei der NVA bereits eingehend aufgezeigt wurden: dass man, wenn man dienstliche Vorgaben beziehungsweise Regeln beachtet und sich für jemand persönlich einsetzt, eine entsprechende Gegenleistung erfährt. Kellermann erlebt jedoch immer wieder, dass sich andere – etwa konkurrierende Anbieter sowie manche seiner Kundinnen und Kunden – nicht an diese für ihn selbstverständlichen Prinzipien halten. Der Frust darüber entlädt sich im Interview in Form einer, den letzten Teil des Gesprächs weitgehend dominierenden Klage über allseits fehlende Verantwortlichkeiten in Politik und Gesellschaft. Darin offenbart sich eine Orientierungslosigkeit, die auf den Funktionsverlust eines aus der Ausrichtung an äußeren Vorgaben sowie den Belangen der militärischen Gemeinschaft geknüpften berufsbiografischen Koordinatensystems verweist, den der vereinigungsbedingte Berufswechsel für Kellermann mit sich brachte und der sich durch seine jetzige Tätigkeit nur bedingt kompensieren lässt.

Insgesamt ist folglich zu konstatieren, dass die Vereinigung im Fall Kellermanns einen Berufswechsel erzwang, der nicht nur positionale Einbußen hinsichtlich materieller Sicherheit und Versorgung mit sich brachte, sondern auch in emotionaler Hinsicht einen tiefen Einschnitt bedeutete. Mit seiner auf Reziprozität gründenden Handlungsmotivation, die zur Zeit der DDR in dem Sinne sehr gut funktionierte, dass Christoph Kellermann dadurch sowohl seine materiellen Interessen wie ideellen Bedürfnisse befriedigen konnte, ist er in seinem neuen Berufsfeld nur eingeschränkt erfolgreich. Seine materiellen Ansprüche und seine ideellen Erwartungen schließen sich hier gegenseitig aus oder sind zumindest nur bedingt miteinander vereinbar. Als Versicherungsunternehmer ist Kellermann weitgehend auf sich alleine gestellt, um mit den Wünschen und Nöten seiner Kundinnen und Kunden zurecht-

<sup>62</sup> Interview mit C. K., Abs. 68.

zukommen und sein Leistungsangebot gegenüber der Konkurrenz zu verteidigen. Sein Gemeinschaftsbedürfnis wie auch seine Orientierung an äußeren Vorgaben laufen zumindest teilweise ins Leere. Beides zusammen begründet in seinem Fall nicht nur das Gefühl, seit der Vereinigung aufseiten der Verlierer zu stehen, sondern erklärt auch die im Interview zu beobachtende Dominanz positiver Bezugnahmen auf Gemeinschaftserfahrungen in der DDR.

### Schlussbetrachtung

Ziel der vorangegangenen Ausführungen war es, Einblicke in Kontext und Funktion positiver DDR-Bezüge im Rahmen berufsbiografischer Selbstbeschreibungen vormaliger NVA-Offiziere zu eröffnen. Positive Referenzen auf die DDR-Vergangenheit treten im Rahmen der erhobenen Interviews zum einen in Form einer reflexiven Auseinandersetzung mit der Vereinigung und ihren Folgen zutage. Angesichts von Erfahrungen einer Ent- sowie Abwertung der vor 1989 in der NVA erworbenen Wissensbestände, zu denen neben konkreten beruflichen Qualifikationen auch die von Staats wegen geforderte Identifikation mit den Zielen des Sozialismus zählt, dient die Berufung auf Werte und Wertigkeiten, die retrospektiv mit dem Leben in der DDR im Allgemeinen oder mit der Ausbildung in der NVA im Besonderen verknüpft werden, der positiven Selbstvergewisserung. Diese geht nicht immer, aber doch häufig mit einer spezifischen Abgrenzungshaltung gegenüber „den“ Westdeutschen oder vielmehr gegenüber den als „westdeutsch“ kodierten Anpassungsanforderungen einher, die die Übertragung der bundesrepublikanischen Gesellschaftsordnung auf das Gebiet der DDR und der damit verbundene Austausch von Wissen und Gewissheiten zwangsläufig und politisch explizit gewollt mit sich brachte. Zum anderen beruhen die in den Interviews zum Ausdruck kommenden positiven Bezugnahmen auf die DDR, wie anhand des Falls Kellermann exemplarisch verdeutlicht wurde, auf einem subjektiv relevanten Erfahrungshintergrund. Hinter den im Interview erzählten Geschichten über die zu DDR-Zeiten erfahrene Gemeinschaft werden so die gesellschaftlichen Bedingungen für Erfolg und Misserfolg individueller Lebensführungsarrangements im Kontext eines gesellschaftlichen Umbruchs erkennbar. Um die gesellschaftliche Relevanz guter Erinnerungen an nunmehr als „böse“ klassifizierte Zeiten allgemein erfassen zu können, gilt es sowohl die Kontextbedingungen und die soziale Funktion öffentlicher wie nicht öffentlicher Vergangenheitsdiskurse als auch die realen Erfahrungen zu berücksichtigen, die – soweit sie im Nachhinein rekonstruierbar sind – dahinterstehen.

### Abstract

Based on a research project dealing with autobiographical accounts of former officers of the National People's Army (NVA) of the GDR after German reunifica-

tion, this chapter aims at analyzing the social and biographical frameworks for “good” memories of the GDR, which have often been classified in contemporary Germany as “nostalgic” in a rather pejorative sense. Instead of adopting a normative perspective, the chapter proposes a sociological reading of positive reminiscences of life in the GDR by distinguishing between different forms of positive references to the past and by emphasizing the functional qualities of such idealized representations in times of rapid social change. Examples from the interviews are used to substantiate this line of argument.



*Jonathan Bach*

## Materielle Kultur und die Entstehung der „Ostalgie“

Die Bedeutung von Alltagsobjekten in der Erinnerung an die DDR

### Einführung

Nostalgie als moderne Pathologie des Heimwehs wird klassisch mit paradigmatischen Figuren wie dem heimwehkranken Soldaten, dem sich nach seiner Familie sehnenenden aus der Provinz stammenden Dienstmädchen in der Großstadt oder dem Jugendlichen, der unfähig ist, sich den Realitäten der Erwachsenenwelt anzupassen, in Verbindung gebracht. Spätestens seit den 1950er-Jahren und dem Aufstieg der Konsumkultur ist Nostalgie indes auch eng mit Materialität, insbesondere mit Gebrauchsgegenständen, verknüpft. Die Nostalgie bezogen auf die Deutsche Demokratische Republik (DDR) ist in erheblichem Umfang materiell geprägt – sei es in Gestalt von Waren wie den „Ampelmann“-Produkten sowie den „Ostpaketen“ etwa des „Ostprodukte-Versands“ oder in Gestalt von Gegenständen aus der Zeit der DDR, die vom Abfallhaufen genommen wurden und sich – zuerst in privaten Sammlungen und später in „Alltagmuseum“, die sich mit dem Leben im Sozialismus beschäftigen – in Objekte von populärem, wissenschaftlichem und kuratorischem Interesse verwandelt haben. Im vorliegenden Aufsatz wird am Beispiel Ostdeutschlands untersucht, wie materielle Überreste zu dem beitragen, was gemeinhin „Nostalgie“ genannt wird.<sup>1</sup> Was macht einen bestimmten Gegenstand zum Auslöser von Nostalgie? Wann erwirbt ein Objekt so etwas wie einen Erinnerungswert? Und: Welche Beziehung besteht zwischen Erinnerung, Materialität und Nostalgie?

Solche Fragen sind von besonderem Interesse, wenn man es mit einer Zeit zu tun hat, die als „schwierige Vergangenheit“ gilt. Die DDR wird häufig als Deutschlands zweite Diktatur bezeichnet und damit implizit, wenn auch in umstrittener Weise, sowohl mit der sowjetischen als auch mit der nationalsozialistischen Diktatur verknüpft.<sup>2</sup> Im Narrativ der demokratischen Nachkriegsordnung, von West-

<sup>1</sup> Der vorliegende Beitrag wurde von Klaus-Dieter Schmidt, dem ein ganz herzlicher Dank gebührt, aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt. Der Aufsatz stützt sich auf Jonathan Bach: *What Remains. Everyday Encounters with the Socialist Past in Germany*. New York 2017 (in deutscher Übersetzung: ders.: *Die Spuren der DDR*. Stuttgart 2019).

<sup>2</sup> Vgl. z. B. Richard J. Evans: *Zwei deutsche Diktaturen im 20. Jahrhundert?*. In: *APUZ* (2005) 1–2, S. 5–9.

deutschland bis zum vereinigten Deutschland, fungierte die DDR als Kontrastfolie zur Bundesrepublik. Deshalb wird die Nostalgie nach der DDR, das heißt: die „Ostalgie“, schnell als antidemokratisch interpretiert und zum Anlass genommen, vor einer Verharmlosung der autoritären Vergangenheit zu warnen. Der zentrale Streitpunkt in den Debatten über die politischen Implikationen von Nostalgie bildet die Verortung des Politischen: Wenn im Sozialismus alles politisiert war, dann gibt es keine unschuldigen Erinnerungen an diese Zeit, denn selbst der harmloseste Gegenstand war Träger von Ideologie und bleibt daher mit dieser „kontaminiert“. Die Gegenposition betont indes die unpolitische Natur der meisten Alltagserfahrungen der Menschen und weist die Behauptung zurück, dass in der DDR alles politisiert gewesen sei.

Die hier nur grob skizzierte Kontroverse über die Frage der ideologischen Kontaminierung des Alltags ist bekannt und bringt kaum Erkenntnisgewinn.<sup>3</sup> Um die Funktion und Bedeutung der Nostalgie in Bezug auf die materielle Kultur der DDR zu verstehen, scheint es vielmehr nützlich zu sein, den Analyserahmen zu verschieben und eine andere, tiefergehende Frage zu stellen: Unter welchen Bedingungen wird ein Gegenstand erinnerungswürdig? Oder genauer: Unter welchen Bedingungen werden bestimmte Gegenstände repräsentationsfähig? Die Antwort ist von unmittelbarer Bedeutung für das Verständnis dessen, was „Ostalgie“ genannt wird, denn die lebendige Erinnerung der 16 Millionen früheren DDR-Bürger erwies sich als eines der schwierigsten Themen nach dem Zusammenbruch ihres Staates. Wie die Sabrow-Kommission 2006 befand, bildete das ostdeutsche Alltagsleben, insbesondere das in den Kulturinstitutionen, eine schmerzliche Leerstelle in der gesamtdeutschen Auseinandersetzung mit der DDR-Vergangenheit.<sup>4</sup> Folge dieser Nichtbeachtung ist die fehlende „Repräsentation und Reflexion“ des DDR-Alltags in offiziellen Diskursen – und ein Schweigen über diese Erfahrungswelt.<sup>5</sup> Will man die Entstehung der Nostalgie nach der DDR und die Formen, die diese angenommen hat, verstehen, muss man sich damit beschäftigen, wie die Menschen mit der „Nichtverfügbarkeit“ (um Ben Highmores Begriff zu benutzen) ihrer Alltagserfahrungen in der Repräsentation umgehen. Dieser Ansatz ermöglicht es, teilweise zu erklären, warum die „Ostalgie“ in Bezug auf die materielle Kultur zwei Hauptformen angenommen hat, die nachfolgend kurz dargestellt werden: zum einen die Kommodifizierung von DDR-Produkten in der neuen Marktwirtschaft, zum anderen die Verwandlung von Sammlungen von Gegenständen aus der DDR-Zeit zu Museen des Alltags im Sozialismus.<sup>6</sup>

<sup>3</sup> Vgl. z. B. Jan-Werner Müller: *Just Another Vergangenheitsbewältigung? The Process of Coming to Terms with the East German Past Revisited*. In: *OGS* 38 (2009) 3, S. 334–344, hier: S. 338.

<sup>4</sup> Martin Sabrow u. a.: *Wohin treibt die DDR-Erinnerung? Dokumentation einer Debatte*. Bonn 2007.

<sup>5</sup> Vgl. Ben Highmore: *Everyday Life and Cultural Theory*. London 2002, S. 21.

<sup>6</sup> Außer in der hier behandelten materiellen Ausprägung tritt die „Ostalgie“ in viele anderen Formen auf, etwa in der Musik, im Fernsehen und im Internet. Vgl. u. a. Paul Cook: *Representing East Germany since Unification. From Colonization to Nostalgia*. New York 2005.

## Kommodifizierung von DDR-Produkten im vereinten Deutschland

Angesichts der antikapitalistischen Rhetorik der DDR besteht eine gewisse Ironie darin, dass die Nostalgie nach dem Osten in den 1990er-Jahren zunächst in Form der Kommodifizierung, also des „Zur-Ware-Werdens“, von Ostprodukten auftrat. Doch folgte dies in mindestens drei Punkten einer funktionalen Logik:

1. Die Eingliederung der DDR in die Bundesrepublik schuf die einzigartige Situation, dass Waren aus der DDR fast über Nacht kulturell obsolet wurden. Vor dem Hintergrund einer neuen Währung, neuer Gesetze und neuer Hoffnungen wurden Ostprodukte, die bis vor Kurzem durchaus brauchbar und sogar begehrt gewesen waren, rasch durch Westprodukte ersetzt. Als der anfängliche Reiz der Westprodukte nachließ, tauchte dann ein neues Phänomen auf: Im neuen kulturellen Kontext des vereinigten Deutschlands eine Vorliebe für Ostprodukte zu äußern, wurde zu einem Mittel, die eigene Identität in einer Zeit des Verlusts zu wahren. Nicht ohne eine gewisse Genugtuung stellten viele Ostdeutsche fest, dass der Markt symbolisch gegen den Westen oder, genauer gesagt, gegen das von der Überlegenheit der Westprodukte ausgelöste Minderwertigkeitsgefühl genutzt werden konnte. So erhielten frühere DDR-Marken binnen weniger Jahre nach der Vereinigung Kultstatus, und neue Schlagworte verbreiteten sich, die in kaum verhüllter Weise eine weitverbreitete Gefühlslage ausdrückten, so etwa Werbesprüche wie die für „Club-Cola“: „Von einigen belächelt, ist sie doch nicht tot zu kriegen: Club-Cola“, oder für „Rondo-Kaffee“: „Natürlich war nicht alles schlecht, was wir früher gemacht haben“. Westliche Unternehmen erkannten die Werbewirksamkeit einer ostdeutschen Identität rasch. Frühere DDR-Zigarettenmarken, die vom westlichen Tabakmulti „Phillip Morris“ aufgekauft worden waren, kämpften mit trotzigen Slogans wie: „Ich rauche Juwel, weil ich den Westen schon getestet hab‘. Eine für uns“ um Marktanteile. Die Reklame für „Karo-Zigaretten“ ging sogar noch weiter, indem sie diese zum „Anschlag auf den Einheitsgeschmack“ erklärte.<sup>7</sup>
2. Die DDR-Identität mit Produkten zu verbinden, war also zugleich Widerstand gegen und Anpassung an den Markt. Ein solches Vorgehen half, das Profil früherer Ostprodukte zu schärfen, ermöglichte aber auch, mit in der sozialistischen Zeit latenten Widersprüchen in Bezug auf den Konsum zu spielen: In der DDR waren Westprodukte ebenso sichtbar – durch das westdeutsche Fernsehen, durch die „Intershops“, in denen gegen „harte“ Währung eingekauft werden konnte, und durch die Berichte derjenigen, die die Grenze überqueren durften – wie für die meisten Menschen unerreichbar gewesen. Das in diesen „geisterhaften“ Erscheinungen enthaltene „schöne Material des Westens“ schien, wie die Anthropologin Milena Veenis anmerkt, die „konkrete Erfüllung [...] all der schön klin-

<sup>7</sup> Zu diesen und weiteren Beispielen vgl. Conrad Lay: Der Siegeszug der Ostprodukte. Zur Mentalitäts- und Produktgeschichte der deutschen Vereinigung. In: Kommune 1 (1997), S. 5; vgl. auch Beret Norman: Test the West. East German Performance Art Takes on Western Advertising. In: JPC 34 (2000) 3, S. 255–267.

- genden, aber niemals erfüllten (sozialistischen) Versprechen einer goldenen Zukunft“ gewesen zu sein.<sup>8</sup> Die Folge war eine spezifische Sehnsucht, die den utopischen Wunsch nach Harmonie zwischen dem Selbst und der materiellen Welt zeitlich in eine sozialistische Zukunft und räumlich in den westlichen Konsumkapitalismus projizierte. Die nach 1989/90 einsetzende Nostalgie nach DDR-Produkten lässt sich insofern als Sehnsucht nach jener Sehnsucht, die mit dem „Alltäglich-Werden“ von Westprodukten verschwunden war, verstehen. Was während der Zeit der DDR die Hoffnung auf eine unerreichte Zukunft gewesen war, wurde nach dem Untergang der DDR zur Sehnsucht nach dieser Hoffnung.<sup>9</sup>
3. Die Kommodifizierung ermöglichte ferner, dass das Alltagsleben in der DDR eine „nostalgische Gestalt“ annahm. Produkte und Güter müssen zirkulieren. Diese Zirkulation funktioniert unter anderem durch die Weitergabe von kulturellem Wissen von Generation zu Generation, ob nun in Gestalt von Kult- oder Retrogegenständen, die für eine jüngere Generation in Ost und West attraktiv sind (wie das Waschmittel „Spee“ oder eingelegte Spreewald-Gurken), oder durch die Einrichtung eines „Östlich ist köstlich“-Bereichs in den Supermärkten der „Penny“-Kette. Ostprodukte waren und sind mit Geschichten verknüpft, die weiter erzählt werden. Historiker mögen bei dem Gedanken die Augen verdrehen, profane Produkte wie ein Duschgel namens „Held der Arbeit“ oder Kondompäckungen mit der Losung der DDR-Pionierorganisation „Seid bereit, immer bereit!“ seien Vehikel kulturellen Wissens, aber in gewisser Hinsicht macht genau dies die Anziehungskraft dieser Produkte aus. Dabei lässt sich die Nostalgie nicht exakt verorten: Sie kann als schlechter Witz oder aber als Verharmlosung der Diktatur verstanden werden.<sup>10</sup> Diese Zweideutigkeit ermöglicht es, dass sich die wechselhafte, kaum kontrollierbare Welt der Kommerzialisierung und des Konsums symbolische Inhalte der untergegangenen DDR aneignen konnte – unter Vermeidung des Zugriffs der hermeneutischen Wächter der Hochkultur, die sich, laut Sabrow-Kommission, ohnehin kaum für das Alltagsleben in der DDR interessierten.

### Die Verwandlung der Sammlungen von DDR-Gegenständen zu „Alltagsmuseen“

Neben der Repräsentation des sozialistischen Alltagslebens durch Kommodifizierung kann ein zweiter Ursprung der „Ostalgie“ in der „Antipolitik der Erinnerung“, wie sie in den Sammlermuseen über das Leben im Sozialismus, den „Alltagsmuseen“

<sup>8</sup> Milena Veenis: Consumption in East Germany – the Seduction and Betrayal of Things. In: JMC 4 (1999) 1, S. 79–112, hier: S. 86.

<sup>9</sup> Das Gegenstück zu diesem Phänomen im Westen war eine Stil-Nostalgie – wie man sie im Anschluss an Marilyn Ivy nennen könnte –, die DDR-Design und Ostprodukte aus dem Kontext riss und – ohne Rücksicht auf ihre historische Bedeutung – als exotisierte Formen von Coolness und Hip-Sein vereinnahmte.

<sup>10</sup> Zu einer ausführlicheren Darstellung vgl. Bach: Spuren (wie Anm. 1), Kap. 1.

en“, vor Augen geführt wird, verortet werden. Wenn Museen in den ersten Jahrzehnten nach der Vereinigung den Alltag in der DDR überhaupt thematisierten, dann in der Regel im Zusammenhang entweder mit staatlicher Repression oder mit dem Widerstand gegen das Regime. Viele Ausstellungen, die zumeist, wenn auch nicht ausschließlich, mithilfe staatlicher Zuschüsse zustande kamen, zeigten eindringlich, wie die sozialistische Staatsmacht das Leben der Menschen durchdrang und die Grenzen zwischen Privatem und Öffentlichem auflöste oder wie sich Dissidenten Nischen der Unabhängigkeit schufen. Auch wenn diese Darstellungen zutreffend waren, so sahen viele ehemalige DDR-Bürger ihr eigenes Leben darin nicht widergespiegelt.<sup>11</sup> Bestand jedoch ein Museumsbesucher darauf, dass „nicht alles schlecht“ gewesen sei, erntete er eher Kritik und Ablehnung als Änderungen an der Ausstellung.

Die empfundene Lücke in der Darstellung der DDR in „offiziellen“ Ausstellungen wurde von den „Alltagsmuseen“ gefüllt. Sie nahmen für sich in Anspruch, besser in der Lage zu sein, darzustellen, „wie es eigentlich gewesen war“, da sie nicht die staatliche, sondern eine private, apolitische Sicht auf die Vergangenheit präsentieren würden. Damit knüpften die „Alltagsmuseen“ an eine aus DDR-Zeiten vertraute Skepsis gegenüber staatlich geförderten Initiativen an und implizierten, dass staatlich finanzierte Museen im Gegensatz zu den eigenen, selbstgemachten Ausstellungen unweigerlich politisch seien. Das „Zeitreise“-Museum in Radebeul versicherte etwa, ihm gehe es um das „wirkliche Leben“, und „nicht um die schon vielfach vorhandene Darstellung der DDR und ihrer Unterdrückungsmechanismen“.<sup>12</sup> Und die Macher des „DDR-Museums“ in Tutow fragten: „Liebe Gäste, ist es Ostalgie, wenn sich viele ehemalige DDR-Bürger, aus welchem Grund auch immer, nach den Aromen ihrer Kindheit sehnen?“<sup>13</sup> Ein vergleichbares Museum in Langenweddingen erklärte ganz ähnlich, man wolle „erinnern – nicht provozieren“<sup>14</sup> und versuchte damit ein Gebiet abzustecken, aus dem das Politische ausgeschlossen war. Und das DDR-Museum Thale betonte: „[W]ir sind kein wissenschaftlich geführtes Museum und geben deshalb keine Garantie auf Vollständigkeit und Richtigkeit der Texte und Grafiken“.<sup>15</sup>

<sup>11</sup> Auch Einzelne oder Gruppen bauten in Privatinitiative Museen auf, die an Teilung und Repression erinnern, etwa die Bürgerrechtsgruppe „Antistalinistische Aktion Berlin-Normannenstraße e. V.“ (ASTAK), die 1990 gegründet wurde, um die Zentrale des Ministeriums für Staatssicherheit und deren Aktenbestand zu sichern. Ihre Aktivitäten trugen mit zur Schaffung des „Stasi-Museums“ bei. Diese Gruppen hatten teils erhebliche Differenzen mit staatlichen Organen darüber, wie die Repression in der DDR dargestellt und an sie erinnert werden sollte. Vgl. Sara Jones: *The Media of Testimony. Remembering the East German Stasi in the Berlin Republic*. Basingstoke 2014; Jenny Wüstenberg: *Civil Society and Memory in Postwar Germany*. Cambridge 2017.

<sup>12</sup> Entwicklungskonzept des Radebeuler Museums „Zeitreise“ zitiert nach Bach: *Spuren* (wie Anm. 1), S. 79.

<sup>13</sup> DDR-Museum Tutow, <http://www.ddd-museum-tutow-mv.de/index.html> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>14</sup> Zitiert nach Bach: *Spuren* (wie Anm. 1), S. 81.

<sup>15</sup> DDR-Museum Thale, *Ausstellungskonzept*, <https://www.ddd-museum-thale.de/ausstellungskonzept/index.html> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

Solche Museen boten (und bieten) eine Art von Authentizität, deren Fehlen in den staatlich finanzierten Ausstellungen bemängelt wurde. Ähnlich wie die Praxis der Kommodifizierung, die eine inhärente Zweideutigkeit darüber schuf, wer die symbolische Bedeutung von mit der DDR verknüpften Produkten und Bildern bestimmte, forderten sie den vorherrschenden Diskurs über die Erinnerung an die DDR heraus.

Bevor „Alltagsmuseen“ entstehen konnten, mussten die in ihnen gezeigten Gegenstände erst einen Erinnerungswert erlangen, der sie in die Sphäre der Repräsentationsfähigkeit erhob. Den Grundstock vieler der Museen bildeten die Bestände einer heterogenen Gruppe von Sammlern, die darüber erstaunt waren – wie ein Beobachter es ausgedrückt hat –, dass die ehemaligen DDR-Bürger „ihre Alltagsdinge nicht schnell genug loswerden“ konnten und „achtlos wie Ballast über Bord“ warfen – „vom Brigadetagebuch und Parteiabzeichen bis zum Jugendweihe-Geschenk und vieles andere mehr“.<sup>16</sup> Sammler durchkämmten Flohmärkte, Geschäfte, Mülltonnen und ehemalige Fabriken nach Verpackungen, SED-Utensilien, Formularen, Postkarten, Brauseflaschen, Haushaltsgeräten, Geschirr, Möbeln, Schallplatten, Büchern, Bedienungsanleitungen et cetera – und retteten so Relikte des DDR-Alltags vor dem Verschwinden.

Aufgrund ihrer Handlungen nahm das, was kurz zuvor Abfall gewesen war, zwei neue Wertformen an: erstens den „Überlebenswert“, der im Sinne von Jean Baudrillards Philosophie des Sammelns dem Leben der Sammler Bedeutung verlieh, da diese Zeit und Raum neu ordneten und dadurch sowohl den Tod der DDR als auch die Angst vor dem eigenen sozialen Tod im vereinigten Deutschland symbolisch überwand, <sup>17</sup> sowie zweitens den zwischenmenschlichen Wert, die Erkenntnis, dass Dinge, die einst zu ihrem Leben gehörten, plötzlich für andere auf neue Art, ob nun gegen Geld oder als Tauschobjekte, wertvoll geworden waren. Beide Werteformen zusammen genommen ermöglichte vielen Sammlern – die vorwiegend zur sozialen Gruppe von Männern mittleren Alters, denen die „Wende“ kaum Karriereaussichten eröffnet hatte, gehörten – einen Neuaufbau ihres von der Vereinigung zerrissenen Selbst. „Viele Dinge“, erklärte ein Sammler, „wurden nach der Wende entsorgt, vernichtet, weggeworfen oder einfach stehen gelassen. Dinge, mit denen man jahrelang gelebt, geliebt, gearbeitet, gespielt hat. Dinge, die notwendig waren, im Alltag, im Haushalt, der Schule, im Beruf, im Hobby, aber auch Dinge, die die Welt nicht brauchte. Mit meiner kleinen Sammlung möchte ich Erinnerungen daran wecken und erhalten [...]. Es war nicht alles schlecht!“<sup>18</sup>

Im Lauf der Zeit wurden einige dieser Sammlungen zum Grundstock einer neuen Art von Museen: der „Alltagsmuseen“. 2010, zwanzig Jahre nach der Vereinigung, gab es – je nachdem, wie man sie definiert – auf dem Gebiet der ehemaligen

<sup>16</sup> Mitglieder stellen sich vor: Jürgen Friedhoff. In: Rundbrief des Vereins zur Dokumentation der DDR-Alltagskultur e. V. 3 (1997), S. 9.

<sup>17</sup> Jean Baudrillard: Das System der Dinge. Über unser Verhältnis zu den alltäglichen Gegenständen. Frankfurt a. M./New York 1991, S. 122–126.

<sup>18</sup> Rolf Winkler: DDR .... Das kenne ich noch von damals, zitiert nach Bach: Spuren (wie Anm. 1), S. 67.

DDR mindestens zwei Dutzend von ihnen. Manche waren nicht mehr als Keller oder Scheunen mit Privatsammlungen, andere ähnelten Lagerhäusern und einige nahmen ganze Gebäude ein. In den meisten „Alltagsmuseen“ gab es Räume voller Fernsehgeräte, Radios, Uhren, Textilien, Kinderwagen und Bücher; manche zeigten auch Fahrzeuge und Campingausrüstungen; in anderen gab es sorgfältig arrangierte Dioramen von Klassenräumen, Zahnarztpraxen, Wohnzimmern und Küchen zu sehen. Kaum eines dieser Museen hatte professionelle Mitarbeiter oder machte sich die Mühe, die Ausstellungsstücke zu etikettieren, nach musealen Maßstäben zu konservieren oder deren Herkunft zu vermerken.<sup>19</sup> Zum Vergnügen der Gäste und zum Missfallen professioneller Historiker und Kuratoren erlaubten „Alltagsmuseen“ den Besuchern häufig, Ausstellungsstücke zu berühren. Dies fand und findet beispielsweise im kommerziellsten und erfolgreichsten „Alltagsmuseum“, dem 2006 von einem Westdeutschen gegründeten „DDR-Museum“ in Berlin, großen Anklang.

Diese eigenartige kuratorische Herangehensweise, die an Kuriositätenkabinette und Heimatmuseen erinnert, führte zur Kultivierung einer Ästhetik und stellte den Affekt über Expertenwissen. Die repetitive Aufstellung von Fernsehgeräten, Radios und Telefonen dürfte als Repräsentation der materiellen Kultur der DDR, in der der individuelle Geschmack sozialen Normen untergeordnet war und die materielle Welt so gestaltet war, dass der Einzelne mit der Masse verschmolz, allerdings passend sein. Ein Objekt stand für das Ganze, und anstatt die Dinge durch kuratorische Interpretation Geschichten erzählen zu lassen, waren es häufig die Besucher, die ihre Geschichten zu den Dingen brachten. In ähnlicher Weise schuf die Möglichkeit, die Ausstellungsstücke zu berühren, und der persönliche Charakter vieler Objekte wie Kleidung, Unterwäsche oder Toilettenartikel eine Intimität, in welche die Besucher förmlich hineingezogen wurden.

Diese Kombination von Intimität und Stellvertreterobjekten ohne eine klare kuratorische Rahmung machte die „Alltagsmuseen“ zu Orten, die von sich behaupten konnten, im Gegensatz zu staatlich finanzierten Museen – wie dem „Haus der Geschichte“, das wegen seiner ungeschickten Versuche in den ersten Jahrzehnt nach der Vereinigung, das Alltagsleben in der DDR in seine ständige Ausstellung einzubeziehen, in die Kritik geraten war – keine pädagogisch-geschichtsinterpretatorischen Zwecke zu verfolgen.<sup>20</sup> Ob die „Alltagsmuseen“ sich zu Recht antipolitischer Authentizität rühmten (und rühmen) oder nicht, ist hier nebensächlich. Sie verliehen auf jeden Fall Alltagsgegenständen eine neue Art von Erinnerungswert, was staatlich finanzierte Museen veranlasste, der DDR-Alltagsgeschichte mehr Beachtung zu schenken, wenn auch erst, nachdem Sammler und ihre „Alltagsmuseen“ zum Teil der Erinnerungslandschaft geworden waren. So eröffnete das „Haus der

<sup>19</sup> Dies gilt mit Ausnahme des von 1993 bis 2012 von dem Historiker und Kurator Andreas Ludwig geleiteten Dokumentationszentrums „Alltagskultur der DDR“ in Eisenhüttenstadt und des 2006 eröffneten kommerziell ausgerichteten „DDR-Museums“ in Berlin.

<sup>20</sup> Vgl. Daphne Berdahl: Expressions of Experience and Experiences of Expression. Museum Representations of GDR History. In: Matti Bunzl (Hg.): On the Social Life of Postsocialism. Memory, Consumption, Germany. Bloomington 2010, S. 112–115.

Geschichte“ 23 Jahre nach der Vereinigung im Berliner Bezirk Prenzlauer Berg eine *Dependance*, die sich thematisch dem DDR-Alltag widmet.

### Schlussbetrachtung

Der vorliegende Beitrag zeigt, dass die Nostalgie nach der DDR eng mit deren materieller Kultur verflochten ist. „Ostalgie“ ist hierbei weniger als Zurückweisung des Verlusts der DDR (den viele begrüßten) zu verstehen, denn als „eine Art Verteidigungsmechanismus gegen das Verlusttrauma“, wie es die Psychologen Maria Bock und Ross Truscott nennen.<sup>21</sup> Das plötzliche Verschwinden der DDR war – ungeachtet der individuellen normativen Beurteilung der Veränderung – ein traumatisches Erlebnis. In diesem Zusammenhang erscheint „Ostalgie“ nicht als doppelgesichtiges Phänomen bestehend aus einer „guten“ Nostalgie nach harmlosen Kindheitserinnerungen einerseits und aus einer „schlechten“ Nostalgie als Verlangen nach der Wiederherstellung der Vergangenheit andererseits. Vielmehr deuten die Kommodifizierung sowie die Sammlung und Ausstellung von Gegenständen aus der DDR-Zeit darauf hin, dass Nostalgie anders verstanden werden muss, als es gemeinhin getan wird – nämlich als ein Prozess der Aneignung und damit der Transformation, nicht als ein Verhaftetsein in der Vergangenheit.

Diese Aneignung von Symbolen und Gegenständen aus dem Alltagsleben der DDR kann in vielerlei Hinsicht problematisch sein. Das Alltagsleben ist flüchtig und schwer zu fassen, und die verschiedensten Akteure – von Werbeagenturen über Privatsammler, Hipster und Künstler bis hin zu Touristen und natürlich Politikern – können sich seiner Spuren bemächtigen und sie tun dies auf eine Weise, die Wissenschaftler, Kuratoren und andere, die sich professionell mit der Vergangenheit beschäftigen, konsterniert. Um die DDR-Geschichte als eine Zeit zu kennzeichnen, die zwar vergangen ist, aber nicht verleugnet werden kann, nutzen die genannten Akteure die der „Ostalgie“ inhärente Zweideutigkeit. Sie greifen die materiellen Spuren der DDR auf und lassen sie zwischen der Zugehörigkeit zur DDR-Vergangenheit und der Loslösung von dieser lavieren. Die DDR-Vergangenheit wird dadurch zugänglich und zugleich unerreichbar. In diesem Sinn ist „Ostalgie“ eine Form der Aufarbeitung der Vergangenheit, allerdings eine, die sich kaum unter Kontrolle halten lässt und die daher eine ständige Quelle des Unbehagens und häufig eine Art von (mit Schuldgefühlen verbundenem) Vergnügen ist – insbesondere in ihrer ästhetischen, oftmals kitschigen Form.

Nostalgie nicht als Leugnung, sondern eher als Reaktion auf das Trauma des Verlusts zu begreifen, ist angesichts ihrer belasteten Geschichte wichtig. Denn historisch wurde als „nostalgische“ Person jemand bezeichnet, der sich nicht an die Moderne anpasse. Daher ist bei der Verwendung des Begriffs „Nostalgie“ als kritisch-analytische Kategorie Vorsicht geboten – es sei denn, man betrachtet diejeni-

<sup>21</sup> Maria Bock/Ross Truscott: What's the Difference between a Melancholic Apartheid Moustache and a Nostalgic GDR Telephone?. In: *Peace and Conflict* 18 (2012) 3, S. 318–328.

gen, die auf ihre verschwundene lokale Vergangenheit zurückblicken als nicht an die Moderne angepasste oder gar „minderwertige“ Menschen.<sup>22</sup> Wenn sich „Ostalgie“ vor allem auf den Verlust der DDR selbst bezieht, passt sie gut in den klassischen Diskurs, in dem Nostalgie bestenfalls als irregleitet, aber harmlos und schlimmstenfalls als reaktionär und schädlich, auf jeden Fall aber als Merkmal einer Unangepasstheit an die Moderne dargestellt wird. Als Reaktion auf einen Verlust ist ihr eigentlicher Gegenstand aber nicht die Vergangenheit, sondern die Gegenwart. Aus diesem Blickwinkel versteht man besser, wieso „Ostalgie“ ein fester – wenn auch umstrittener – Bestandteil der kulturellen und kommerziellen Landschaft im wiedervereinigten Deutschland geworden ist und welche Rolle allgemein Nostalgie im umfassenderen Prozess der Aufarbeitung der Vergangenheit spielt. Obwohl Nostalgie politisch instrumentalisiert werden kann, darf sie nicht auf diesen Aspekt reduziert werden. Nostalgie ist also kein statischer Überrest, sondern ein dynamisches Phänomen, das sich der starren Aneignung entzieht. Als solches bleibt sie von hohem analytischem Interesse, wenn man die Rolle, die materielle Spuren des DDR-Alltags beim Neuaufbau von Identität nach dem radikalen Einschnitt der Vereinigung spielten, verstehen möchte.

### Abstract

This chapter examines the role of material objects in the emergence of *Ostalgie*, or nostalgia for the former German Democratic Republic (East Germany). It looks at how objects from the GDR past have acquired new kinds of value after reunification, both through commodification in the marketplace and as artifacts in collections and museums of everyday objects. Using this example, the chapter engages with the theoretical question of what conditions allow objects to become worthy of remembrance and available for representation, with special attention to everyday objects. It shows how nostalgia for the GDR is intimately entwined with material culture, and how viewing *Ostalgie* through the perspective of materiality and memory can present a new framework for construing it as a means of working through the past.

<sup>22</sup> Die kulturelle Kraft des Begriffs beruht weiterhin auf Assoziationen, die einst als wissenschaftliche Tatsachen angesehen wurden. Etwa behauptete der Kriminologe Hans Gross Anfang des 20. Jahrhunderts, „blödsinnige und schwächliche Personen“ und „ungebildete Leute“ stellten in ländlichen Gegenden einen besonderen kriminellen Typus des nostalgischen Subjekts dar, und die amerikanischen Psychologenkonferenz erklärte in den 1930er-Jahren, Nostalgie werde „allgemein bei primitiven Völkern beobachtet“, ein „Verhalten von typisch nostalgischer Art“ sei „bei Tieren zu beobachten, etwa bei Hunden“, was darauf hindeute, „dass das Phänomen primitiv“ sei. Zu diesen Zitaten und einer Kritik des Begriffs vgl. Nauman Naqvi: *The Nostalgic Subject. A Genealogy of the Critique of Nostalgia*. Working Paper 23. Messina 2007.



Das richtige Leben im falschen:  
Die zweite Geschichte der „glücklichen  
sozialistischen Kindheit“ in der ČSSR  
in den Sozialen Medien



*Martina Winkler*

## „Wir hatten noch eine echte Kindheit“

Soziale Medien und Erinnerungen an die  
sozialistische Tschechoslowakei

Geht es um gute Erinnerungen, ist das Zurückblicken auf die Kindheit meist nicht weit. Im Folgenden soll diese Beziehung genauer untersucht werden. Dabei spielt auch die grundsätzliche Frage nach dem Verhältnis von Kindheits- und Nostalgie-diskursen eine Rolle. Vor allem aber soll die Verbindung, welche die aktuelle post-sozialistische Erinnerungskultur zwischen Kindheit und Sozialismus schafft, in den Blick genommen werden. Welche Kindheitskonzepte werden hierbei aufgerufen, welche Funktionen erfüllen diese und welche Konkurrenzen von Erinnerungen sind zu beobachten? Wie verknüpft sich die individuelle Rückschau auf die eigene Kindheit mit der gesellschaftlichen Erinnerung an den Staatssozialismus und zugleich mit kulturell bestimmten kollektiven Kindheitsbildern? Die Antworten auf diese Fragen sollen unter anderem beitragen zu einem besseren Verständnis der Spezifität postsozialistischer Nostalgie im Verhältnis zu der generell zu beobachtenden „Retrowelle“ und zu nostalgischen Sehnsüchten ganz allgemein. Der konkrete Untersuchungsgegenstand entstammt dabei neueren tschechischen Debatten und Diskursen.

Wenn Elisabeth Wesseling formuliert, dass „childhood nostalgia has become endemic around the last turn of the century“,<sup>1</sup> wird die Aktualität des Themas deutlich. Entsprechend sind neue Kommunikationswege und -möglichkeiten, insbesondere die Sozialen Medien, für diese Nostalgie-Wellen von großer Bedeutung, und so nimmt der vorliegende Aufsatz eine Facebook-Seite mit explizit nostalgischer Zielsetzung in den Blick. Wesseling beschränkt sich jedoch nicht nur auf aktuelle Entwicklungen, sondern greift auch das „foundational paradigm of childhood nostalgia“<sup>2</sup> auf und verweist damit auf längerfristig wirkende und tief verwurzelte Wahrnehmungsmuster sowie auf die seit Langem in der Moderne zu erkennende Nähe von nostalgischem Denken und Kindheitsbildern. Der grundsätzlich temporäre Charakter von Kindheit bildet hierfür eine Basis: Das Vergängliche und aus der Sicht des Erwachsenen bereits endgültig Vergangene bietet sich als Erinnerungs-

<sup>1</sup> Elisabeth Wesseling: Introduction. In: dies. (Hg.): *Reinventing Childhood Nostalgia. Books, Toys, and Contemporary Media Culture*. London 2018, S. 1-16, hier: S. 4.

<sup>2</sup> Ebd., S. 4.

objekt an. Das Heranwachsen wird mit einer Mischung aus Freude und Wehmut betrachtet. Zudem sind moderne Kindheitsbilder emotional stark aufgeladen und werden mit ästhetisierenden und wertenden Aspekten verbunden. Die moralische Dimension von Kindheit als Thema, Projekt und Aufgabe ist Daniel Thomas Cook zufolge omnipräsent<sup>3</sup> und die Betrachtung von Kindheit – gleichgültig, ob gegenwärtig oder erinnernd – niemals wertfrei. Die seit dem 18. Jahrhundert begründete fundamentale Unterscheidung zwischen Erwachsenen und Kindern kann auf verschiedene, aber immer wertende Weisen ausgestaltet sein: Da gibt es die Vorstellung vom wilden oder gar böartigen Kind, dem es qua Kindsein an Zivilisiertheit fehlt. Durchaus damit verwandt ist die aufklärerische Idee vom Kind als „Tabula rasa“ – als Wesen im Werden, formbar und erziehbar, auf dem Weg zum Erwachsenen. Für den Kontext der Nostalgie von offensichtlich besonders großer Bedeutung ist die romantische Idee von Kindheit.<sup>4</sup> Für diese sind verschiedene Elemente entscheidend: Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurde „Kindheit“ zumindest tendenziell von dem im aufklärerischen Konzept so dominanten Entwicklungsgedanken gelöst und erhielt einen Wert für sich. Sie galt nun nicht mehr nur als Zeit des Werdens und Vorbereitens, sondern als besonderer und aus sich selbst heraus kostbarer Lebensabschnitt. Es ist nicht ganz ohne Ironie, dass diese Bedeutung der Kindheit an sich, dieser gern als zeitlos begriffenen Lebensphase, in erster Linie aus der romantischen Rückschau entsteht – Kinder betrachten die Kindheit selten auf diese Weise – und die Zukunft zwar nicht ignoriert, aber doch in den Hintergrund drängt. Das nostalgische Element ist im romantischen Kindheitskonzept somit stets mit enthalten; umgekehrt findet der Kern des Nostalgischen, der sehnsüchtige Blick auf Vergangenes, im modernen Kindheitskonstrukt einen geeigneten, fast natürlich erscheinenden Anschlusspunkt. Für den Kultur- und Filmwissenschaftler Andrew Higson ist die Hinwendung zur Kindheit daher auch eng verbunden mit dem klassischen Konzept von Nostalgie als einer Form von Heimweh.<sup>5</sup>

## Nostalgie im Netz

Diese hier nur kurz angerissenen Aspekte von Kindheitsvorstellungen bilden eine Grundlage für die folgende Analyse postsozialistischer Nostalgiediskurse, bei der die tschechische Facebook-Seite „Vzpomínky na socialismus“ („Erinnerungen an den Sozialismus“)<sup>6</sup> im Zentrum des Interesses steht. Es handelt sich dabei um eine offene Gruppe mit 166 908 Abonnenten und 164 140 Likes (Stand: 12. 11. 2020).

<sup>3</sup> Vgl. Daniel Thomas Cook: *Childhood as a Moral Project*. In: *Childhood* 24 (2017) 1, S. 3–6.

<sup>4</sup> Vgl. romantischen Kindheitsbild vgl. u. a. Yvonne-Patricia Alefeld: *Göttliche Kinder. Die Kindheitsideologie in der Romantik*. Paderborn/Zürich 1996; Meike Sophia Baader: *Die romantische Idee des Kindes und der Kindheit. Auf der Suche nach der verlorenen Unschuld*. Neuwied 1996.

<sup>5</sup> Vgl. Andrew Higson: *Nostalgia Is Not What It Used To Be. Heritage Films, Nostalgia Websites and Contemporary Consumers*. In: *CMC* 17 (2014) 2, S. 120–142, hier: S. 124.

<sup>6</sup> Diese und die folgenden Übersetzungen in diesem Aufsatz wurden durch die Verfasserin vorgenommen.

Auf der seit August 2012 bestehenden Seite werden täglich mehrfach Posts veröffentlicht. Typischerweise handelt es sich um ein Foto mit einem kurzen Text, zuweilen werden auch nostalgische, selten politische Artikel aus anderen Online-medien verlinkt.<sup>7</sup> Die Fotografien zeigen sehr häufig Objekte des Alltagslebens: Gebrauchsgegenstände (beispielsweise Haushaltsgeräte) ebenso wie Kleidung, verpackte Nahrungsmittel, Spielzeug, Bücher und Zeitschriften. Hinzu kommen Standbilder aus Filmen oder Fernsehsendungen sowie Fotografien, die Alltagssituationen abbilden, etwa Kunden in einem Supermarkt oder Kinder auf einem Spielplatz. Das Persönliche, Private und vermeintlich Unpolitische ist zentral, gesellschaftliche Zusammenhänge oder historische Ereignisse (wie zum Beispiel die Geschehnisse von 1968 oder 1989) kommen deutlich seltener vor.<sup>8</sup> Auch aktuelle Bezüge werden nicht von den Moderatoren, sondern nur von den Kommentatoren in die Debatte eingebracht.<sup>9</sup> In den meisten Fällen sind Fotos oder Links mit einer Bemerkung oder einer Frage überschrieben, welche die Nutzer der Plattform zu Kommentaren animieren soll. Die Anzahl der Kommentare bewegt sich üblicherweise zwischen 15 und 150 und wächst auch über mehrere Monate und zuweilen Jahre hinweg noch an. Die Verbindungen zu verschiedenen online verfügbaren Zeitschriften, in denen häufig unterhaltende und kurze dokumentarische Beiträge zur Zeit des Sozialismus veröffentlicht werden, sowie zu anderen Facebook-Profilen mit einem ähnlichen Thema und schließlich der weniger informierende als explizit zur Interaktion auffordernde Charakter der Posts lassen „Vzpomínky na socialismus“ als eine Art offene und weitvernetzte Plattform zum Thema „Nostalgie“ erscheinen. Auf dieser werden – typisch für die digitalen sozialen Netzwerke<sup>10</sup> – verschiedene Medien und Bereiche des Nostalgiediskurses miteinander ver-

<sup>7</sup> Zu diesen gehören unter anderem die Facebook-Gruppen „Retro v srdci“, <https://www.facebook.com/retrovsrdci> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021); „Milujeme retro“, <https://www.facebook.com/Milujeme-retro-1637286926538363> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021) und die Online-Boulevardmagazine [extra.cz](http://extra.cz), [extrastory.cz](http://extrastory.cz) oder [lifee.cz](http://lifee.cz). Umgekehrt werden Bilder aus „Vzpomínky na socialismus“ auch an anderen Stellen im Netz veröffentlicht und verlinkt, so z. B.: „Čo dostávali na Mikuláša deti v minulosti? 18 sladkostí, na ktorých si pochutnávali“, <https://www.cas.sk/clanok/338044/co-dostavali-na-mikulasa-deti-v-minulosti-18-sladkosti-na-ktorych-si-pochutnavali/>, 3. 12. 2015 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021). Es gibt vereinzelte Hinweise darauf, dass Posts auf der Basis von Fotos entstehen, welche Nutzer eingeschickt haben; dies ist im Einzelnen jedoch nicht nachzuvollziehen.

<sup>8</sup> Vgl. <https://www.facebook.com/Socialismus/posts/1781208055310516>, 29. 8. 2018 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021). Zum 50. Jahrestag der Invasion von 1968 gab es einige Posts: <https://www.facebook.com/Socialismus/posts/1789708907793764>, 5. 9. 2018 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021); <https://www.facebook.com/Socialismus/posts/1769054706525851>, 21. 8. 2018 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>9</sup> Eine Ausnahme gab es allerdings im Jahr 2020, als die Moderatoren begannen, nostalgische Posts mit Anspielungen auf die Corona-Krise zu verknüpfen. Ein Beispiel: „Vánoční pohádky už zanedlouho!“, <https://www.facebook.com/Socialismus/posts/3308597435904896>, 15. 10. 2020 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>10</sup> Vgl. Stefan Meier: Semiotische Diskursanalyse in digitalen Medien. Zur Praxis diskursanalytischer Untersuchungen im World Wide Web. In: Martin Gasteiner (Hg.): Digitale Arbeitstechniken. Für die Geistes- und Kulturwissenschaften. Köln 2010, S. 51–66, hier: S. 55.

knüpft: Das große Interesse an Objekten wird ebenso deutlich wie die Bedeutung von Fernsehserien, Büchern und Zeitschriften. Ein eigentliches oder einheitliches Narrativ schafft „Vzpomínky na socialismus“ jedoch nicht, vielmehr zeigt sich die Gruppe vielfältig und fragmentiert.

Der Redakteur oder die Redakteure der Seite stellen in der Regel mehrere Posts pro Tag online, halten sich aber in der Kommunikation mit den Nutzern zurück. Sie diskutieren nicht mit, stellen keine Missverständnisse klar und reagieren auch nicht auf Nachfragen oder Kritik. Darüber hinaus sind auf der Seite selbst kaum Informationen über die Verantwortlichen zu finden; weder der Name noch die Kontaktadresse des beziehungsweise der Urheber werden genannt. Auf direkte Anfragen über die Chatfunktion – sowohl inhaltlicher Art als auch zu den Hintergründen der Seite selbst – erfolgt keine Reaktion. Abgesehen von einem kurzen Slogan zum Inhalt der Seite äußern sich die Verantwortlichen ausschließlich durch die Posts selbst. Dieser Slogan war 2018 relativ lang und suggestiv formuliert: „Retro vzpomínky na dobu socialistickou! I když zde vládl komunismus, mnoho lidí si rádo připomene, jak jsme v té době žili, jak jsme se oblékali nebo s čím jsme si jako děti hráli!“ – übersetzt: „Retro-Erinnerungen an die sozialistische Zeit! Auch wenn hier der Kommunismus herrschte, erinnern sich doch viele Leute gern daran, wie wir in der Zeit lebten, wie wir uns kleideten oder womit wir als Kinder spielten!“ Im Jahre 2020 ist er auffallend kürzer und neutraler: „Všechno na co si vzpomeneš z let socialismu ...“ – „Alles, woran Sie sich aus den Jahren des Sozialismus erinnern können ...“. Die Redakteure bleiben anonym, machen den Nutzern ein – oftmals suggestives – Angebot und ziehen sich dann von der Bühne zurück. Der Plattformcharakter oder, wenn man so will, die Ähnlichkeit mit einer öffentlich zugänglichen Pinnwand wird dadurch noch verstärkt.

Die Nutzer der Seite sind in erster Linie Tschechen, wobei in den ersten Jahren nach ihrer Gründung im August 2012 auch relativ häufig slowakische Kommentare zu lesen waren.<sup>11</sup> Aus den Kommentaren ist außerdem zu schließen, dass nicht wenige AuslandsTschechen die Seite abonniert haben und sich gelegentlich an der Diskussion beteiligen.<sup>12</sup> Die Altersstruktur der Nutzer, soweit sie zu eruieren ist, entspricht ungefähr den Erwartungen, die mit der thematischen Ausrichtung der Seite verknüpft sind: Zumeist handelt es sich um Menschen zwischen 40 und 60 Jahren, mit einigen Ausschlägen nach unten und oben. Nur selten beteiligen sich Teenager oder Nutzer unter 30 an den Diskussionen.<sup>13</sup> Politisch gehen die Meinungen oft weit auseinander, insbesondere in neueren Kommentaren.

<sup>11</sup> Eine vergleichbare slowakische Facebook-Gruppe gibt es seit 2010 mit „Socík style“, <https://www.facebook.com/Socikstyle/> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021). Hier beteiligen sich von Zeit zu Zeit auch Tschechen an den Diskussionen.

<sup>12</sup> Vgl. z. B. Kommentar zu „Taky jste ho měli?“, [https://www.facebook.com/Socialismus/posts/1792469784184343?comment\\_id=1793189040779084&comment\\_tracking=%7B%22tn%22%3A%22R0%22%7D](https://www.facebook.com/Socialismus/posts/1792469784184343?comment_id=1793189040779084&comment_tracking=%7B%22tn%22%3A%22R0%22%7D), 7. 9. 2018 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>13</sup> Ein Beispiel findet sich hier: „Chodili jste na bramborové brigády?“, <https://www.facebook.com/Socialismus/photos/a.303986556366014/1789673874463934/?type=3&theater>, 5. 9. 2018 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

Der auf der Startseite formulierte Slogan setzt bereits verschiedene Schlagwörter für die auf der Plattform präsentierte und praktizierte Form von Nostalgie: Der Rahmen umfasst explizit eine Kultur des Erinnerns, welche die sozialistische Zeit in den Blick nimmt. Im ursprünglichen Motto der Seite kam noch ein sprachlich nur beiläufig formulierter Gegensatz von Sozialismus beziehungsweise Kommunismus einerseits und angenehmer Erinnerung andererseits hinzu: „Auch wenn hier der Kommunismus herrschte, erinnern sich doch viele Leute gern [...]“. Die Akteure im Erinnerungsprozess ebenso wie die Erinnernten sind „wir“ – ohne weitere Erklärungen wird ein Kollektiv bestimmt. Inhaltlich soll auf der Seite die Art zu leben, die Art sich zu kleiden oder die Dinge, mit denen „wir“ als Kinder gespielt haben, – kurzum: an den Alltag in der Tschechoslowakei – erinnert werden.

Ein spezifisches Ziel oder ein Sinn des Erinnerns wird auf der Seite nicht genannt: Weder geht es ausdrücklich um die Überwindung von Traumata noch um die Bildung von Identität.<sup>14</sup> Auch wird hier die Geschichte nicht als Lehrmeisterin des Lebens begriffen – mehr noch: Als Konzept kommt „Geschichte“ überhaupt nicht vor. Auf „Vzpomínky na socialismus“ steht die genussvolle Erinnerung als solche im Mittelpunkt – und viele Nutzer machen deutlich, dass ihnen dies voll und ganz bewusst ist.

Dennoch: Neben dem eindeutig unterhaltenden Charakter der Seite zeigen sich in der Auswahl der Bilder und in der Kommunikation zwischen Redakteuren und Nutzern immer wieder soziale Konflikte, politische Debatten, Stereotype und Vorurteile sowie Muster aktueller erinnerungskultureller Kommunikation. Die Analyse der Facebook-Gruppe eröffnet somit einen Zugang zu Strategien des Erinnerns, wie es in breiten Bevölkerungsschichten praktiziert wird: eher wenig reflektiert und in mancherlei Hinsicht in deutlichem Kontrast zum offiziellen Diskurs der Medien. Der Blick auf solche „participatory museums“ lohnt, wie Codruta Pohrib in Bezug auf rumänische Nostalgie-Websites herausgearbeitet hat.<sup>15</sup> Entgegen der Aussage des Politikers und ehemaligen Dissidenten Petr Pithart aus dem Jahre 2008, wonach man sich nostalgisch nur an die 1960er-Jahre erinnern könne, während die beiden nachfolgenden Dekaden allein von Enttäuschung und Entsolidarisierung bestimmt gewesen seien,<sup>16</sup> zeigt die Auswertung der Facebook-Gruppe „Vzpomínky na socialismus“ ein ganz anderes Bild.

## Die sozialistische Kindheit als einigendes Moment

Bereits der oben zitierte Slogan deutet an, welche Rolle Kindheit auf der Seite „Vzpomínky na socialismus“ spielt. Als Gegenstand und Bezugspunkt ist sie für

<sup>14</sup> Diese beiden Zielsetzungen nennt Gil Eyal: Identity and Trauma. Two Forms of the Will to Memory. In: *History and Memory* 16 (2004) 1, S. 5–36, hier: S. 7.

<sup>15</sup> Codruta Pohrib: Communist Childhoods and Nostalgia. A Cultural Analysis of Online Remembrance Strategies (2006–2011). In: Wesseling (Hg.): *Reinventing* (wie Anm. 1), S. 135–153, hier: S. 138.

<sup>16</sup> Vgl. Martina Lustigová: S Petrem Pithartem o roce 1968, <http://www.radio.cz/cz/rubrika/historie/s-petrem-pithartem-o-roce-1968>, 31. 8. 2018 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

viele der dort publizierten Beiträge unmittelbar relevant. Auch Jugend bildet ein wichtiges Thema, wobei sich die nostalgische Bezugnahme auf diese beiden Lebensphasen in vielerlei Hinsicht überschneidet. Ein großer Teil der Posts zeigt Spielzeug, Kinderbücher oder andere Gegenstände der Kinderkultur wie beispielsweise die beliebten *céčka*, kleine Sammelobjekte aus buntem Plastik.<sup>17</sup> Diese Fotos werden typischerweise begleitet von einer kurzen, sehr allgemein formulierten Frage wie: „Habt ihr auch damit gespielt?“ oder „Wer weiß was das ist?“. Anders als die zuweilen verlinkten Artikel sind die eigenständigen Beiträge auf „Vzpomínky na socialismus“ somit in keiner Weise dokumentarisch oder informativ. Sie präsentieren weder Fakten noch ein zusammenhängendes Narrativ. Wertungen werden eher selten und nur vorsichtig, oft leicht ironisch angeboten. Die Mehrzahl der Beiträge verfolgt das unmittelbare Ziel, die Nutzer zum Erinnern anzuregen. Die Reaktionen sind überwiegend ähnlich lakonisch, gehen dabei aber in die Dutzende, bisweilen gar Hunderte: „Ja!“, „Hatte ich auch!“, „Kenne ich!“ oder – als direkte Antwort auf die Ursprungsfrage – „céčko“ beziehungsweise „klik-klak“.<sup>18</sup> Bild, Frage und die zahllosen, stets die gleiche Aussage wiederholenden Antworten schaffen eine kurzfristig bestehende Erlebnisgemeinschaft derjenigen, die ähnliche Erfahrungen gemacht haben und „sich erinnern“. Obwohl die Antworten meist sehr knapp ausfallen, sind sie von einer gewissen Emotionalität und einer alltäglichen, zuweilen kindlich anmutenden Sprache geprägt: „Jaaa, hatte ich auch“, „Oooh, genau die hier hatte ich.“<sup>19</sup> Ebenso wie die Beiträge selbst zielen auch die Antworten im Allgemeinen weder auf Erfahrungsaustausch noch auf die Vermittlung von Informationen oder gar eine Diskussion, sondern einzig auf den Moment des Erinnerns, der erlebt und genossen, geteilt und zelebriert wird. Ganz gleichgültig, wie viele Nutzer bereits die Antwort auf die Frage nach dem „Was“ gegeben oder erklärt haben, dass auch sie das betreffende Buch oder Spielzeug kennen – immer wieder folgen neue, immer wieder gleiche Kommentare. Die Antwort „Ich war auch dabei“ wird zum Selbstzweck.<sup>20</sup> Generell ist zu beobachten, dass der Großteil der Nutzer die vorherigen Kommentare offenbar nicht liest und seine Beiträge ohne Bezug auf Vorstehendes verfasst – ein Umstand, der auf die Komplexität des Verhältnisses zwischen kollektiver und individueller Erinnerungstätigkeit verweist. Wie Elisabeth Wesseling schreibt, haben digitale Medien die Kindheitsnostalgie transformiert: aus einer esoterischen – nach innen und ins Private gewandten – Praxis in ein exoterisches, öffentlich zelebriertes, ständig verfügbares und für

<sup>17</sup> „Céčka, sbírá céčka, v tom je ta léčka“, <https://www.facebook.com/Socialismus/posts/1785849921512996>, 2. 9. 2018 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>18</sup> „Víte, na co to je?“, <https://www.facebook.com/Socialismus/posts/1796430257121629>, 10. 9. 2018 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>19</sup> „Jooo, taky jsem měla“, „Jeeu tu jsem měla přesně tuhle.“ Kommentare zum Foto „Honzíkova cesta“, <https://www.facebook.com/Socialismus/photos/a.303986556366014/307722362659100/?type=3&theater>, 17. 8. 2012 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>20</sup> „Chodili jste na bramborové brigády?“, <https://www.facebook.com/Socialismus/photos/a.303986556366014/1789673874463934/?type=3&theater>, 5. 9. 2018 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

jeden zugängliches Ereignis.<sup>21</sup> „Öffentlichkeit“ meint dabei, wie an „Vzpomínky na socialismus“ zu sehen ist, jedoch nicht unbedingt Diskussion und Miteinander, sondern häufig nur die öffentliche Präsentation des Erinnerns. Diese erfolgt repetitiv und arbeitet mit sich verfestigenden Formeln und Registern. Darüber hinaus ist zu beobachten, dass der öffentliche Erinnerungsprozess zuweilen auch traditionelle Kulturpraktiken nutzt, zelebriert und neu belebt: Viele Kommentatoren erwähnen, dass sie das gezeigte Spielzeug oder Buch noch „irgendwo auf dem Dachboden“ haben müssten und sich gleich auf die Suche danach machen wollten.<sup>22</sup>

Dennoch geht es primär um eine Vorstellung von kollektiver Erinnerung. Die Gemeinsamkeit erwächst unter anderem durch die Bezugnahme auf bestimmte Objekte und das Entstehen einer rückwärtsgewandten Konsumenten- und Rezipientengemeinschaft. In der sozialistischen Tschechoslowakei waren Medien<sup>23</sup> und Konsumgegenstände für Kinder von großer Bedeutung: kulturell, propagandistisch und ökonomisch, aber auch zur Konstruktion einer „tschechoslowakischen Kindheit“. Kinderliteratur wurde von politischer Seite intensiv gefördert, und Spielsachen können, um mit Cathleen Giustinos Worten zu sprechen, als wichtige „material agents for building communism“<sup>24</sup> betrachtet werden. Insbesondere die Film- und Fernsehkultur für Kinder erfuhr großes Interesse und wurde von der Politik sowie dem inländischen – aber auch dem ausländischen – Publikum als qualitativ besonders hochwertig gepriesen.<sup>25</sup> Es ist somit naheliegend, dass Menschen, die zwischen etwa 1950 und 1989 in der Tschechoslowakei ihre Kindheit erlebten, diese Jahre auch sehr intensiv mit bestimmten Objekten und medialen Produkten verknüpfen. Hinzu kommen übernationale konsumhistorische Entwicklungen: So ist die Entstehung einer Popkultur und die damit verbundene verstärkte generationale Trennung im Konsumverhalten seit den 1960er-Jahren nicht nur für kapitalistische Gesellschaften,<sup>26</sup> sondern grundsätzlich auch für die Tsche-

<sup>21</sup> Vgl. Wesseling: Introduction (wie Anm. 1), S. 7. Dazu auch Anna Louyest: Guest Editors' Introduction. *Nostalgia, Culture and Identity in Central and Eastern Europe*. In: CSP 57 (2015) 3–4, S. 175–179.

<sup>22</sup> Kommentare zum Foto einer Puppenküche, <https://www.facebook.com/Socialismus/photos/a.303986556366014/935522819879048/?type=3&theater>, 17. 4. 2016 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>23</sup> Veronika Pehe und Sabina Mihelj weisen gleichermaßen darauf hin, dass Fernsehen für postsozialistische Erinnerungsdiskurse eine große Rolle spielt. Vgl. Veronika Pehe: *Retro Reappropriations. Responses to „The Thirty Cases of Major Zeman“ in the Czech Republic*. In: VIEWS 3 (2014) 5, S. 100–107, hier: S. 100f.; Sabina Mihelj: *Memory, Post-Socialism and the Media. Nostalgia and Beyond*. In: EJCS 20 (2017) 3, S. 234–251, hier: S. 237.

<sup>24</sup> Cathleen M. Giustino: *Simply Child's Play?. Toys, Ideology, and the Avant-Garde in Socialist Czechoslovakia Before 1968*. In: Megan Brandow-Faller (Hg.): *Childhood by Design. Toys and the Material Culture of Childhood, 1700–Present*. New York 2018, S. 173–192, hier: S. 175. Vgl. auch Helena Bednářová: *Hračky ve školní družině*. In: *Pedagogika* (1965) 5, S. 543–554; Věra Mišurcová: *Hra a hračka v životě dítěte*. Prag 1980.

<sup>25</sup> Vgl. Zdeněk Michalec: *Děti jako televizní diváci*. In: *Děti, mládež a televise*. Prag 1963, S. 48–67. Vgl. dazu u. a. Helena Srubar: *Ambivalenzen des Populären*. Pan Tau und Co. zwischen Ost und West. Konstanz 2008.

<sup>26</sup> Vgl. Gary Cross: *Historical Roots of Consumption-Based Nostalgia for Childhood in the United States*. In: Wesseling (Hg.): *Reinventing* (wie Anm. 1), S. 19–35.

choslowakei und andere sozialistische Staaten zu beobachten.<sup>27</sup> Zusätzlich verstärkt wird der kollektive Charakter der Erinnerung durch die im Vergleich mit der heutigen Konsumkultur – und in gewisser Weise auch im Vergleich mit der Kinderkultur in kapitalistischen Gesellschaften vor 1989<sup>28</sup> – limitierte Vielfalt des Angebots. Dies gilt für Spielzeug, Kleidung, Lebensmittel und technische Geräte, die begrenzt und deshalb entsprechend begehrt waren oder gezielt als Einheitsware für alle gestaltet wurden. Ein Beispiel, das auch auf „Vzpomínky na socialismus“ häufig aufgegriffen wird, ist die verpflichtende uniforme Kleidung im Schulsport in den nationalen Farben: blaue Hose für die Mädchen, rote Hose für die Jungs, weißes Leibchen für alle und an den Füßen weiße Gymnastikschuhe aus Leinen, die sogenannten *Jarmilky*.<sup>29</sup> Im Fernsehen gab es anfangs nur ein Programm und ab 1970 ein zweites. Bücher waren zwar keine Mangelware, aber die Produktion in den staatlichen Verlagen war begrenzt. Eine gezielte Kanonbildung – beispielsweise durch Listen schulischer Pflichtlektüre – verstärkte die Konzentration der Leser auf ein limitiertes Lektüreangebot zusätzlich.<sup>30</sup> Das Angebot an Kinderzeitschriften war genau durchstrukturiert: Für jede Altersgruppe wurde gezielt eine Zeitschrift hergestellt und als allgemeine Lektüre propagiert.<sup>31</sup> In Analogie zu Benedict Andersons Darstellung der Herausbildung einer nationalen „imagined community“ durch Zeitungslektüre<sup>32</sup> kann für die sozialistische Tschechoslowakei eine beständig in Konstruktion befindliche Community der Kindheit angenommen werden. Diese medial und materiell geschaffene Gemeinschaft wurde durch fortwährende intertextuelle Referenzen noch verstärkt: Kinderzeitschriften und -bücher nahmen regelmäßig Bezug auf Fernsehserien,<sup>33</sup> in diesen wiederum be-

<sup>27</sup> Vgl. dazu Lu Seegers (Hg.): *Hot Stuff. Gender, Popkultur und Generationalität in West- und Osteuropa nach 1945*. Göttingen 2015; Gary Cross: *Consumption Patterns as Generational Markers. American Examples and Comparative Possibilities*. In: Hartmut Berghoff (Hg.): *History by Generations. Generational Dynamics in Modern History*. Göttingen 2013, S. 68–81.

<sup>28</sup> Christina von Hodenberg hat allerdings darauf hingewiesen, dass zumindest im Bereich des Fernsehens in westlichen Ländern ebenfalls eine kleine Auswahl an Programmen mit großer Monopolwirkung einzelner Sendungen einherging und spricht für die 1960er- und 1970er-Jahre von einer „Era of limited choice“; vgl. Christina von Hodenberg: *Television's Moment. Sitcom Audiences and the Sixties Cultural Revolution*. New York 2015, S. 75f.

<sup>29</sup> „Víte, proč se jmenují známé cvičky Jarmilky?“, <https://www.facebook.com/Socialismus/posts/1584138365017487>, 7. 4. 2018 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>30</sup> In diesem Zusammenhang ist die aktuelle Debatte in Tschechien über die Notwendigkeit eines Literaturkanons interessant: Auch in Zeitschriften wie dem jeglicher unkritischer Nostalgie gänzlich unverdächtigen „Respekt“ wurde kürzlich der Gegensatz zwischen einer Kanonkultur wie derjenigen vor 1989 und dem heute oft als überwältigend und fragmentiert wahrgenommenen Angebot diskutiert. Vgl. „Jaké knihy máme číst?“. In: *Respekt*, 30. 7. 2018.

<sup>31</sup> Stefan Švec: *Česky psané časopisy pro děti (1850–1989)*. Prag 2014, S. 145. Hinzu kamen allerdings noch thematisch spezialisierte Zeitschriften, vor allem für ältere Kinder und Jugendliche.

<sup>32</sup> Benedict Anderson: *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*. London 1991.

<sup>33</sup> Dies geschah besonders intensiv in den Büchern und Filmen von Ota Hofman, die häufig aufeinander verwiesen. Weitere Beispiele finden sich unter anderem in: Kamila Sojková: *Lenka*. Prag 1967; *Počítání oveček* (1981), Regie: Karel Kachyňa.

schäftigten sich Kinder mit den allseits bekannten Spielzeugen oder schauten ihrerseits fern.<sup>34</sup> Auch in Spielen, wie im beliebten „Pexeso“ (der tschechischen Version von „Memory“) und in verschiedenen Brettspielen kamen Figuren aus dem Fernsehen oder aus Büchern vor. Diese Bezüge setzten ein gemeinsames Wissen voraus und schufen so eine Gemeinschaft tschechischer<sup>35</sup> Kindheit. Auf diese Weise wurde eine konkrete Identifikation mit den Kinderfiguren in Film und Buch (die mit den gleichen Dingen spielten wie die Zuschauer beziehungsweise Leser) möglich, aber auch – auf abstrakterer Ebene und in normativer Weise – mit dem generellen Konzept des Kindseins in der Tschechoslowakei. Der dabei entstandene Kanon wird heute genutzt und rekonstruiert; die Gemeinschaft wird – mit zeitlichem Abstand – erneut imaginiert.

Diese medial und materiell verbundene Kindheit in der sozialistischen Tschechoslowakei wird denn auch von den Redakteuren der Seite „Vzpomínky na socialismus“ als ausgesprochen uniform dargestellt. Das in den kurzen Texten regelmäßig benutzte „Wir“ unterstellt eine Einheit aller erlebten Kindheiten. Dies bezieht sich auf die gesamte Phase des Sozialismus. Fotografien und Objekte werden von den Redakteuren zeitlich zumeist nicht zugeordnet. Durch das Fehlen expliziter chronologischer Differenzierungen erscheint die Zeit der *totalita* als in sich kaum strukturierte Phase. Auch regional wird in den Posts nicht unterschieden. Besonders auffällig ist hier die Vermischung von Stadt- und Landkindheit: Obwohl gerade die Unterschiede des Aufwachsens in einer urbanen Umgebung einerseits und auf einem Dorf andererseits in den 1960er- bis 1980er-Jahren eine große Rolle spielten und in Kinderliteratur und -filmen ebenso wie in soziologischen und journalistischen Schriften intensiv thematisiert wurden,<sup>36</sup> wird in der Rückschau hier nicht differenziert. Vielmehr werden die Ideale der Kindheit auf dem Land – viel Bewegung an der frischen Luft, Freiheit zum Spielen, intensive soziale Vernetzung – verallgemeinert und generell als „Kindheit im Sozialismus“ präsentiert. Damit fallen beispielsweise auch Fotografien von vor Hochhäusern spielenden Kindern in die Kategorie der „freien und glücklichen“ Kindheit.<sup>37</sup> Schließlich wird auch sozial vereinheitlicht: Differenzen in Bezug auf Wohnbedingungen, Berufe der Eltern, Westkontakte, finanzielle Sicherheiten und familiäre Situation – alles Kriterien, die in der Zeit selbst von großer Bedeutung waren und ausgiebig diskutiert wurden – spielen auf „Vzpomínky na socialismus“ keine Rolle. Ebenso wird die allgemeine Teilnahme an Sommerlagern sowie die Mitgliedschaft in der Pionierorganisation vorausgesetzt. Das großgeschriebene „Wir“ verträgt als einzige Differenzierung

<sup>34</sup> Beispielsweise in *Lucie, postrach ulice* (1983), Regie: Jindřich Polák.

<sup>35</sup> Die Frage nach der Einheit von tschechischer und slowakischer Kindheit in Form einer „tschechoslowakischen“ muss an dieser Stelle offenbleiben; vorläufig kann allerdings festgehalten werden, dass die Kinderkulturen zumindest in Bezug auf Filme und Bücher relativ scharf voneinander getrennt waren.

<sup>36</sup> Vgl. z. B. „Chceme se vás zeptat: co závidí děti z vesnice dětem z města a naopak.“ In: *Ohníček* 21 (1970) 1, S. 6; Bohumil Říha: *Adam a Otká*. Prag 1970.

<sup>37</sup> „Nejlepší čas venku!“, <https://www.facebook.com/Socialismus/posts/1777908095640512>, 27. 8. 2018 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

die Kategorie des Geschlechts: Spielzeuge, Bücher und Freizeitvergnügungen werden sehr häufig eindeutig Jungen oder Mädchen zugeordnet.<sup>38</sup>

Interessant ist allerdings, dass nicht alle Nutzer diese vorgegebene Einigkeit akzeptieren. Neben den bereits erwähnten begeistert-affirmativen Ausrufen finden sich durchaus auch viele kritische Stimmen. Um das Dargestellte mit ihren eigenen Erfahrungen und Informationen abzugleichen, fragen nicht wenige nach, aus welchem Jahr ein bestimmtes Foto stamme, oder wollen wissen: Ab wann gab es das Schulfrühstück für alle?<sup>39</sup> Zu welcher Zeit waren bestimmte Waren erhältlich und wann fehlten sie in den Regalen? Aussagen werden als unzulässig verallgemeinernd kritisiert, indem Erfahrungen aus ländlichen Regionen gegen die Informationen über das Leben in der Stadt gestellt werden. Nutzer erzählen, ob sie bei den Pionieren oder den *Jiskry*<sup>40</sup> waren und nehmen gegebenenfalls dazu Stellung.<sup>41</sup> Hier werden lokale, chronologische, aber auch soziale Unterschiede betont. So wird etwa deutlich, dass die Vorstellung, der Staat habe vor 1989 Unterrichtsmaterialien finanziert und unter anderem auf diese Weise zu einer glücklichen und sorglosen Kindheit beigetragen, durchaus der Differenzierung bedarf: Nicht nur, weil diese Regelung nicht durchgängig galt, sondern vor allem, weil die Ausgaben für die Materialien, die – wie Hefte und Stifte – zusätzlich gekauft werden mussten, von manchen als Kleinigkeit abgetan werden konnten, für andere aber – beispielsweise für eine kinderreiche Arbeiterfamilie – durchaus eine ernst zu nehmende finanzielle Belastung waren.<sup>42</sup>

Einige Nutzer stellen somit das von den Redakteuren der Gruppe vorgeschlagene vereinheitlichende Bild der sozialistischen Kindheit ebenso wie andere Angaben infrage. Aus erinnerungshistorischer Perspektive ergibt sich daraus eine interessante Zweistufigkeit: Werden Erinnerungen an Populärkultur und Alltag häufig und zu Recht als eine Form von Widerstand gegen die dominante Geschichtskultur interpretiert,<sup>43</sup> so eröffnet sich im Rahmen der offenen Kommuni-

<sup>38</sup> Vgl. z. B. in „Něco pro holčičky!“, <https://www.facebook.com/Socialismus/posts/1788813394549982>, 4. 9. 2018 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021); „To holčičky moc bavilo!“, <https://www.facebook.com/Socialismus/posts/1768761449888510>, 21. 8. 2018 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>39</sup> „Mléko do škol“, <https://www.facebook.com/Socialismus/posts/1510892249008766>, 29. 1. 2018 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>40</sup> Die *Jiskry* („Funken“) bildeten die Kindergruppen der Pionierbewegung für Schüler der ersten bis dritten (später nur zweiten) Klassen.

<sup>41</sup> Zum Beispiel in „Kdo chodil do Jiskřiček, bude jejich slib určitě znát!“, <https://www.facebook.com/Socialismus/posts/1551096634988327>, 7. 3. 2018 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>42</sup> Vgl. z. B. „Pamatujete na nekonečné fronty před Tuzexem?“, <https://www.facebook.com/Socialismus/posts/3365452716886034>, 5. 11. 2020 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021); „Školní jídelny byly málo oblíbené. U vás také?“, <https://www.facebook.com/Socialismus/posts/3346966875401285>, 2. 11. 2020 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021); Kommentar zu „Na co z toho vzpomínáte rádi vy?“, [https://www.facebook.com/Socialismus/posts/3323107697787203?comment\\_id=3331049823659657](https://www.facebook.com/Socialismus/posts/3323107697787203?comment_id=3331049823659657), 20. 10. 2020 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>43</sup> Vgl. Irena Carpentier Reifová: *The Way We Applauded. How Popular Culture Stimulates Collective Memory of the Socialist Past in Czechoslovakia – the Case of the Television Serial Vyprávěj and Its Viewers*. In: Timothy Havens u. a. (Hg.): *Popular Television in Eastern Europe during and since Socialism*. London 2013, S. 199–221; Henning Wrage: *Alltag. Zur medialen Inszenierung von*

kation im Netz eine zusätzliche Konfliktlinie: Die unkritische Erinnerung an den Alltag in der Tschechoslowakei hat sich längst in vielen populären Medien wie Boulevardzeitungen und sozialen Netzwerken durchgesetzt und fordert nun ihrerseits Protest heraus. Die Kritik kann sich dabei ebenso auf einzelne „Fakten“ wie auf das gesamte Narrativ und die angebotene Wertung beziehen. Die vor allem dem unterhaltenden Charakter des Mediums geschuldete pauschalisierende Vereinheitlichung der Erinnerung wird durch individuellen Einspruch problematisiert.

## Die Kongruenz von Sozialismus und Kindheit

Die Forschung zu postsozialistischen Erinnerungskulturen betont häufig die große Bedeutung der Zäsur von 1989/91: Dieser Bruch im gesellschaftlichen System werde regelmäßig als radikal kontingentes Element der individuellen Biografie empfunden.<sup>44</sup> Die Schwierigkeiten beim Umgang mit dieser Erfahrung gelten als ein wichtiger Motor für die Entstehung postsozialistischer nostalgischer Erinnerung oder auch „Ostalgie“. Bezieht man zudem die Kategorie „Kindheit“ in diese Beobachtung ein, so ergibt sich gewissermaßen eine Doppelung: Der Übergang vom Kind- zum Erwachsenensein gilt in modernen Kulturen als entscheidende biografische Zäsur, die nicht selten von stark prägenden oder gar traumatischen Erlebnissen begleitet ist. Mit den Medien der Jugendkultur, dem Genre der Coming-of-Age-Erzählung und dem psychologischen Modell der Adoleszenz gibt es ein großes kulturelles Arsenal, um diesen Übergang zu beschreiben und aufzufangen. Dabei ist es durchaus üblich, bestimmte historische Ereignisse, wie den Beginn eines Kriegs oder – im tschechoslowakischen Kontext – die Invasion der Warschauer-Pakt-Truppen von 1968 als Ende der eigenen Kindheit zu identifizieren und auf diese Weise die individuelle Entwicklung mit historischen Ereignissen zu verknüpfen.<sup>45</sup> In postsozialistischen nostalgischen Erinnerungsdiskursen wie denen auf „Vzpomínky na socialismus“ wird zwar kaum systematisch zwischen Kindheit und Jugend unterschieden, doch wird die Verknüpfung von Kindheit und Sozialismus einerseits sowie Erwachsensein und Postsozialismus andererseits auf implizite Weise verallgemeinert. Die Erinnerung an „den Sozialismus“ wird so

Normalität. In: ders. (Hg.): *Alltag. Zur Dramaturgie des Normalen im DDR-Fernsehen*. Leipzig 2006, S. 7–24, hier: S. 13. Zum Aufeinandertreffen von Nostalgie und Geschichtswissenschaft nach 1989 vgl.: Michal Pullmann: *Diktatura, konsensus a společenská změna. K výkladu komunistické diktatury v českých akademických diskusích po roce 1989*. In: Lucie Storchová (Hg.): *Paralely, průsečíky, mimoběžky. Teorie, koncepty a pojmy v české a světové historiografii 20. století*. Ústí nad Labem 2009, S. 231–247.

<sup>44</sup> Vgl. Irena Carpentier Reifová: *A Study in the History of Meaning-Making. Watching Socialist Television Serials in the Former Czechoslovakia*. In: *EJC* 30 (2015) 1, S. 79–94, hier: S. 83.

<sup>45</sup> So z. B. bei Jan Rejžek: *Dětství na čáře*. In: Ján Simkanič (Hg.): *Mé dětství v socialismu*. Prag 2014, S. 40–44.

mit der Erinnerung an „die Kindheit“ – oder besser noch: an „unsere Kindheit“ – gleichgesetzt.<sup>46</sup>

Natürgemäß aber können die Phase der Kindheit und das Erleben des Sozialismus nur für einen Teil der Nutzer von „Vzpomínky na socialismus“ kongruent gewesen sein. Unterschieden werden muss zwischen der biografischen, der diskursiv gestalteten und der strukturellen Kongruenz zwischen Kindheit und Sozialismus: Die biografische Kongruenz erfasst die „Generation der Husák’schen Kinder“, die in den frühen 1970er-Jahren geboren wurden. Diese Alterskohorte, die einen kleinen Babyboom ausmachte, kam in den Genuss der durch Staatspräsident Gustáv Husák initiierten Unterstützungspolitik für Familien und erlebte die Bemühungen des Staates um eine verbesserte Versorgungslage, welche die Zeit der „Normalisierung“ so deutlich prägte.<sup>47</sup> Tatsächlich kann diese Generation als wichtigste Ziel- und Rezipientengruppe der tschechischen Nostalgiekultur gelten. Ein großer Teil der Posts auf „Vzpomínky na socialismus“ bezieht sich auf die 1970er- und 1980er-Jahre. Doch spielt auch die Erfahrung von Nutzern eine Rolle, die vor 1989 bereits eigene Kinder hatten: So werden beispielsweise immer wieder Fotografien von Kinderwagen der Firma *Liberta* gezeigt, die regelmäßig Kommentare dazu herausfordern, wie bequem und geräumig die damaligen Kinderwagen im Gegensatz zu den heutigen Modellen gewesen seien.<sup>48</sup> Ganz ähnlich verhält es sich mit den sich wiederholenden Posts zu der früheren Praxis, Kinderwagen samt Baby vor dem Supermarkt zu parken. Die Kommentare gehen regelmäßig darauf ein, wie sorglos Familienleben und Kindheit in einer solchen Zeit gewesen seien, in der man (angeblich anders als heute) vor Diebstahl und Entführung keine Angst zu haben brauchte.<sup>49</sup> Immer wieder Gegenstand der Diskussion sind auch Geburtshilfe und Säuglingspflege in der sozialistischen Tschechoslowakei. Ob Kinderbetten, Hochstühle, Spielzeug, Bücher oder Gesundheitssystem – vieles wird aus der Sicht von Müttern kommentiert, die von hochwertigen und kindgerechten Produkten schwärmen.<sup>50</sup>

Auf der diskursiven Ebene findet die Objektorientiertheit der Erinnerungskultur im Repertoire der 1970er- und 1980er-Jahre besonders viel Material – begründet sowohl in der im Vergleich zu früheren Jahren reicheren Konsumkultur des

<sup>46</sup> Dies greift ein Kommentar ausdrücklich und kritisch auf: „Stavěli jste bunkry?“, <https://www.facebook.com/Socialismus/posts/1777201809044474>, 26. 8. 2018 (letzter Zugriff 4. 2. 2021). Ähnlich: Kommentar zu „A vy?“, [https://www.facebook.com/Socialismus/posts/3290086714422635?comment\\_id=3292454967519143](https://www.facebook.com/Socialismus/posts/3290086714422635?comment_id=3292454967519143), 9. 10. 2020 (letzter Zugriff 4. 2. 2021).

<sup>47</sup> Vgl. dazu unter anderem Lenka Kalinová: *Konec nadějí a nová očekávání k dějinám české společnosti 1969–1993*. Prag 2012, S. 166.

<sup>48</sup> „Ten je parádní!“, [https://www.facebook.com/Socialismus/posts/1803470646417590?comment\\_id=1803754896389165&comment\\_tracking=%7B%22tn%22%3A%22R0%22%7D](https://www.facebook.com/Socialismus/posts/1803470646417590?comment_id=1803754896389165&comment_tracking=%7B%22tn%22%3A%22R0%22%7D), 16. 9. 2018 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>49</sup> „Nechávat dříve kočárky před obchodem byla samozřejmost“, <https://www.facebook.com/retrovsrdci/posts/1982422598716319>, 24. 9. 2018 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>50</sup> „Myslíte, že měly maminky dříve větší komfort než dnes? Ani omylem! A co rodičovskou? To určitě ...“, <https://www.facebook.com/Socialismus/posts/3378615145569791>, 11. 11. 2020 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

Spätsozialismus als auch schlicht in der besseren Überlieferungssituation. Hinzu kommt, dass der generell eher apolitische und in mancherlei Hinsicht apologetische Tenor der Nostalgiekultur in den letzten beiden Jahrzehnten der sozialistischen Tschechoslowakei einen tendenziell weniger konfliktreichen Gegenstand findet als in den stalinistischen 1950er-Jahren. Zu bedenken ist außerdem eine ästhetische Dimension: Die tschechische „Nostalgiewelle“ gehört trotz ihrer Spezifika zu einem generellen Trend des „Retro“, der seit geraumer Zeit auch in Ländern ohne sozialistische Vergangenheit zu beobachten ist. Erinnerungen an den Sozialismus und Begeisterung für die Ästhetik der 1960er- bis 1980er-Jahre überschneiden sich, wie an den zahlreichen jüngst erschienenen Büchern zum Thema „Nostalgie“ zu erkennen ist.<sup>51</sup> Schließlich unterstützt die Konzentration auf die Zeit des Spätsozialismus die Konstruktion des Gegensatzes zwischen „damals“ und „heute“, indem sie die „Wende“ von 1989 gewissermaßen vorbereitet.

Darüber hinaus kann eine grundlegende strukturelle Nähe der Vorstellungen von Kindheit und Sozialismus in der tschechischen Erinnerungskultur beobachtet werden. Von Bedeutung ist hier zunächst die romantische Tradition der „kleinen Nation“. Bereits seit dem 19. Jahrhundert war die tschechische nationale Identitätsbildung mit Märchen und idyllisierenden Texten wie Božena Němcová's „Babička“ verknüpft.<sup>52</sup> Die Nation wurde dabei nicht nur als klein und unschuldig konstruiert, sondern auch als sozial gerecht und in materieller Hinsicht äußerst bescheiden. An diese Tradition konnten allgemein europäische Konzepte einer idyllischen Kindheit<sup>53</sup> ebenso anknüpfen wie bestimmte Elemente sozialistischer Kultur. Hinzu kam die bereits erwähnte Relevanz, die der Kinderkultur im sozialistischen Diskurs beigemessen wurde. Obwohl dies für die gesamte Zeit seit der kommunistischen Machtübernahme gelten kann, kam seit Beginn der 1970er-Jahre eine neue Dimension hinzu: Die Normalisierungspolitik, mit der nach den Reformen der 1960er-Jahre, dem Prager Frühling und der Invasion vom August 1968 eine neue Stabilität geschaffen werden sollte, förderte gezielt den Rückzug ins Private.<sup>54</sup> Zu den Maßnahmen in diesem Zusammenhang gehörte die Unterstützung der Wochenendhauskultur,<sup>55</sup> die Intensivierung der Produktion von alltagsorientierten Fernsehserien<sup>56</sup> wie auch ein verstärktes Interesse an Kinderkultur. In Erzählungen wurde die Tradition des „Kleinen“ im tschechischen

<sup>51</sup> Vgl. als ein Beispiel von vielen Renáta Štátná: *Vzpomínkomat*. Prag 2017.

<sup>52</sup> Vgl. dazu Michaela Marek: *Die Idylle und das Idyllische in der Kultur des 19. Jahrhunderts*. In: *Bohemia* 36 (1995) 2, S. 447–451.

<sup>53</sup> Vgl. dazu Karin Hoff: *Inszenierung der Idylle. Kindheitsentwürfe in Astrid Lindgrens Kinderbüchern und deren Verfilmung*. In: Christine Gözl (Hg.): *Filme der Kindheit – Kindheit im Film. Beispiele aus Skandinavien, Mittel- und Osteuropa*. Frankfurt a. M. 2010, S. 201–216.

<sup>54</sup> Vgl. Milan Otáhal: *Normalizace 1969–1989. Příspěvek ke stavu bádání*. Prag 2002, S. 5.

<sup>55</sup> Differenziert dazu vgl. Paulina Bren: *Weekend Getaways. The Chata, the Tramp, and the Politics of Private Life in Post-1968 Czechoslovakia*. In: David Crowley/Susan Emily Reid (Hg.): *Socialist Spaces. Sites of Everyday Life in the Eastern Bloc*. Oxford 2002, S. 123–141.

<sup>56</sup> Vgl. Petr Bednařík: *Normalizační televizní seriál. Socialistická konstrukce reality*. In: *Sborník Národního muzea v Praze, svazek 53, řada C – Literární historie*. Prag 2008, S. 71–74.

Selbstbild aufgegriffen<sup>57</sup> und neu verarbeitet. Filme, Fernsehsendungen und -serien mit klassischen Kindheitsmotiven wurden zur erfolgreichen Unterhaltung für alle Altersgruppen.<sup>58</sup> Ob im scheinbar unpolitischen Märchen wie „Tři oříšky pro Popelku“ („Drei Haselnüsse für Aschenbrödel“) oder als nur halb äsopisch versteckte Erwachsenenkritik wie in der bissigen Zeichentrickserie „Mach a Šebestová“: Produkte der Kinderkultur waren erfolgreich, allgemein bekannt und sprachen – trotz der eindeutigen Genrekennzeichnung – große Bevölkerungsgruppen an. Diese Kinderkultur wurde nach der „Wende“ erfolgreich weitergeführt. So wird seit 1991 der Film „Drei Haselnüsse für Aschenbrödel“ alljährlich zu Weihnachten im tschechischen Fernsehen gezeigt.<sup>59</sup> Hier wurde die sozialistische Tradition des Märchenfilms fast nahtlos in eine noch junge Erinnerungskultur überführt und entwickelte sich dann zu einem zentralen Motiv der Nostalgiewelle. Der mit Romantik ebenso wie mit Komik arbeitende Film wird nicht nur regelmäßig im Fernsehen gesendet, sondern kam kürzlich auch in technisch überarbeiteter Form in die Kinos.<sup>60</sup> Gedruckte wie digitale Medien greifen den Film immer wieder auf und setzen sich mit seinem „Kultstatus“ auseinander.<sup>61</sup> Seine nostalgische Wirkung wird hier scheinbar hinterfragt und damit immer wieder bestätigt; die Schilderung von Episoden der Produktionsgeschichte und kleineren Pannen bei den Dreharbeiten unterhalten und stärken zugleich die durch den Film geschaffene Erinnerungsgemeinschaft. Im gemeinsamen Wissen, zu dem nicht nur die Kenntnis des Films selbst, sondern auch die Fähigkeit, seine zentralen Passagen zu zitieren, sowie Informationen über die Entstehung gehören, manifestiert sich die bereits seit der sozialistischen Zeit bestehende Vorstellung von „unserem“ – an eine Nation, aber nicht an eine bestimmte Generation gebundenen – Aschenbrödel.

Auf der Seite „Vzpomínky na socialismus“ allerdings ergänzen Kindheit und Sozialismus einander nicht nur, sondern treten als Rahmen von Erinnerungsprozessen zuweilen regelrecht in Konkurrenz. Nicht selten posten die Redakteure Bilder zur Illustration vergangener Kindheiten, die dann von den Nutzern als falsch oder unpassend reklamiert werden: Fotografien aus anderen Ländern als der Tsche-

<sup>57</sup> Vgl. dazu: Ladislav Holý: *The Little Czech and the Great Czech Nation. National Identity and the Post-Communist Transformation of Society.* Cambridge 1996; Vladimír Macura: *Znamení zrodu. České národní obrození jako kulturní typ.* Jinočany 1995.

<sup>58</sup> Vgl. Srubar: *Ambivalenzen* (wie Anm. 25), S. 70–75.

<sup>59</sup> Vgl. Petr Bednařík: *Jsou možné vánoce bez Popelky?*. Televizní uvádění filmové pohádky *Tři oříšky pro Popelku*. In: Pavel Skopal (Hg.): *Tři oříšky pro Popelku*. Prag 2016, S. 86–105.

<sup>60</sup> Der Film interessiert zunehmend auch Film- und Geschichtswissenschaftler, vgl. Skopal (Hg.): *Tři oříšky* (wie Anm. 59). Hannah Mueller: *Between Crossbow and Ball Gown, East and West. Class and Gender in the Cult Film Three Wishes for Cinderella (Tři Oříšky pro Popelku/Drei Haselnüsse für Aschenbrödel)*. In: Kirsten Bönker/Julia Obertreis (Hg.): *Television Beyond and Across the Iron Curtain*. Cambridge 2016, S. 96–123.

<sup>61</sup> Vgl. z. B. Pavel Dvořák: *Tři oříšky pro Popelku. Brilantní pohádka, která se rok co rok vysílá nejenom na našich obrazovkách*. In: *Lifee.cz*, [http://www.lifee.cz/trendy/tri-orisky-pro-popelku-brilantni-pohadka-ktera-se-rok-co-rok-vysila-nejenom-na-nasich-obrazovkach\\_2839.html](http://www.lifee.cz/trendy/tri-orisky-pro-popelku-brilantni-pohadka-ktera-se-rok-co-rok-vysila-nejenom-na-nasich-obrazovkach_2839.html), 20. 6. 2018 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021); *Znáte pikantnosti ze Tří oříšků?*. In: *super.cz*, <https://www.super.cz/676893-znate-pikantnosti-ze-tri-orisku-popelku-nemela-hrat-safrankova-macechavsechny-vypekla-a-dore-osklivka-nevadila.html>, 26. 12. 2019 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

choslowakei oder aus anderen historischen Epochen mögen gewissen Kindheitsidealen entsprechen, sie würden aber nicht zum Titel der Seite passen.<sup>62</sup> In diesem Konflikt zwischen Redakteuren und Nutzern werden die Überschneidungen des tschechischen Nostalgiediskurses mit generellen „Retrowellen“ und allgemeiner Kindheitsromantik ebenso deutlich wie die Inkongruenzen individueller Erinnerungskonstruktion mit historischen Zäsuren. Vor allem aber verweisen die kritischen Kommentare auf die grundsätzliche Ausrichtung des tschechischen Erinnerungsdiskurses als postsozialistisches Phänomen. Das Jahr 1989 bildet die zentrale Zäsur, die auf die verschiedensten gesellschaftlichen Dimensionen von der Parteipolitik über das Schulsystem bis hin zur Qualität von Schmelzkäse angewendet wird, und damit auf den entscheidenden Fluchtpunkt der erinnernden Perspektive. Die in der Generationenforschung so wichtige Frage, ob gesellschaftliche Großereignisse oder eher Konsumgewohnheiten und Alltagserfahrungen für das Selbstverständnis von Generationen entscheidend sind,<sup>63</sup> findet hier eine ambivalente Antwort: Der Erinnerungs- und damit Identitätsbildungsprozess arbeitet sich in erster Linie an der Alltagsdimension ab. Zugleich aber wird diese mit hoher Intensität in die „großen“ historischen Ordnungsmuster eingeordnet. Schließlich wird bei diesem sich häufig wiederholenden Konflikt offensichtlich, wie problematisch die Zuordnungen von Vergangenheiten sein können. Nostalgie als mehr ästhetisch denn historisch bestimmter Diskurs kann unterschiedliche Elemente des Vergangenen aufnehmen, ohne diese systematisch trennen oder chronologisch ordnen zu müssen. Im Rezeptions- und Erinnerungsprozess werden dann verschiedene, zuweilen gegenläufige Zuordnungen und Bedeutungskriterien verhandelt – zeitliche Zäsuren, nationale Grenzen, politische Interpretationen oder Kriterien von Präzision und „Wahrheit“.

### Gute Erinnerungen an böse Zeiten?

Grundsätzlich ist der Erinnerungsdiskurs auf „Vzpomínky na socialismus“ im Ton positiv. Wie bereits das Motto der Seite andeutet, geht es darum, die alltäglichen Dinge, an die „man sich gerne erinnert“, harmonisch und humorvoll zu präsentieren. Dabei ist es in erster Linie der Prozess des Erinnerens an sich, der als positiv und angenehm bewertet wird. Die Objekte der Erinnerungen selbst müssen dagegen nicht unbedingt als schön, nützlich oder hochwertig betrachtet werden. Diese Ambivalenz wird vor allem bei Posts deutlich, die auf Gegenstände und Praxen hinweisen, welche in der Vergangenheit eher als unangenehm wahrgenommen wurden: kratzende Kinderkleidung, nicht funktionierende technische Geräte, für

<sup>62</sup> Vgl. z. B. „Jaké byly děti v dřívějších letech?“, <https://www.facebook.com/Socialismus/posts/1778986818865973>, 28. 8. 2018 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021); Kommentare zu „Jaké vzpomínky máte na základku?“, [https://www.facebook.com/Socialismus/posts/1775754202522568?comment\\_id=1776582465773075&\\_\\_cft](https://www.facebook.com/Socialismus/posts/1775754202522568?comment_id=1776582465773075&__cft), 26. 8. 2018 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>63</sup> Vgl. Ulrike Jureit: Generationenforschung. Stuttgart 2006; Lu Seegers: Einleitung. In: dies. (Hg.): Stuff (wie Anm. 27), S. 7–38.

seinen Zweck ungeeignetes Toilettenpapier, das obligatorische „Schülerbuch“, in das schlechte Noten und Tadel eingetragen wurden, Kletterübungen im Sportunterricht.<sup>64</sup> Obwohl – oder gerade weil – diese Erinnerungen nicht im eigentlichen Sinne „gut“ sind, erfüllen sie eine kollektivbildende Funktion. Eher selten reagieren Nutzer auf diese Bilder in ernsthaft negativem Ton und mit Kritik an Elementen sozialistischer Kultur oder Politik.<sup>65</sup> Meist gehören auch diese unangenehmen Erinnerungen in die Kategorie der positiven Nostalgie und verbleiben im Bereich des Alltäglichen und Kollektivbildenden. So schreibt eine Nutzerin mit Augenzwinkern: „Ale zas ty nákupy byly takový dobrodružství, ulovím jogurt, ulovím toalet’ák, nebo ne? A ta radost z úlovku. Nebo když byla fronta před kšeftem, co asi mají zajímavého? To věděli jen ti v předu. A šup do fronty a nakoupit toho pro všechny známé. Copak teď, taková nuda nakupování.“ – zu deutsch: „Diese Einkäufe waren so richtige Abenteuer, erbeute ich einen Joghurt, erbeute ich Toilettenpapier, oder nicht? Und die Freude an der Beute. Oder wenn es eine Schlange vor dem Geschäft gab, was die hier wohl Interessantes haben? Das wussten nur die ganz vorn. Und husch in die Schlange und einkaufen, für alle Bekannten. Jetzt? So eine Langeweile beim Einkaufen.“<sup>66</sup> Solche meist humorvollen Reaktionen erinnern auch an ein häufig zu findendes Element des Kindheitsdiskurses: Fehler oder Grenzüberschreitungen seien nicht allzu ernst zu nehmen, bilden vielmehr ein typisches und notwendiges Element des Heranwachsens. Überzuckerte Süßigkeiten, Musikkassetten „fressende“ Rekorder und quälende Übungen im Sportunterricht werden so zu kollektivbildenden Elementen lustiger Erinnerung an eine Zeit, in der vieles nicht perfekt war und es auch nicht sein musste. Sozialismus in Verbindung mit Kindheit und Jugend wird auf diese Weise zur Phase der Narrenfreiheit und der Nachsicht, zu der Streiche, schlechte Noten und aufgeschlagene Knie gehörten und in der man auch viel Zeit mit dem Wiederaufwickeln von Musikkassetten verbringen konnte.

Diese Perspektive gibt dem auf der Seite „Vzpomínky na socialismus“ präsentierten und zelebrierten Erinnerungsprozess einen leicht selbstironischen Ton. Damit erscheint der vielzitierte, von Svetlana Boym geprägte Terminus der individuell orientierten, flexiblen und begrenzten „reflective nostalgia“ ausgesprochen passend: „Reflective nostalgia thrives in *álgos*, the longing itself, and delays the homecoming – wistfully, ironically, desperately.“<sup>67</sup> Die meisten Posts zielen auf diese

<sup>64</sup> „Auu!“, <https://www.facebook.com/Socialismus/posts/1783982568366398>, 1. 9. 2018 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021); „Taky jste to nenáviděli?“, <https://www.facebook.com/Socialismus/posts/1774398779324777>, 24. 8. 2018 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021); Žákovská knížka [Coverfoto], <https://www.facebook.com/Socialismus/photos/a.303986556366014/304562789641724>, 7. 8. 2012 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>65</sup> Beispiele für Kritik finden sich in verschiedenen Bereichen, so zum beliebten Kinderbuch „Honzíkova cesta“ (wie Anm. 19), zur *Spartakiáda* oder zu Ferienlagern.

<sup>66</sup> Kommentar zu „Nedostatek jogurtů trápil spotřebitele v roce 1987“, [https://www.facebook.com/Socialismus/videos/1368175176613808/?comment\\_id=1368377796593546&comment\\_tracking=%7B%22tn%22%3A%22R%2317%22%7D](https://www.facebook.com/Socialismus/videos/1368175176613808/?comment_id=1368377796593546&comment_tracking=%7B%22tn%22%3A%22R%2317%22%7D), 25. 8. 2017 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>67</sup> Svetlana Boym: Nostalgia. In: Atlas of Transformation, <http://monumenttotransformation.org/atlas-of-transformation/html/n/nostalgia/nostalgia-svetlana-boym.html> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

Form der genuss- und sehnsuchtsvollen, aber auf den Prozess selbst bezogenen Erinnerung. „Vzpomínky na socialismus“ enthält aber auch Nutzerkommentare (selten eigentliche Posts), die eine andere Form von Nostalgie pflegen: die von Boym als „restorative nostalgia“ bezeichnete ernsthaftere, politisch beziehungsweise wertgebunden aufgeladene Erinnerung an eine grundsätzlich als „besser“ verstandene Zeit. In diesen fehlt der ironische, selbstreflektive und spielerische Aspekt – es geht, wie Boym formuliert, um „truth and tradition“.<sup>68</sup>

Trotz der klaren Unterscheidung bei Boym kann der Übergang zwischen beiden Formen im Diskurs selbst fließend sein. Während sich viele Nutzer mit dem bloßen Verkünden „Ich gehöre auch dazu“ und damit einem kurzen, aber genussvollen Blick in die Vergangenheit begnügen, gibt es auch einige, die diesen Blick mit einer deutlicheren Wertung belegen. Eher unentschieden sind dabei die häufig zu findenden klischeehaften Formulierungen „Zlaté časy!“ („Goldene Zeiten!“), „Kde jsou ty časy?“ („Wo sind die Zeiten hin?“) oder „To bylo moje dětství“ („Das war meine Kindheit“).<sup>69</sup> Doch äußern sich Nutzer auch – und diese Tendenz nimmt über die Jahre hinweg zu – sehr eindeutig und schlagen einen unmittelbaren Bogen von dem gezeigten Konsumgegenstand und dem nostalgischen Reflex zum sozialistischen System. So wird beispielsweise die Qualität von Fleisch- und Milchprodukten, aber auch Autos und Haushaltsgegenständen aus der Zeit vor 1989 gelobt und häufig in einen radikalen Gegensatz zum heutigen Angebot gestellt: Dieses sei qualitativ minderwertiger, voller Chemie, Farbstoffe sowie Konservierungsmittel und halte nichts mehr aus. Mal implizit, mal explizit wird diese Kritik auf den Kapitalismus als solchen und das „Diktat“ aus Brüssel bezogen.<sup>70</sup> Einige Nutzer treten regelrecht als Trolle im Kommunikationsprozess auf und formulieren ohne unmittelbaren Zusammenhang zum ursprünglichen Post aggressive und verschwörungstheoretisch inspirierte Kommentare über „Havlisten“, NGOs und andere Hassobjekte.<sup>71</sup> Solche kritischen bis aggressiven Kommentare werden zuweilen ignoriert, manchmal aber auch diskutiert. In jedem Fall bricht hier der als harmonisch konzipierte gemeinsame Erinnerungsprozess auf, und das Heraufbeschwören eines scheinbar unverfänglichen Alltags wird an politische Linien und Kont-

<sup>68</sup> Svetlana Boym: Nostalgia and Its Discontents. In: THR 9 (2007) 2, <https://hedgehogreview.com/issues/the-uses-of-the-past/articles/nostalgia-and-its-discontents> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>69</sup> Vgl. z. B. Kommentar zu „Nejlepší čas venku!“, [https://www.facebook.com/Socialismus/posts/1777908095640512?comment\\_id=1783473735083948](https://www.facebook.com/Socialismus/posts/1777908095640512?comment_id=1783473735083948), 27. 8. 2018 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021); Kommentar zu „Taky jste v létě jezdili k babičce?“, [https://www.facebook.com/Socialismus/posts/1785886988175956?comment\\_id=1795613950536593](https://www.facebook.com/Socialismus/posts/1785886988175956?comment_id=1795613950536593), 2. 9. 2018 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>70</sup> Vgl. z. B. „Kdo taky miluje smažák?“, <https://www.facebook.com/Socialismus/posts/3341104845987488>, 27. 10. 2020 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021); Kommentar zur Übernahme der traditionellen *lentilky* durch Nestle, [https://www.facebook.com/Socialismus/posts/3349336155164357?comment\\_id=3359842540780385](https://www.facebook.com/Socialismus/posts/3349336155164357?comment_id=3359842540780385), 3. 11. 2020 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>71</sup> Vgl. z. B. Kommentar zu „Boží děda Homolka!“, [https://www.facebook.com/Socialismus/posts/1800273000070688?comment\\_id=1800623150035673&comment\\_tracking=%7B%22tn%22%3A%22R%22%7D](https://www.facebook.com/Socialismus/posts/1800273000070688?comment_id=1800623150035673&comment_tracking=%7B%22tn%22%3A%22R%22%7D), 13. 9. 2018 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021); Kommentar zu „Pamatujete na tyhle skvělé sušenky?“, [https://www.facebook.com/Socialismus/posts/3327857007312272?comment\\_id=3335284189902887](https://www.facebook.com/Socialismus/posts/3327857007312272?comment_id=3335284189902887), 24. 10. 2020 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

roversen rückgebunden.<sup>72</sup> Einen ähnlichen Effekt haben vulgäre Kommentare mit sexuellen Anspielungen, welche die Idealisierung der sozialistischen – und vor allem „unschuldigen“ – Kindheit bewusst stören.<sup>73</sup>

Und noch ein weiteres „Störelement“ im als harmonisch angelegten Nostalgie-diskurs fällt auf: Seit dem Jahr 2017 finden sich unter den Posts zunehmend (wenn auch nach wie vor selten) ironische und kritische Kommentare, die den Erinnerungsprozess als solchen reflektieren. Als das Foto einer Kartoffelbrigade Dutzende begeisterter Beiträge zur Arbeitsethik der damaligen Jugend und nostalgische Erinnerungen an einfache Brotzeiten am Feldrand hervorrief, schrieb ein Nutzer: „[E]s gibt doch nichts Schöneres, als fröhlich in Erinnerungen daran zu schwelgen, wie Studenten und Lehrlinge für ein Wurstbrot Sklavenarbeit verrichten mussten.“<sup>74</sup>

### Gute und schlechte Kindheiten

Wie dargelegt wird die kontroverse Betrachtung von Vergangenheit und Gegenwart in recht spezifischer Weise auf das Thema „Kindheit“ übertragen. Die verschiedenen Wertungen können hierbei entlang einer zentralen Trennlinie unterschieden werden. Während die Kindheit von der eindeutig überwiegenden Mehrheit – nicht nur der Nutzer von „Vzpomínky na socialismus“, sondern generell im Nostalgie-diskurs – als positiv beschrieben wird, unterscheidet sich die Art, wie das Konzept der „schönen Kindheit“ zum gesellschaftlichen System ins Verhältnis gesetzt wurde: War die Kindheit trotz oder wegen des Sozialismus so schön?

Die Definition dessen, was eine „schöne Kindheit“ ausmacht, scheint stillschweigend vorausgesetzt und unumstritten zu sein. Die entscheidenden Elemente sind vor allem: viel Zeit zum Spielen und ausgiebige Aufenthalte im Freien. Die Kindheit wird als frei und ungebunden, zuweilen als wild beschrieben.<sup>75</sup> Familie spielt nur sehr begrenzt eine Rolle (und taucht vor allem dann auf, wenn es um nostalgische Erinnerungen an Weihnachten geht oder um zuweilen rabiate Erziehungsmethoden); stattdessen steht eine unspezifische Kindergemeinschaft im Zentrum – ge-

<sup>72</sup> Dass dies kein Sonderfall ist, wird zum Beispiel deutlich in Veronika Pehe's Analyse der Rezeption einer prominenten Fernsehserie. Vgl. Pehe: *Retro* (wie Anm. 23), S. 100–107.

<sup>73</sup> Kommentar zu Kinderbuch „Honzíkova cesta“: [https://www.facebook.com/Socialismus/photos/a.303986556366014/307722362659100/?comment\\_id=379020408862628&\\_\\_tn\\_\\_=R\\*F](https://www.facebook.com/Socialismus/photos/a.303986556366014/307722362659100/?comment_id=379020408862628&__tn__=R*F), 13. 2. 2013 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>74</sup> „Není nad to veselé vzpomínat na to jak studenti a žáci učňáku museli otročit za chleba se salámem na poli“, [https://www.facebook.com/Socialismus/photos/a.303986556366014/307722362659100/?type=3&comment\\_id=968549&comment\\_tracking=%7B%22tn%22%3A%22R%2399%22%7D](https://www.facebook.com/Socialismus/photos/a.303986556366014/307722362659100/?type=3&comment_id=968549&comment_tracking=%7B%22tn%22%3A%22R%2399%22%7D), 17. 8. 2012 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021); Kommentar zu „Chodili jste na bramborové brigády?“, [https://www.facebook.com/Socialismus/posts/1789674001130588?comment\\_id=1790263534404968&comment\\_tracking=%7B%22tn%22%3A%22R%2336%22%7D](https://www.facebook.com/Socialismus/posts/1789674001130588?comment_id=1790263534404968&comment_tracking=%7B%22tn%22%3A%22R%2336%22%7D), 5. 9. 2018 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>75</sup> Vgl. z. B. „To byla paráda!“, <https://www.facebook.com/Socialismus/posts/3384339178330721>, 12. 11. 2020 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

meinsames Spielen, gemeinsames Erleben, ein in der Erinnerung stets präsent, aber nicht konkretisiertes „Wir“. Es ist die traditionale Nachbarschaftsspielgemeinschaft, die hier beschrieben wird – interessanterweise etwas, das in der historischen Realität der 1970er- und 1980er-Jahre kaum mehr existierte.<sup>76</sup>

Diese „glückliche Kindheit“ wird von einigen Autoren und Kommentatoren auf „Vzpomínky na socialismus“ in Spannung zum sozialistischen System gestellt und vor allem in Verbindung mit den Kategorien „privat“ und „unpolitisch“ gebracht: Kindheit wird dabei als Idealbeispiel für Eskapismus, gesellschaftliche Nische und regimefernen Alltag gedacht. Hier wird die Vorstellung von einer unschuldigen Kindheit deutlich, die, ganz im Sinne des pädagogischen Moratoriums<sup>77</sup> und der romantischen Tradition, einen politikfreien und damit in diesem Falle sozialismusfreien Schonraum bildet. Kindheit wird per se als unpolitisch und in gewisser Weise als unpolitisierbar definiert. Die in Journalismus und Forschung häufig formulierte These von der politischen Instrumentalisierung der Kindheit in der sozialistischen Tschechoslowakei<sup>78</sup> wird damit pauschal abgelehnt. So schreibt ein Nutzer zu einem Kinderbuch und dessen politischen Kontext: „Damals [als Kinder; Anm. der Verfasserin] wussten wir doch gar nicht, was Sozialismus ist. Also was heißt denn hier Propaganda ...“.<sup>79</sup> In mancherlei Hinsicht setzt sich hier die paradoxe Strategie der „nicht politischen Politik“ aus der „Normalisierungszeit“ fort: die Konstruktion eines Alltags voller eskapistischer Nischen, die in ihrer scheinbaren Politikfreiheit Stabilität für das Regime sicherten. Viele Nutzer halten entschlossen und hartnäckig am exkulpierenden Bild von der „unpolitischen Kindheit“ fest: So stellt ein Kommentator die propagandistische Massenveranstaltung Spartakiade als Möglichkeit zur Pflichtvermeidung dar: „Na, ich denke, dass wir damals solche Aufschriften [gemeint sind politische Banner; Anm. der Verfasserin] gar nicht richtig wahrgenommen haben. Es war super, wir konnten die Schule schwänzen ...“.<sup>80</sup>

<sup>76</sup> Vgl. Helga Zeiher: Kindheitsräume. Zwischen Eigenständigkeit und Abhängigkeit. In: Ulrich Beck/Elisabeth Beck-Gernsheim (Hg.): Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt a. M. 1994, S. 353–375.

<sup>77</sup> Vgl. Jürgen Zinnecker: Kindheit und Jugend als pädagogische Moratorien. Zur Zivilisationsgeschichte der jüngeren Generation im 20. Jahrhundert. In: Dietrich Benner (Hg.): Bildungsprozesse und Erziehungsverhältnisse im 20. Jahrhundert. Weinheim 2000, S. 36–68.

<sup>78</sup> Vgl. Pavlína Formánková: Propaganda pro nejmenší. Dětská literatura ve službách komunistických idejí. In: Dějiny a současnost 29 (2007) 1, S. 17–20.

<sup>79</sup> „V té době jsme ani nevědli [sic!] co je socialismus ... tak jaká propaganda ...“, [https://www.facebook.com/Socialismus/photos/a.303986556366014/307722362659100/?type=3&comment\\_id=965489&comment\\_tracking=%7B%22tn%22%3A%22R%22%7D](https://www.facebook.com/Socialismus/photos/a.303986556366014/307722362659100/?type=3&comment_id=965489&comment_tracking=%7B%22tn%22%3A%22R%22%7D), 17. 8. 2012 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>80</sup> „No, myslím, že v té době jsme takové nápisy moc nevnímali. Bylo to fajn, ulili jsme se ze škol ...“, [https://www.facebook.com/Socialismus/photos/a.303986556366014/944210559010274/?type=3&comment\\_id=944491368982193&reply\\_comment\\_id=944751825622814&comment\\_tracking=%7B%22tn%22%3A%22R%2334%22%7D](https://www.facebook.com/Socialismus/photos/a.303986556366014/944210559010274/?type=3&comment_id=944491368982193&reply_comment_id=944751825622814&comment_tracking=%7B%22tn%22%3A%22R%2334%22%7D), 2. 5. 2016 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021). Dass die Spartakiaden für viele Jugendliche tatsächlich vor allem eine Gelegenheit zum Alkoholkonsum und für sexuelle Experimente boten, ist unumstritten; vgl. Petr Roubal: A Didactic Project Transformed into the Celebration of a Ritual. Czechoslovak Spartakiads 1955–1990. In: JMEH 4 (2006) 1, S. 90–113, hier: S. 109f.

Auch die Aussage, man habe in der Kinderorganisation der *Jiskry* nur den Treueschwur ablegen müssen, politisch sei das Ganze aber keineswegs gewesen, weist in diese Richtung.<sup>81</sup>

Eine Gegenposition zum Bild von einer Kindheit, die gewissermaßen außerhalb oder sogar in Opposition zum Sozialismus glücklich war, bildet das Argument, gerade die sozialistische Gesellschaft habe eine schöne Kindheit überhaupt erst möglich gemacht: durch soziale Absicherung sowie durch Bildungs- und Freizeitangebote, vor allem aber durch Struktur und Disziplin. Mit der bekannten Formel „Es ist nicht alles schlecht gewesen“ wird das positive Erleben beispielsweise der Pionierlager „der anderen Seite“, der Uniformität und dem erzwungenen Konformismus, gegenübergestellt.<sup>82</sup> Ganz ähnlich schildern einige Nutzer ihre Erlebnisse bei der Pionierorganisation als eine Mischung aus politischen Aktionen und sinnvoller, kindgerechter Beschäftigung.<sup>83</sup> Dieses apologetische und idealisierende Bild wird schließlich verstärkt durch ein Erinnerungsnarrativ, in dem die glückliche Kindheit vor 1989 gänzlich ohne Ambivalenzen als Resultat und Errungenschaft des sozialistischen Systems selbst beschrieben wird. Entsprechende Narrative sind in solcher Radikalität aber eher selten zu finden beziehungsweise können aus methodischen Gründen, da es sich auf „Vzpomínky na socialismus“ um kurze Kommentare und keine ausführlichen Berichte handelt, nicht immer klar identifiziert und von gemäßigten Perspektiven unterschieden werden. Sie konzentrieren sich auf soziale Absicherung, Struktur und Disziplin.<sup>84</sup> Zu den gängigen Topoi gehören der früher angeblich übliche Respekt gegenüber Eltern, Lehrern und der älteren Generation sowie die angeblich wirkungsvolle und unschädliche Prügelstrafe. Solche Vorstellungen von diszipli-

<sup>81</sup> „Ale jediné, co jsme museli, bylo složit slib. Nikdo nám žádné politické blbosti do hlavy nelil.“ (zu Deutsch: „Das einzige, was wir mussten, war den Treueschwur ablegen. Niemand hat uns mit irgendwelchen politischen Dummheiten belästigt.“), „Kdo chodil do Jiskřiček, bude jejich slib určitě znát!“, [https://www.facebook.com/Socialismus/posts/1551096634988327?comment\\_id=1551194431645214&comment\\_tracking=%7B%22tn%22%3A%22R%2322%22%7D](https://www.facebook.com/Socialismus/posts/1551096634988327?comment_id=1551194431645214&comment_tracking=%7B%22tn%22%3A%22R%2322%22%7D), 7. 3. 2018 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>82</sup> „Bez počítače a bez maminky: Jak se žilo dětem v socialistickém Československu?“, <https://www.extra.cz/bez-pocitace-a-bez-maminky-jak-se-zilo-detem-v-socialistickem-ceskoslovensku>, 4. 12. 2018 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021); Kommentar zu „Kam jste jezdily vy?“, [https://www.facebook.com/Socialismus/posts/1772558236175498?comment\\_id=1772769689487686&reply\\_comment\\_id=1773031536128168&comment\\_tracking=%7B%22tn%22%3A%22R%2399%22%7D](https://www.facebook.com/Socialismus/posts/1772558236175498?comment_id=1772769689487686&reply_comment_id=1773031536128168&comment_tracking=%7B%22tn%22%3A%22R%2399%22%7D), 23. 8. 2018 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>83</sup> Kommentar zu „Kam jste jezdily vy?“ (wie Anm. 82); ausgesprochen kontrovers sind die Kommentare von 2012 zu einem Foto kleiner Kinder auf einer mit Transparenten geschmückten Bühne: <https://www.facebook.com/Socialismus/photos/a.303986556366014/305755352855801/?type=3&theater>, 11. 8. 2012 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>84</sup> „Jak jsme šli za socialismu poprvé do školy!“, <https://www.facebook.com/Socialismus/posts/1787162618048393>, 3. 9. 2018 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021). In diesen Zusammenhang, wenn auch nicht unmittelbar mit „Kindheit“ verbunden, gehören auch die häufigen Posts zum Thema Wehrdienst, vgl. „Co myslíte vy?“, <https://www.facebook.com/Socialismus/posts/1808776379220350>, 20. 9. 2018 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021); „Asi tak!“, <https://www.facebook.com/Socialismus/posts/1785888381509150>, 2. 9. 2018 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

nierten Kindern werden interessanterweise konfliktfrei mit dem Bild der freien, glücklichen Kindheit vereint.<sup>85</sup>

Wenn auch die Ansichten über die Bedeutung des politischen Systems für die vergangenen Kindheiten divergieren, so sind sich doch alle Kommentatoren auf der Seite einig, dass es in der sozialistischen Tschechoslowakei eine glückliche Kindheit gegeben habe. Diese Annahme bildet gewissermaßen das Axiom aller Nutzer von „Vzpomínky na socialismus“. Als positive Erinnerung verweist sie auf die Negativfolie einer angeblich grundlegend problematischen heutigen Kindheit und arbeitet sich an dieser ab. Zwar wirkt die nostalgische Rückschau auf die Kindheit zunächst harmonisierend und Generationen verbindend – und einige Nutzer weisen auch auf historische und familiäre Kontinuitäten hin: Spielzeug aus vergangenen Zeiten wird heute noch von den Kindern genutzt, alte Bücher werden mit großer Begeisterung den Enkeln vorgelesen et cetera –, doch steht bei der Mehrzahl der Kommentare und zunehmend auch der Posts eine konfrontative Perspektive im Zentrum. Auf die Abbildungen von Spielzeugen vergangener Zeiten reagieren nicht wenige Nutzer mit dem schon reflexartigen Hinweis darauf, so etwas interessiere heutige Kinder ja nicht mehr. Angesichts von Büchern folgen regelmäßig Kommentare, Kinder würden, ja könnten, heute nicht mehr lesen.<sup>86</sup> Diese Kommentare spiegeln und entwickeln die Vorstellung, heutige Kinder seien fantasielos und kommunikationsunfähig, nur an Computern und Smartphones interessiert, unsportlich und ungeschickt, undiszipliniert und hoffnungslos materialistisch.<sup>87</sup> So kommentierte 2013 eine Nutzerin zum Foto eines Fadenspiels: „Wir konnten so einfach spielen, mit einem Faden, heute langweilen sich viele Kinder sogar mit einem Spielzeug für einen Tausender.“<sup>88</sup> In Beiträgen wie diesem wird ein klarer Dualismus aufgebaut, der die Vielfalt sozialer Differenzen, historischer Entwicklungen und individueller Vorlieben in ein Entweder-oder – „unsere Kindheit“ einerseits, die „heutige Kindheit“ andererseits – umwandelt.<sup>89</sup> Nutzerkom-

<sup>85</sup> „Jak se díváte na fyzické tresty vy?“, <https://www.facebook.com/Socialismus/posts/1799634740134514>, 13. 9. 2018 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021); Jaké vy máte vzpomínky na základku?, <https://www.facebook.com/Socialismus/posts/1775754202522568>, 25. 8. 2018 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>86</sup> Kommentar zu Foto mit verschiedenen Kinderbüchern, [https://www.facebook.com/Socialismus/photos/a.303986556366014/929639753800688/?type=3&comment\\_id=936861813078482&comment\\_tracking=%7B%22tn%22%3A%22R%22%7D](https://www.facebook.com/Socialismus/photos/a.303986556366014/929639753800688/?type=3&comment_id=936861813078482&comment_tracking=%7B%22tn%22%3A%22R%22%7D), 6. 4. 2016 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>87</sup> Kommentar zu Foto von Marmelade, [https://www.facebook.com/Socialismus/photos/a.303986556366014/941989532565710/?type=3&comment\\_id=943044129126917&comment\\_tracking=%7B%22tn%22%3A%22R%2348%22%7D](https://www.facebook.com/Socialismus/photos/a.303986556366014/941989532565710/?type=3&comment_id=943044129126917&comment_tracking=%7B%22tn%22%3A%22R%2348%22%7D), 28. 4. 2016 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021). Kommentar zum Schwur der *Jiskry*, [https://www.facebook.com/Socialismus/posts/1551096634988327?comment\\_id=1551128968318427&comment\\_tracking=%7B%22tn%22%3A%22R%2321%22%7D](https://www.facebook.com/Socialismus/posts/1551096634988327?comment_id=1551128968318427&comment_tracking=%7B%22tn%22%3A%22R%2321%22%7D), 7. 3. 2018 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021)

<sup>88</sup> „I takhle jednoduše jsme si uměli hrát s provazkem, teď se mnohé děti nudí i s hračkou za tisícovku“, [https://www.facebook.com/Socialismus/photos/a.303986556366014/306499926114677/?type=3&comment\\_id=1464056&comment\\_tracking=%7B%22tn%22%3A%22R%2321%22%7D](https://www.facebook.com/Socialismus/photos/a.303986556366014/306499926114677/?type=3&comment_id=1464056&comment_tracking=%7B%22tn%22%3A%22R%2321%22%7D), 18. 9. 2013 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>89</sup> Allerdings sei angemerkt, dass es durchaus auch zahlreiche kritische Kommentare gibt, die den vereinfachenden und stark wertenden Dualismus infrage stellen und auf eigene Erfahrungen hinweisen. Vgl. z. B. Kommentar zu „Píše se dnes vůbec ještě na normální tabuli?“, <https://www>.

mentare verbinden die positive Erinnerung an ein Spielzeug oder ein Buch fast automatisch mit Kritik an heutigen Kindern: Diese würden nicht lesen, kletterten nicht und saßen den ganzen Tag nur vor dem Computer. Kinderfilme und -bücher früherer Zeiten seien liebevoll und altersgerecht gewesen, heute dagegen herrschten Gewalt, Obszönität und Sinnlosigkeit vor. Was hier eher nebenbei geschieht, wird in vielen Posts der Redaktion systematisiert durch Fotografien, die „unsere Kindheit“ mit angeblich typischen Bildern verbinden und implizit oder explizit einen Gegensatz im Heute suchen<sup>90</sup> oder – mit noch intensiverer Wirkung – einem Splitscreen, der mithilfe von Fotos oder Filmen einen Dualismus zwischen früherer und heutiger Kindheit aufbaut.<sup>91</sup> Sämtliche Szenen der angeblichen früheren Kindheiten sind dabei draußen aufgenommen worden, während die heutigen Kinder stets in geschlossenen Räumen abgebildet sind. Die alten Fotos, stets links angeordnet, um den zeitlichen Ablauf deutlich zu machen, zeigen unverkennbar mehr Bewegung und lenken damit den Blick stärker auf sich, während die rechten Bilder Kinder am Computer, mit Mobiltelefonen und Tablets zeigen – allein die Statik lässt letztgenannte Aufnahmen eher uninteressant wirken.

Dieses rein negativ gezeichnete Bild heutiger Kindheit trägt mit zur rückblickenden Konstruktion einer Generation mit einer sozialistischen Kindheit bei und verleiht dieser eine moralische Autorität: Sie erscheint nicht mehr nur als zufällige, durch das Geburtsjahr und die Konjunkturen der Spielzeugindustrie entstandene Gruppe, sondern als eine überlegene Generation. Kritisiert werden dabei konkret die heutigen Kinder. Darüber hinaus wird aber auch die Konstruktion „Kindheit“ grundsätzlich infrage gestellt: Aus der selbst erlebten „schönen“ Kindheit wird die einzig „echte“ Kindheit, die es heute nicht mehr zu geben scheint. „Tohle prostě bylo dětství, jak má být!“ („Dies war einfach eine Kindheit, wie sie sein soll!“)<sup>92</sup> – „Kindheit“ ist hier nicht mehr nur eine Struktur, in die jeweils nachwachsende Kinder eintreten, um sie zu gestalten und dann wieder zu verlassen,<sup>93</sup> „Kindheit“ ist vielmehr ein fester Wert und eine absolute Norm, die heute nicht mehr eingehalten wird. Jegliche historische Dimension geht in diesem Konstruktionsprozess verloren, denn Kindheit als Soll ist fixiert und unveränder-

facebook.com/Socialismus/posts/1800784620019526?comment\_id=1801537646610890&comment\_tracking=%7B%22tn%22%3A%22R%2311%22%7D, 14. 9. 2018 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>90</sup> „Umí tohle ještě dnešní děti?“, <https://www.facebook.com/Socialismus/posts/1811724262258895>, 23. 9. 2018 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>91</sup> „Jak si děti hrály dříve vs jak si hraje dnes“, <https://www.facebook.com/retrovsrdci/videos/vb.1738737069751541/1897414817217098/?type=2&theater>, 17. 5. 2018 (letzter Zugriff am 21. 3. 2020); Dětství kdysi a dnes, <https://www.facebook.com/Socialismus/photos/rpp.303981889699814/158828752169238/?type=3&theater> (letzter Zugriff am 1. 3. 2018).

<sup>92</sup> „Tohle prostě bylo dětství, jak má být!“, <https://www.facebook.com/Socialismus/posts/3383841988380440>, 12. 11. 2020 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>93</sup> Zu diesem Konzept vgl. Jens Qvortrup: *Childhood as a Structural Form*. In: ders. u. a. (Hg.): *The Palgrave Handbook of Childhood Studies*. Basingstoke 2009, S. 21–33; Michael-Sebastian Honig: *Das Kind der Kindheitsforschung. Gegenstandskonstitution in den Childhood Studies*. In: ders. (Hg.): *Ordnungen der Kindheit. Problemstellungen und Perspektiven der Kindheitsforschung*. München 2009, S. 25–51.

bar.<sup>94</sup> Diese gewissermaßen geronnene Erinnerung wird sprachlich in festgefügteten, sich häufig wiederholenden Formulierungen und Bildern deutlich. „Nach der Schule nach Hause, Tasche in die Ecke und raus“; „unsere Eltern wussten den ganzen Sommer über gar nicht, wo wir waren“<sup>95</sup> und ähnliche Wendungen werden zu Schlüsselementen der erinnerten und damit der „einzig richtigen“ Kindheit. In der Kritik heutiger Kindheiten – oder dessen, was man sich darunter vorstellt – wird zudem die Historizität von Kindheits- und Erziehungsidealen ignoriert. Die Kontinuität der Existenz von Konsumobjekten, die Kindern nahe, Erwachsenen aber unverständlich sind, wird schlicht übersehen, und so können winzige Plastikhäkchen (*céčka*) als Inbegriff einer erfüllten Kindheit gelten, während Sammelkarten mit den Abbildungen kleiner Monster (Pokémon) zum Symbol eines vollständigen Kulturverfalls werden. Auch die Tatsache, dass ein großer Teil der heute vortragenen Bedenken und Kritik in ganz ähnlicher Form und kontinuierlich bereits seit den 1960er-Jahren angesprochen wurde – die Sorge um ein „Ende der Kindheit“, die Problematisierung des Medieneinflusses auf Kinder, der Kontrast von „leerem“ Konsum und „echtem“ Spiel –, wird ignoriert. Dabei reihen sich die Nutzer der Seite „Vzpomínky na socialismus“ in einen breiten medialen und (pseudo-)wissenschaftlichen Diskurs ein.<sup>96</sup> Ähnlich wie in west- und nordeuropäischen Ländern geht es auch hier um Konflikte der späten Moderne. Während sich aber die Diskussion in der Tschechoslowakei der 1960er- bis 1980er-Jahre ausdrücklich um „die Moderne“ drehte, steht im nostalgischen Diskurs der Gegenwart die Zäsur zwischen Sozialismus und Postsozialismus im Zentrum. Die in Westeuropa etwas unspezifische Gegenüberstellung von „früher“ und „heute“ wird im tschechischen Diskurs in den Vergleich der Zeit vor und nach 1989 eingebettet. Die Gründe für das angebliche Dilemma und den vermeintlich vollständigen Verfall von „Kindheit“ bleiben letztlich schemenhaft. Mehr angedeutet als ausdrücklich beschrieben werden die mangelnde Erziehungsleistung überbesorgter Eltern, ein überbordendes Angebot minderwertiger Konsumartikel, die Amerikanisierung von Kinderliteratur und -filmen, das Versagen der Schule und generell „die Zeit“. Letztlich allerdings erweckt die Aggressivität vieler Posts den Eindruck, es seien tatsächlich die Kinder selbst, denen ein Vorwurf gemacht werden müsse: Ihre angebliche Faulheit, Unfähigkeit und Mediensucht werden in den düstersten Farben

<sup>94</sup> Zuweilen weisen Kommentatoren darauf hin, dass „jede Zeit anders“ sei und Kinder sich heute ebenso für Dinge begeistern könnten, nur eben für andere. Vgl. z. B. Kommentar zu „Umí tohle ještě dnešní děti?“, [https://www.facebook.com/Socialismus/posts/1811724262258895?comment\\_id=1811797635584891&comment\\_tracking=%7B%22tn%22%3A%22R0%22%7D](https://www.facebook.com/Socialismus/posts/1811724262258895?comment_id=1811797635584891&comment_tracking=%7B%22tn%22%3A%22R0%22%7D), 23. 9. 2018 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>95</sup> Kommentar zu „Souhlasíte s tím?“, [https://www.facebook.com/Socialismus/posts/1771196742978314?comment\\_id=1780279155403406&comment\\_tracking=%7B%22tn%22%3A%22R%22%7D](https://www.facebook.com/Socialismus/posts/1771196742978314?comment_id=1780279155403406&comment_tracking=%7B%22tn%22%3A%22R%22%7D), 22. 8. 2018 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021); Kommentar zu „Kdo chodil do Jiskřiček, bude jejich slib určitě znát!“, [https://www.facebook.com/Socialismus/posts/1551096634988327?comment\\_id=1551198628311461&comment\\_tracking=%7B%22tn%22%3A%22R%2322%22%7D](https://www.facebook.com/Socialismus/posts/1551096634988327?comment_id=1551198628311461&comment_tracking=%7B%22tn%22%3A%22R%2322%22%7D), 7. 3. 2018 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>96</sup> Vgl. u. a. Mary Jane Kehily: Childhood in Crisis?. Tracing the Contours of „Crisis“ and its Impact upon Contemporary Parenting Practices. In: MCS 32 (2010) 2, S. 171–185.

gemalt.<sup>97</sup> „Das Kind“ (wahlweise mit Begriffen wie „das Gör“, „das Balg“ et cetera belegt) wird zum Problem, und dem romantischen Kindheitsideal der Vergangenheit wird das *evil child* des Heute gegenübergestellt.

Einen wichtigen Aspekt bildet die in der Rückschau konstruierte Moral und Arbeitsethik. Mit dem Bild von Lausbuben, die sich gern Streiche ausdachten und Verbotenes taten, aber dennoch ihr Herz am rechten Fleck hatten, schließt die Erinnerung an die eigene Kindheit einmal mehr an klassische Vorstellungen an: Kinder dürfen, ja müssen, Grenzen übertreten, ohne dass dadurch aber letztlich das Konzept der Unschuld und der moralischen Makellosigkeit in Mitleidenschaft gezogen wird. So nehmen viele Nutzer das Bild einer zerkratzten Schulbank zum Anlass, sich ausgiebig an Streiche und Kritzeleien zu erinnern. Am Ende des Schuljahres aber, so betonen viele, hätten alle einträchtig das Schleifpapier und den Hobel zur Hand genommen und die Tische wieder auf Vordermann gebracht.<sup>98</sup> In der Populärkultur bildet eine solche – trotz aller kindlichen Streiche – sichere moralische Verankerung geradezu einen Kernaspekt der Kindheit: Die Unschuld der Grenzüberschreitungen grenzt diese Lebensphase von derjenigen der Jugend ab, in der die moralische Festigkeit deutlich weniger sicher erscheint.

## Fazit

Andrew Higson entwirft das Bild einer postmodernen Nostalgie, deren Charakteristika er vor allem anhand verschiedener Websites analysiert.<sup>99</sup> Anders als die moderne Form der Nostalgie sei heute zu beobachtende nicht von jener typischen „bittersüßen Sehnsucht“ bestimmt, auch fehle ihr das Bewusstsein der zeitlichen und räumlichen Andersheit. Die postmoderne Nostalgie sei nicht auf etwas Unerreichbares gerichtet; vielmehr lösten der kommerzielle Charakter der „Nostalgiewelle“ (die, will man sie im Sinne Higsons verstehen, vielleicht treffender als „Retrowelle“ bezeichnet werden kann) und die mithilfe neuer elektronischer Verbreitungswege ständige Verfügbarkeit alter Medien die Kluft zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit auf.

„Vzpomínky na socialismus“ ist einerseits deutlich von den Elementen postmoderner Kommunikation bestimmt: Der fragmentierte Charakter der Website, die ständige Verfügbarkeit von Objekten und Situationen (zumindest als Abbild), die

<sup>97</sup> „Chodili jste na bramborové brigády?“, <https://www.facebook.com/Socialismus/photos/a.303986556366014/1789673874463934>, 5. 9. 2018 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021); Kommentare zu „Hončíkova cesta“ (wie Anm. 19). Kommentare zu „A vy?“, [https://www.facebook.com/Socialismus/posts/3290086714422635?comment\\_id=3292044430893530](https://www.facebook.com/Socialismus/posts/3290086714422635?comment_id=3292044430893530), 9. 10. 2020 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021); „Umí dneska lézt děti ještě na stromy?“, <https://www.facebook.com/Socialismus/posts/1821897687908219>, 1. 10. 2018 (letzter Zugriff am 13. 11. 2020).

<sup>98</sup> Kommentare zum Foto von einer zerkratzten Schulbank, <https://www.facebook.com/Socialismus/photos/a.303986556366014/306172932814043/?type=3&theater>, 12. 8. 2012 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>99</sup> Vgl. Higson: Nostalgia (wie Anm. 5), S. 126.

Lust am Erinnern, die modische Ästhetik des Retro machen diesen Charakter aus. Andererseits aber kann hier von einem Fehlen der Distanz zum Vergangenen nicht die Rede sein. Die historische Zäsur von 1989 ist unübersehbar und wird in Posts wie Kommentaren auch intensiv hervorgehoben. Gleichgültig, welche Wertung mit dieser Betonung einhergeht, steht doch die Endgültigkeit und Unaufhebbarkeit der historischen Entwicklung den Nutzern ständig vor Augen. Der spezifische Kindheitsdiskurs verstärkt hierbei das Bewusstsein der Diskontinuität auf der individuellen und kollektiven biografischen Ebene. Hinzu kommt die auffällige Tendenz, nicht nur die eigene Kindheit in den Nostalgiediskurs einzuordnen, sondern auch die Kindheit als solche, das Kindsein als kulturelle Errungenschaft. Während nostalgisches Erinnern – ob nun modern oder postmodern – mithilfe von Objekten und Medien (altes Spielzeug, alte Fotoalben, alte Fernsehserien) für die einen das Gefühl der Diskontinuität zumindest für den Moment „heilt“, wenden sich andere implizit gegen diese harmonisierende Funktion. Nicht allen Nutzern erscheint der Anblick von klassischem Schulsessen und Kinderbüchern als willkommene Fluchtmöglichkeit aus der Gegenwart. Vielmehr nehmen viele diese Bilder zum Anlass, aktuelle Politik und vor allem Kinder und Kindheiten von heute zu kritisieren. Die Bilder lösen bei ihnen Befürchtungen und Vorwürfe aus. Wenn es keine Kinder mehr gibt, die das alte Spielzeug zu schätzen wissen und die die alten Bücher lesen, – mehr noch: wenn es keine Kinder mehr gibt, die Spielzeug und Bücher an sich nutzen, – dann schmeckt aus ihrer Sicht die eigentlich „bittersüße“ Erinnerung nur noch herb.

### Abstract

This chapter discusses the relation between recent nostalgia and childhood images, and analyses a Czech Facebook group explicitly dedicated to “Memories of Socialism”. Both the posts and the numerous user comments reflect controversial opinions on the Czech Republic’s socialist past. Most users view childhood through the lens of socialism and vice versa, making “childhood” and “socialism” into congruent frames of the past, to the inclusion of the concept of a current crisis of childhood. The criticism of contemporary children and childhoods evolves from a nostalgic view of one’s own past into a fundamental condemnation of today’s postsocialist society.



*Marketa Spiritova*

## „Es war nicht alles schlecht“

Erinnerungen an den Sozialismus in der Tschechoslowakei  
zwischen postsozialistischer Perspektivlosigkeit und nostalgischer  
Kindheitserinnerung

Im Herbst 2019 jährte sich das Ende des Kalten Kriegs zum dreißigsten Mal. Mit zahlreichen Festveranstaltungen, Ausstellungen, Fernsehsendungen, Spielfilmen und Internetportalen sowie Publikationen und wissenschaftlichen Projekten wurde an die autoritären Regime und deren Untergang in der DDR sowie im östlichen Europa erinnert. In der offiziellen Rückschau wurden die „friedlichen“, „samtenen“ und „singenden“ Revolutionen in Ostmitteleuropa vorwiegend als positive Zäsuren gedeutet und der Postsozialismus als Erfolgsgeschichte präsentiert. Die Zeit vor 1989 wurde hingegen als repressiv und totalitär, als mangelhaft und grau dargestellt.<sup>1</sup> Dies war, zumindest in Tschechien, das im Folgenden als Fallbeispiel dient, bereits anlässlich des 20. und 25. Jahrestags der „samtenen Revolution“ der Fall. In den Jubiläumjahren wurde das Narrativ vom kommunistischen Unrechtsregime in einer Vielzahl von Projekten – etwa in Ausstellungen, Theaterprojekten und diversen Festivals – staatlicher, vor allem aber verschiedenster zivilgesellschaftlicher Akteurinnen und Akteure manifestiert. NGOs, bürgerschaftliche Initiativen und die von ihnen ins Leben gerufenen Projekte trugen Namen wie *Proti ztrátě paměti: Komunismus bolí dodnes* („Gegen Gedächtnisverlust: Der Kommunismus schmerzt bis heute“), *Dekomunizace* („Dekommunisierung“), *Stopy totality* („Spuren der Totalität“) oder *Festival svobody* („Festival der Freiheit“). Der Imperativ fast jeder öffentlichen Veranstaltung lautete: „Nie wieder Kommunismus!“.<sup>2</sup> Es war, so schien es auf den ersten Blick, das auf Täter-Opfer-Dichotomien und antikommunistischen Identitätskonstruktionen aufgebaute „Diktaturgedächtnis“, das den öf-

<sup>1</sup> „Postsozialismus“ wird im vorliegenden Beitrag in einem dezidiert kulturanthropologischen Sinne verstanden. Demnach „markiert [er] eine dauerhafte politische, ökonomische, kulturelle und soziale Situation, die man als völlige alltagskulturelle Verunsicherung und lebensweltliche Unübersichtlichkeit charakterisieren kann“. Péter Niedermüller: Politischer Wandel und Neoliberalismus in Osteuropa. In: Wolfgang Kaschuba (Hg.): Kulturen – Identitäten – Diskurse. Perspektiven Europäischer Ethnologie. Berlin 1995, S. 135–151, hier: S. 140.

<sup>2</sup> Marketa Spiritova: „Doing memory bottom up“. Die Erinnerung an das Epochenjahr 1989 als zivilgesellschaftliches Projekt. In: JDOV 56 (2015), S. 55–82.

fentlichen Raum dominierte.<sup>3</sup> Erinnerungen an einen glücklichen Alltag im Sozialismus jenseits von Repression und Widerstand – den es durchaus gegeben hat<sup>4</sup> – fristeten dagegen ein eher stilles Dasein beziehungsweise wurden allenfalls in Form von Anekdoten und kommerziellen Späßevents in Szene gesetzt.<sup>5</sup> In erster Linie wurden (und werden bis heute) Geschichten von Unterdrückung, Gewalt, Mangel und Unfreiheit erzählt.

Blickt man jedoch genauer hin, so stellt sich heraus, dass nicht alle dieses Geschichtsbild teilten (und teilen): „Was hat uns die ‚samtene Revolution‘ gebracht? Den Ausverkauf der Republik, Arbeitslosigkeit, Kriminalität“ stand auf den Transparenten von Anhängerinnen und Anhängern der „Kommunistischen Partei Böhmens und Mährens“ (*Komunistická strana Čech a Moravy*, KSČM) – ähnlich wie auf denen von rechtsnationalen Parteien und Initiativen, die anlässlich des 25. Jahrestags der „samtene Revolution“ auf die positiven, nunmehr verloren gegangenen Aspekte des Vorwenderregimes wie soziale Gleichheit, Recht auf Arbeit und Sicherheit verwiesen.<sup>6</sup> Die Aussagen dieser häufig am linken oder rechten Rand des politischen Spektrums stehenden Akteurinnen und Akteure schlugen sich auch in den Wahlergebnissen der vergangenen 15 Jahre nieder: Bis zum Aufstieg rechtspopulistischer Parteien im Zuge der Migrationen aus vorwiegend muslimisch geprägten Ländern nach Europa im Jahr 2015 erzielte die KSČM bei Parlaments- und Kommunalwahlen in manchen Regionen Tschechiens bis zu 20 Prozent der Stimmen. Aus Umfragen geht hervor, dass Menschen in ländlichen, strukturschwachen Regionen, die die KSČM – oder seit 2015 die rechtspopulistische Partei „Freiheit und direkte Demokratie“ (*Svoboda a přímá demokracie*, SPD), die in den Parlamentswahlen 2017 über 10 Prozent der Stimmen erhielt, – wählen, das Leben vor der „Wende“ für besser erachten als das heutige. Vor allem die über 45-Jährigen blicken demnach nostalgisch auf die Zeit vor 1989 zurück.<sup>7</sup> Besonders Aussagen

<sup>3</sup> Vgl. Martin Sabrow: Die DDR erinnern. In: ders. (Hg.): Erinnerungsorte der DDR. München 2009, S. 11–27.

<sup>4</sup> Vgl. Petra Schindler-Wisten: O chalupách a lidech. Chalupářství v českých zemích v období tzv. normalizace a transformace. Prag 2017; Miroslav Vaněk/Pavel Mücke (Hg.): Velvet Revolutions. An Oral History of Czech Society. Oxford 2016.

<sup>5</sup> Im Jahr 2009 gab es zum Beispiel mehrere Veranstaltungen, die auch liebevoll-ironisch an die sozialistische Alltagskultur erinnerten, wie das Event „Kommt, reht euch in die Warteschlange ein“ in Prag, bei dem Bier und Bratwürste zu „sozialistischen Preisen“ verkauft wurden. In manchen Städten nahmen die Performances zuweilen Züge eines *dark tourism* an: So fuhren als Mitarbeiter der Staatssicherheit und als Volksmilizionäre verkleidete Menschen in alten Dienstwagen durch die Pilsner Innenstadt und „verhafteten“ „Demonstrantinnen und Demonstranten“. Vgl. Díky bohu, je to pryč. In: Mladá Fronta Dnes, 18. 11. 2009, S. A2. Anderswo, wie in Ostrau, lebten ganze „totalitäre Städtchen“ wieder auf. Vgl. Do ulic se vrátila totalita. Ale jen na chvíli. In: Pražský deník, 18. 11. 2009, S. 11. Im Jahr 2014 hingegen gab es zumindest in Prag keine öffentlichkeitswirksamen Veranstaltungen dieser Art. Vgl. Marketa Spiritova: Performing memories. Ethnografische Perspektiven auf erinnerungskulturelle Inszenierungspraktiken in Prag (2008–2014). Bielefeld 2021.

<sup>6</sup> Spiritova: Memories (wie Anm. 5).

<sup>7</sup> Vgl. Život dnes a před rokem 1989?. Propad sociálních jistot, více kriminality, zoufají si Češi. In: EuroZprávy.cz/ČTK, 16. 11. 2016, <http://domaci.eurozpravy.cz/zivot/174326-zivot-dnes-a-pred-rokem-1989-propad-socialnich-jistot-vice-kriminality-zoufaji-si-cesi/> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

und Erzählungen von denjenigen, die sich zu den Verliererinnen und Verlierern der Transformation zählen,<sup>8</sup> präsentieren einen nostalgischen Blick zurück auf die sozialistische Vergangenheit. Tradierte Deutungsmuster aus der Vorwendezeit entfalten hier ihre Wirkmächtigkeit.<sup>9</sup> Vor allem in anonymen Umfragen und in Kommentaren im Internet ist ein Rückgriff auf Narrative aus der kommunistischen Zeit zu beobachten: Das (vermeintlich) anonyme Internet fungiert dabei „als Nische für private Erinnerungen jenseits von Repression und Opposition“, wie Irmgard Zürndorf, Lena Eggers und Anina Falasca herausgestellt haben.<sup>10</sup> Lebensgeschichtliche Skizzen stellen darin, besonders vor dem Hintergrund eines kritischen Blicks auf die Gegenwart, oftmals Gegennarrative zu hegemonialen Erinnerungsdiskursen dar. In Internetdiskussionen schlägt sich dies beispielweise so nieder: „[I]ch vermisse alles“, kommentiert eine Nutzerin unter dem Pseudonym *avena1* den Beitrag „Erinnerungen an den Sozialismus“ im tschechischen Boulevardblatt „Aha!“, und führt aus: Sie vermisse „qualitative Lebensmittel, Kleidung, jegliche Ware, die Republik war autark, nicht verschuldet, es gab Arbeit für alle, junge Menschen erhielten Wohnungen, die öffentlichen Verkehrsmittel haben funktioniert, das Schulsystem, Gesundheitssystem ... man hatte ein viel größeres Gefühl von Sicherheit, es war einfach ruhiger, angenehmer ... im Vergleich zu heute.“<sup>11</sup>

Das „Arrangement-“ und das „Diktaturgedächtnis“, um die von Martin Sabrow in Bezug auf die Erinnerung an die DDR geprägten Konzepte konfligierender Gedächtnisformen aufzugreifen,<sup>12</sup> stehen sich im heutigen Tschechien zuweilen unversöhnlich gegenüber. Während das „Diktaturgedächtnis“ „auf den Täter-Opfer-Gegensatz fokussiert“ ist,<sup>13</sup> „weiß“ das „Arrangementgedächtnis“ „vom richtigen

<sup>8</sup> „Transformation“ wird im vorliegenden Beitrag aus einer kulturanthropologischen beziehungsweise ethnologischen Perspektive betrachtet und meint einen prozessualen, langwierigen Übergang von einem System in ein anderes. Bei der Analyse werden hierbei weniger die Eliten und Institutionen in den Blick genommen als vielmehr die „kleinen“, „einfachen“ Leute. Eine kulturanthropologische Transformationsforschung zielt also primär auf die lebensweltlichen, biografischen Erfahrungen von Menschen ab, die im Zuge der Systemtransformation von den politischen und ökonomischen Umbrüchen in ihrem Alltagsleben betroffen waren (und es zu weiten Teilen heute noch sind). Vgl. Christopher Hann (Hg.): *Postsozialismus. Transformationsprozesse in Europa und Asien aus ethnologischer Perspektive*. Frankfurt a. M./New York 2002; Dieter Segert: *Transformationen in Osteuropa im 20. Jahrhundert*. Bonn 2014.

<sup>9</sup> Für die Spätphase der Sowjetunion kommt der Anthropologe Alexei Yurchak zu dem Ergebnis, dass sich viele Menschen mit den sozialistischen Postulaten der Gleichheit, Solidarität et cetera durchaus identifiziert hatten, auch wenn sie sich gleichzeitig vom Regime distanzieren. Diese Befunde treffen wohl auch auf die sozialistische Tschechoslowakei zu. Vgl. Alexei Yurchak: *Everything Was Forever, Until It Was No More. The Last Soviet Generation*. Princeton 2006.

<sup>10</sup> Irmgard Zürndorf/Lena Eggers/Anina Falasca: Die Präsenz der DDR im Internet. Zwischen Ostalgie und kritischer Aufarbeitung. In: Hans-Joachim Veen (Hg.): *Das Bild der DDR in Literatur, Film und Internet. 25 Jahre Erinnerung und Deutung*. Köln/Weimar/Wien 2015, S. 117–152, hier: S. 151.

<sup>11</sup> Kommentar von *avena1*: *Vzpomínky na socialismus: Tohle jsme (ne)kupovali, pamatujete?*, <http://www.ahaonline.cz/diskuse/214491>, 9. 3. 2013 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021) (diese und die folgenden Übersetzungen im vorliegenden Aufsatz wurden durch die Verfasserin vorgenommen).

<sup>12</sup> Sabrow: *DDR* (wie Anm. 3).

<sup>13</sup> Ebd., S. 16.

Leben im falschen“ und „erzählt von alltäglicher Selbstbehauptung unter widrigen Umständen“. <sup>14</sup> Beide Gedächtnisse teilen zwar „viele Orte“ miteinander, doch verknüpft jedes andere Erinnerungen mit ihnen: Das „Arrangementgedächtnis“ „fühlt sich vom Blauhemd der FDJ nicht allein an die Zurichtung durch die Parteimacht erinnert, sondern auch an die glückliche Zeit der eigenen Jugend“. <sup>15</sup> Es ist objektiviert in Gegenständen der sozialistischen Alltagskultur, die vor allem die Erinnerung an eine sorglose und als unpolitisch empfundene Kindheit und Jugend versinnbildlichen. Somit erinnert es vor dem Hintergrund heutiger sozialer Ungleichheit an den sicheren, von Solidarität geprägten Alltag. Demgegenüber steht das „Diktaturgedächtnis“. Es ist von zivilgesellschaftlichen und intellektuellen Diskursen überformt und rückt besonders anlässlich von Jahrestagen und Jubiläen das individuelle und kollektive Leiden unter dem als totalitär gedeuteten Regime ins Zentrum des Erinnerns.

Gleichwohl verweisen Aussagen wie die von *avena1* darauf, dass die Einstellungen der Menschen nicht immer mit dem offiziellen Gedächtnisregime übereinstimmen, und dass der „November“ wie die „samtene Revolution“ in Tschechien genannt wird, kein nationaler Erinnerungsort ist, der allen Bürgerinnen und Bürgern gleichermaßen Identität stiftet. Anlässlich des 20-jährigen Jubiläums schrieb die Historikerin Muriel Blaive gar: „The suggestion that the 1989 Velvet Revolution might be anything else but a firm realm of memory in the Czech Republic might seem provocative, if not crazy.“ <sup>16</sup> Doch so verrückt ist diese Behauptung nicht: Die „samtene Revolution“ eignet sich weder zur identitätspolitischen Mythenbildung und zur Legitimierung der bestehenden Herrschaftsverhältnisse noch zur Konstruktion eines gesamtnationalen und alle Milieus einenden Wirgefühls. So überschrieb etwa die Tageszeitung „Lidové noviny“ („Volkszeitung“) ihren Essay in der Jubiläumsausgabe 2014 mit den Worten: „Das tote Jubiläum. Aus dem 17. November wurde ein Feiertag wie jeder andere auch. Die Politiker seufzen Phrasen und die Bürger haben einen Tag frei.“ <sup>17</sup>

Ein Grund dafür, dass die „samtene Revolution“ nicht als identitätsstiftender Erinnerungsort dient, sind reale wie gefühlte politische und gesellschaftliche Krisen und Ängste: eine hohe Arbeitslosigkeit in manchen ländlichen Regionen, Korruptionsskandale hoher Politiker, politische Instabilität und anhaltende Regierungskrisen, soziale Ungerechtigkeit und Sicherheitsverlust sowie Wandel und Verlust von Sozialbeziehungen – zusammengefasst: Missstände, die, wie vielerorts in Europa, zu einer zunehmenden Spaltung der Gesellschaft führen. „Nein, ich bin nicht glücklich. Unsere Revolution hat in nichts anderem bestanden, außer dass die Posten gewechselt wurden und das Vertrauen der Leute missbraucht wurde“, so

<sup>14</sup> Ebd., S. 17.

<sup>15</sup> Ebd.

<sup>16</sup> Muriel Blaive: The 1989 Revolution as a Non-Lieu de Mémoire in the Czech Republic. In: Adéla Gjuríčová (Hg.): Sborník z konference „1989–2009: Společnost. Dějiny. Politika“. Prag 2009, [www.boell.cz/navigation/19-856.html](http://www.boell.cz/navigation/19-856.html), 18. 1. 2010 (letzter Zugriff am 20. 03. 2012).

<sup>17</sup> Petr Zidek: Mrtvé výročí. Ze 17. listopadu se stal státní svátek jako každý jiný. Politici chrlí fráze a občané mají den volna. In: Lidové noviny, 15.–17. 11. 2014, S. 21–22, hier: S. 21.

ein Zeitzeuge in einem Interview mit Muriel Blaive.<sup>18</sup> Und die Historiker Miroslav Vaněk und Pavel Mücke stellten am Ende ihres 2016 abgeschlossenen Oral-History-Projekts ernüchtert fest: „Today, more often than we have might expected, people say: ‚I didn’t jingle my keys to see things the way we have them now‘, then wonder whether the current regime is better than the one pre-November 1989. Perhaps it is characteristic of Czech people to jingle their keys only to be disappointed with the next development in society.“<sup>19</sup> Die Erwartungen und Hoffnungen, die mit der „Wende“ verknüpft waren, seien nicht erfüllt worden. Im Gegenteil: Statt des imaginierten „guten Lebens im Westen“, hätten viele Menschen schmerzhafte biografische Einschnitte erleben müssen, die mit dem Verlust aller Kapitalien – vor allem des ökonomischen, aber auch des sozialen, kulturellen und symbolischen Kapitals – einhergingen. So ist in einem Internetkommentar zu einer Umfrage des „Instituts für öffentliche Meinung“ aus dem Jahr 2013 zu lesen: „Unter den Kommunisten ging es mir fantastisch, auch ohne Abitur ... Heute sind solche Leute nichts wert.“<sup>20</sup> Aussagen wie diese irritieren angesichts einer im heutigen Tschechien vorherrschenden antikommunistischen Erinnerungspolitik, die das kommunistische Regime als totalitär, widerrechtlich und kriminell definiert, wie es im „Gesetz über die Rechtswidrigkeit des kommunistischen Regimes und über den Widerstand dagegen“ („Zákon o protiprávnosti komunistického režimu a o odporu proti němu“) aus dem Jahr 1993 heißt.<sup>21</sup> Die im Volksmund als „Kommunistengesetz“ bezeichnete Norm suggeriert, der Kommunismus sei eine „nationale Katastrophe“<sup>22</sup> gewesen – ein Fremdimplantat, das im Gegensatz zu den kulturellen Traditionen des Landes gestanden habe.<sup>23</sup> Die Kommunistische Partei der Tschechoslowakei sei für „die programmatische Vernichtung der traditionellen Werte europäischer Zivilisation, für die bewusste Verletzung der Menschenrechte und -freiheiten, für den moralischen und wirtschaftlichen Verfall“ verantwortlich.<sup>24</sup>

<sup>18</sup> Muriel Blaive: *Nostalgie et mémoire collective du communisme en République tchèque. Les enseignements d’une enquête*. In: Sandrine Kott/Martine Mespoulet (Hg.): *Le postcommunisme dans l’histoire*. Brüssel 2006, S. 177–190, hier: S. 181.

<sup>19</sup> Vaněk/Mücke (Hg.): *Revolutions* (wie Anm. 4), S. 199.

<sup>20</sup> Kommentar von Marcela Marcela: *Veřejné mínění. Za komunismu bylo lépe, myslí si více než polovina Čechů*, [https://www.tyden.cz/rubriky/domaci/politika/za-komunismu-bylo-lepe-mysli-si-vice-nez-polovina-cechu\\_259882\\_diskuze.html](https://www.tyden.cz/rubriky/domaci/politika/za-komunismu-bylo-lepe-mysli-si-vice-nez-polovina-cechu_259882_diskuze.html), 15. 2. 2013 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>21</sup> *Sborník zákonů 198/1993, § 2/2*. <https://www.zakonyprolidi.cz/cs/1993-198#p1> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>22</sup> Jan Pauer: *Zur Herausbildung kollektiver Identitäten in der Tschechischen und Slowakischen Republik nach 1989*. In: Hans-Hermann Höhmann (Hg.): *Kultur als Bestimmungsfaktor der Transformation im Osten Europas. Konzeptionelle Entwicklungen – empirische Befunde*. Bremen 2001, S. 254–273, hier: S. 259.

<sup>23</sup> Michal Kopeček: *In the Search of „National Memory“*. *The Politics of History, Nostalgia and the Historiography of Communism in the Czech Republic and East Central Europe*. In: ders. (Hg.): *Past in the Making. Historical Revisionism in Central Europe after 1989*. Budapest/New York 2008, S. 75–95, hier: S. 77–80.

<sup>24</sup> *Sborník zákonů 198/1993*, zitiert nach Brenner Christiane: *Vergangenheitspolitik und Vergangenheitsdiskurs in Tschechien 1989–1998*. In: Helmut König/Michael Kohlstruck/Andreas Wöll (Hg.): *Vergangenheitsbewältigung am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts*. Opladen 1998, S. 195–232, hier: S. 221.

In Aussagen wie diesen wird nur selten zwischen den einzelnen Phasen der kommunistischen Alleinherrschaft differenziert: den stalinistischen – von Schauprozessen begleiteten – 1950er-Jahren, dem „Tauwetter“ der 1960er-Jahre und der Zeit der „Normalisierung“, die auf die Niederschlagung des Prager Frühlings 1968 folgte – einer Zeit, die von „weichen“, „subtilen“ Repressionsmaßnahmen, aber auch von einem auf Konsum ausgerichteten Sozialismus geprägt war, und in der das Regime von der breiten Bevölkerung weitgehend akzeptiert wurde.<sup>25</sup> Dieser undifferenzierte erinnerungspolitische Diskurs schlägt sich auch in den zentralen Medien sowie in den Deutungsmustern weiter Teile der Gesellschaft nieder: „Anyone who attempts to reexamine, or even openly defend, Communist interpretations is labeled by the mainstream Czech media [...] as a sympathizer of the ‚old order‘, as a ‚Communist‘, and by extension as an enemy of democracy.“<sup>26</sup>

Gleichzeitig zeigen anonyme Umfragen, Einträge in Internetforen und zuweilen auch Aussagen in narrativen Interviews, dass die Einstellungen der Menschen oftmals dem hegemonialen Erinnerungsdiskurs zuwiderlaufen. Gerade Diskussionen im Internet lassen gegensätzliche und konkurrierende Erinnerungsnarrative zutage treten. Während jedoch die Kritikerinnen und Kritiker des kommunistischen Regimes, dessen Opfer, aber auch dessen Täter insbesondere anlässlich von Jahrestagen in der medialen Öffentlichkeit Gehör finden, bleiben diejenigen ungehört (und ungefragt), die in die Kategorie der „einfachen Leute“ fallen, unter ihnen viele Menschen, die in der Zeit der „Normalisierung“ zur „consumption oriented and politically uninterested“ „silent majority“ gehörten.<sup>27</sup> Dieser Bevölkerungsgruppe, so lässt sich anhand von Kommentaren im Internet zu Fernsehsendungen und Presseberichten schließen, gehören Menschen an, die heute einen eher verklärten Blick auf die sozialistische Vergangenheit und eine negative Einstellung zur politischen Gegenwart haben.

Wie lassen sich nun diese positiven Erinnerungen an den sozialistischen Alltag vor dem Hintergrund antikommunistischer Diskurse der Eliten und in den Medien erklären? Was sind die Inhalte dieser „guten“ Erinnerungsnarrative? Welche Argumentationsstrategien und Deutungsmuster lassen die Erinnerungstexte erkennen? Anhand zweierlei Arten von Quellen soll diesen Fragen im Folgenden nachgegangen werden: zum einen anhand von Leitfaden gestützten narrativen Interviews, die im Rahmen verschiedener Projekte seit den 2000er-Jahren durchgeführt worden sind, zum anderen anhand von Internetbeiträgen und -diskussionen der vergangenen Jahre. Eine erste Analyse der positiven Aussagen von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen in Bezug auf die Zeit des Sozialismus lässt auf drei dominante

<sup>25</sup> Milan Otáhal: *Normalizace 1969–1989. Příspěvek ke stavu bádání*. Prag 2002; Kopeček: *Search* (wie Anm. 23); Marketa Spiritova: *Hexenjagd in der Tschechoslowakei. Intellektuelle zwischen Prager Frühling und dem Ende des Kommunismus*. Köln/Weimar/Wien 2010.

<sup>26</sup> Vaněk/Mücke (Hg.): *Revolutions* (wie Anm. 4), S. 201.

<sup>27</sup> Jiřina Šiklová: *The „Gray Zone“ and the Future of Dissent in Czechoslovakia*. In: *Social Research* 57 (1990) 2, S. 347–363, hier: S. 350. Vaněk und Mücke sprechen von 98 Prozent der Bevölkerung, die zu den *ordinary people* gehörten, und damit weder zur Nomenklatura noch zum Dissens. Vaněk/Mücke (Hg.): *Revolutions* (wie Anm. 4), S. 219.

Erinnerungsnarrative schließen: *erstens* die positive Bewertung der Vergangenheit (und hier insbesondere: der Zeit der „Normalisierung“) aufgrund negativer Erfahrungen im Postsozialismus, *zweitens* Erinnerungen an eine „schöne“ und als unpolitisch gedeutete Kindheit und Jugend, die mit einer Ästhetisierung des sozialistischen Alltags einhergehen, und *drittens* Deutungen des sozialistischen („Normalisierungs-“)Alltags in Kategorien des „ethnisch-national Eigenen“.

## Postsozialistische Unübersichtlichkeit und lebensweltliche Verunsicherung

„Sie hätten uns erst schulen sollen, bevor sie diese tolle Welt hineinließen, in der der Arbeiter nur eine Null ist“, so kommentiert marcela marcela die Ergebnisse einer Umfrage aus dem Jahr 2013, wonach über die Hälfte der Tschechen das Leben vor der „Wende“ besser findet.<sup>28</sup> Heute als Arbeiterin ohne Abitur „nichts mehr wert zu sein“ – das ist eines der dominierenden Narrative von Befragten, die das Jahr 1989 als eine Zäsur wahrnehmen, die ihr Leben zum Schlechteren hin gewandelt habe. Ganz ähnliche Befunde fördern auch Fallstudien in anderen Ländern des ehemaligen Ostblocks zutage.<sup>29</sup> So fasst eine Gesprächspartnerin aus Ungarn in einem Interview mit der Ethnologin Monika Götzö „ihre gesamte Entwicklung nach dem Systemwechsel als sozialen Abstieg zusammen“.<sup>30</sup> Wie in Tschechien, so spielen auch andernorts im östlichen Europa die Verlusterfahrungen in der Arbeitswelt eine zentrale Rolle. „Arbeit“ bildet in der Rückschau den Kern der personalen Identität und das Fundament sozialer Ordnung – nicht nur im Sozialismus: „Die Erfahrung, dass man einen Beruf erlernte, den man ein Leben lang ausüben und damit die Grundlage für seine materielle Existenz sichern konnte, hatte in den sozialistischen Gesellschaften eine grundlegende politische wie auch alltagsweltliche Bedeutung. Dementsprechend wurde diese mit Sicherheit verbundene Stabilität wichtiger Bestandteil persönlicher und sozialer Identitätskonstruktionen.“<sup>31</sup>

Was Richard Sennet für die Arbeitswelt in der „Zweiten Moderne“, besonders für die New Economy der 1990er-Jahre, konstatiert hat, nämlich einen Wandel hin zu postfordistischen, also individualisierten, subjektivierten und flexibilisierten Arbeitsformen,<sup>32</sup> setzte im postsozialistischen Europa abrupt und aggressiv – und somit keineswegs „samtw weich“ – ein. Sennet geht davon aus, dass der Mensch eine

<sup>28</sup> Kommentar von marcela marcela: Veřejné mínění (wie Anm. 20).

<sup>29</sup> Vgl. zum Beispiel Klaus Roth (Hg.): Arbeit im Sozialismus – Arbeit im Postsozialismus. Erkundungen zum Arbeitsleben im östlichen Europa. Münster/Hamburg 2004. Für die „neuen Bundesländer“ vgl. Werner Schmidt/Klaus Schönberger: „Jeder hat jetzt mit sich selbst zu tun“. Arbeit, Freizeit und politische Orientierungen in Ostdeutschland. Konstanz 1999.

<sup>30</sup> Monika Götzö: Abgedrängt. Ländliche Milieus in einer ungarischen Kleinstadt nach dem Systemwechsel. Münster/Basel 2013, S. 117.

<sup>31</sup> Péter Niedermüller: Arbeit, Identität, Klasse. Der Sozialismus als Lebensentwurf. In: Roth (Hg.): Arbeit (wie Anm. 29), S. 23–36, hier: S. 33.

<sup>32</sup> Vgl. Richard Sennett: Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin 1998.

„lineare Erzählung“ brauche, eine klare Lebensgeschichte ohne Diskontinuitäten und (Identitäts-)Brüche.<sup>33</sup> Durch die Beschleunigung und Individualisierung der Arbeitsorganisation, die wachsenden Leistungsanforderungen, durch neue Kommunikationstechnologien, Arbeitszeiten und Arbeitsorte, durch informelle Hierarchien und mehr Selbstverantwortung ist dies im (neuen) Kapitalismus nicht mehr gegeben. Zudem war im Sozialismus nicht nur der Arbeitsplatz sicher, sondern auch die Organisation (und damit gleichsam die Kontrolle) des Arbeits- und Alltagslebens wurde vom paternalistischen Staat geleistet: Betriebsheime, Feiern, Ausflüge zu kulturellen Veranstaltungen, Betriebskindergärten und -krippen sowie eine ganze Reihe von symbolischen Kapitalien, wie der Titel „Held der sozialistischen Arbeit“, sollten das Fehlen monetärer Leistungsanreize kompensieren. Der Zerfall „sozialistischer Normalbiographien“,<sup>34</sup> also der Wegfall all der genannten Sicherheiten, Vergünstigungen und vor allem auch Wertschätzungsmaßnahmen trug als ein wichtiger Faktor zur „postsozialistischen Unübersichtlichkeit“<sup>35</sup> bei. Die politische „Wende“ ließ sichere Strukturen zerbrechen und es vielerorts wurde versäumt, neue Strukturen zu schaffen sowie den Menschen ein neues Orientierungssystem anzubieten. „Der Bruch mit den Routinen des sozialistischen Paternalismus“, so die Ethnologin Birgit Huber, sei „für viele Beschäftigte nur schwer zu bewältigen“ gewesen.<sup>36</sup> Individuell wie kollektiv wurde nach dem Zusammenbruch des Kommunismus ein Vakuum an Verbindlichkeiten wahrgenommen. Der soziale Raum musste neu organisiert werden, es entstanden neue Machthierarchien – und manchmal blieben zum Unmut vieler auch alte bestehen. Diese Zeit der Verunsicherung und Desorientierung, die nach der ersten Euphorie in den 1990er-Jahren eintrat, dauerte lange an. Entsprechende Erfahrungen haben gelegentlich bis heute Auswirkungen – auch über die Erlebnissgeneration hinaus. Aussagen von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen verweisen in diesem Zusammenhang zudem darauf, dass vor allem jene Personen, die bereits vor der „Wende“ über wenig ökonomisches und kulturelles Kapital verfügten, sich nach dem Umbruch in prekären Lebensverhältnissen befanden (und sich teilweise bis heute befinden). Vielfach waren sie in der Erwerbsarbeit in eher niedrigen Positionen beschäftigt gewesen. Ihre Betriebe erfuhren in der Transformationsphase die größten Umstrukturierungen oder wurden gar ganz geschlossen. Das geringe ökonomische und – nach der „Wende“ – auch soziale Kapital (etwa in Form von Arbeitsbeziehungen) hat, so wird in Interviews deutlich, auch Auswirkungen auf die jüngeren Generationen – selbst dann, wenn die Kinder über höhere Bildungsabschlüsse verfügen.<sup>37</sup>

Ein weiterer Aspekt des Arbeitslebens, dem im Rückblick große Bedeutung beigegeben wird, ist die Stellung des Arbeitskollektivs gegenüber dem Individu-

<sup>33</sup> Ebd., S. 17.

<sup>34</sup> Niedermüller: Arbeit (wie Anm. 31), S. 30.

<sup>35</sup> Ders.: Wandel (wie Anm. 1), S. 140.

<sup>36</sup> Birgit Huber: Entgrenzung von Arbeit und Leben im Postfordismus und (Post-)Sozialismus. In: Klaus Roth (Hg.): Arbeitswelt – Lebenswelt. Facetten einer spannungsreichen Beziehung im östlichen Europa. Wien 2006, S. 121–140, hier: S. 134.

<sup>37</sup> Vgl. Götzö: Abgedrängt (wie Anm. 30), S. 126f.

um. Über das Werkkollektiv wurden Zugehörigkeiten konstruiert, formelle und informelle Netzwerke geknüpft und soziale Anerkennung erlangt.<sup>38</sup> Der mit der „Wende“ einhergehende Verlust dieser Bindungen ist ein Grund dafür, warum die Zeit vor 1989 im Gegensatz zur Gegenwart oftmals in einem positiven Licht erscheint. So erinnern sich die Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner von Muriel Blaive daran, dass „die Leute [...] mehr Zeit füreinander [hatten], für ihre Familie, für ihre Freunde, für die Hobbys. Heute eilt jeder in seine Arbeit.“ Es habe „diesen Neid zwischen den Menschen [nicht gegeben], die Beziehungen innerhalb des Kollektivs“ seien „besser“ gewesen. Zugleich betonen die von Blaive Interviewten, man würde „keine Nostalgie empfinden“, aber denke, dass die „Beziehungen zwischen den Menschen besser waren im alten Regime“: „Wir waren alle gleich.“<sup>39</sup> Der nostalgische Blick zurück verweist hier auf ein Gefühl des Verlusts und der Heimatlosigkeit. Es geht um ein „yearning for a lost home“<sup>40</sup> oder gar um ein „longing for a home that [...] has never existed“.<sup>41</sup> Dabei wird Nostalgie nicht im pejorativen Sinne als eine den „Osten kolonisierende“ Praxis begriffen,<sup>42</sup> sondern als eine kulturelle, kontextabhängige Praxis, „through which [modern societies] come to terms with changed life frameworks and in this way define their identities“.<sup>43</sup>

Eine negative Perspektive auf die gegenwärtigen politischen, ökonomischen und gesellschaftlichen Verhältnisse ruft positive, bisweilen nostalgische, Erinnerungen an eine tatsächlich oder vermeintlich glückliche Vergangenheit hervor. Ziel ist manchmal, das alte System wiederherzustellen, zumeist aber, das Neue vor dem Hintergrund des Alten zu kritisieren und einen eigenen Platz in der transformierten Gesellschaftsordnung zu finden. Der Sozialismus war nicht, wie Dieter Segert festhält, „wegen seiner Sozialpolitik [abgelehnt worden], sondern wegen des Mangels an politischer Freiheit und wirtschaftlicher Effizienz. Politische Freiheit wurde erreicht, die Verbesserung der wirtschaftlichen Wettbewerbssituation des eigenen Landes nur zum Teil, aber immer auf Grundlage einer Vertiefung der sozialen Ungleichheit und bei Entstehen tiefer sozialer Ungerechtigkeiten. Zu viele Menschen betrachteten sich – und sie tun das noch – als Verlierer des Prozesses.“<sup>44</sup>

Mit Erinnerungen an einen sozialistischen Alltag, der von Arbeit und Sicherheit, Solidarität und verlässlichen Sozialbeziehungen geprägt war, hat Nostalgie eine kompensatorische Funktion in einer als unübersichtlich und unsicher wahr-

<sup>38</sup> Vgl. Roth (Hg.): Arbeit (wie Anm. 29); Schmidt/Schönberger: Arbeit (wie Anm. 29).

<sup>39</sup> Blaive: Nostalgie (Anm. 18), S. 180; Schmidt/Schönberger: Arbeit (wie Anm. 29).

<sup>40</sup> Maria Todorova: From Utopia to Propaganda and Back. In: dies./Zsuzsa Gille (Hg.): Post-Communist Nostalgia. New York/Oxford 2010, S. 1–13, hier: S. 2; Svetlana Boym: Future of Nostalgia. New York 2001.

<sup>41</sup> Dies.: Nostalgia. In: Atlas of Transformation, <http://monumenttotransformation.org/atlas-of-transformation/html/n/nostalgia/nostalgia-svetlana-boym.html> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>42</sup> Maria Todorova: Nostalgia – the Reverse Side of Balkanism?. In: Włodzimierz Borodziej/Joaquim von Puttkamer (Hg.): Europa und sein Osten. Geschichtskulturelle Herausforderungen. München 2010, S. 61–74.

<sup>43</sup> Vaněk/Mücke (Hg.): Revolutions (wie Anm. 4), S. 221; Todorova: Utopia (wie Anm. 40).

<sup>44</sup> Segert: Transformationen (wie Anm. 8), S. 177.

genommenen Welt. Vaněk und Mücke führen das auch auf intergenerationale Gemengelage zurück: Während diejenigen, die 1989 zwanzig Jahre alt und jünger waren, die antikommunistischen Haltungen und Deutungen der Erinnerungspolitik nach 1989 verinnerlicht haben, würden sich die älteren Generationen an das „Gute“ der Vorwendezeit erinnern. Dies bestätigen auch Umfragen wie jene von 2016, in der Befragte, die 1989 vierzig Jahre und älter waren, eine „eher nostalgische Haltung zu den Vor-November-Bedingungen fühlten“.<sup>45</sup> Gleichwohl sind auch Gespräche mit und Internetkommentare von jüngeren Menschen, die während des Sozialismus heranwuchsen, von einem nostalgischen Blick zurück geprägt. Dieser folgt allerdings anderen Deutungsmustern und könnte mit Svetlana Boym eher als eine „reflexiv-nostalgische“ und weniger als eine „restorative-nostalgische“ Erinnerungspraxis beschrieben werden.<sup>46</sup>

### Objekte des sozialistischen Alltags als Objekte der „Beheimatung“

„Nobody is nostalgic for the Stalinist era but many old people are nostalgic for their youth“, zitiert Maria Todorova den tschechischen Schriftsteller Ivan Klíma.<sup>47</sup> Dass kaum jemand der stalinistischen Ära nachtrauert, trifft zweifelsfrei zu. Im Hinblick auf die Zeit der „Normalisierung“ – einer Zeit, die auch und vor allem durch einen Konsumsozialismus und durch den Rückzug in private Gestaltungsräume gekennzeichnet war – fördern die Quellen jedoch (auch) andere Befunde zutage. Abgesehen von der umfassenden lebensweltlichen Verunsicherung nach der „Wende“, die die Zeit des Sozialismus heute in einem besseren Licht erscheinen lässt als sie vielleicht war, tragen insbesondere Alltagsobjekte aus Kindheit und Jugend im Sozialismus zu positiven Erinnerungen an diesen bei. In solchen als unpolitisch gedeuteten, sinnlich-emotional wahrnehmbaren Dingen des Alltags objektivieren sich die Erfahrungen, Vorstellungen und Deutungen einer als „schön“ erinnerten Zeit. So verwundert es nicht, dass die verschiedenen Internetplattformen, die den sozialistischen Alltag präsentieren, vor allem von der Generation der heute circa 35- bis 45-Jährigen gestaltet werden. Im Zentrum stehen Alltagsdinge, die für die sich Erinnernden von besonderer „Anmutungsqualität“ sind, da sie Erinnerungen und Emotionen hervorrufen sowie ein Gefühl von Heimat und Geborgenheit erzeugen (zum Beispiel: Süßigkeiten und Spielzeuge).<sup>48</sup> Mit diesem nostalgischen Blick in eine vermeintlich unpolitische Kindheit geht eine Distan-

<sup>45</sup> Život (wie Anm. 7).

<sup>46</sup> Boym: Future (wie Anm. 40).

<sup>47</sup> Todorova: Utopia (wie Anm. 40), S. 7.

<sup>48</sup> Zur „Anmutungsqualität“ von Objekten vgl. Annemarie Hürlimann: Zum Umgang mit Dingwelten in der aktuellen Ausstellungspraxis. Ein Plädoyer für die Schaulust, den geduldigen Blick und die Phantasie. In: Olaf Hartung (Hg.): Museum und Geschichtskultur. Ästhetik – Politik – Wissenschaft. Bielefeld 2006, S. 60–71. Im Zusammenhang mit Alltagsobjekten in der DDR spricht Rainer Gries analog von Objekten beziehungsweise Produkten der „Beheimatung“, die über „Anmutungsleistungen“ verfügen. Rainer Gries: Der Geschmack der Heimat. Bausteine zu einer Mentalitätsgeschichte der Ostprodukte nach der Wende. In: DA (1994) 10, S. 1041–1058.

zierung von der kommunistischen Ära einher. Allerdings stellt sich die Frage, ob es sich hierbei um eine kritische Reflexion oder um eine Rechtfertigung für die schönen Erinnerungen an die „bösen Zeiten“ handelt. So schreibt die Bloggerin Radka Pružinová etwa: „Besser war es bestimmt nicht. Es war schrecklich.“ Aber dennoch müsse sie „beim Anblick dieser Ikonen des Sozialismus [wie Papiermarken für die Schulkantine, Brausepulver et cetera; Anm. der Verfasserin] lächeln.“<sup>49</sup> Und in einem anderen Beitrag mit der Überschrift „25 Erinnerungen an die Kindheit, bei denen ihr vor Nostalgie dahinschmelzen werdet“, in dem es um Friseurutensilien für Kinder, Badespielzeug, bekannte Kinderbücher und parfümierte Buntstifte geht, bringt sie unmissverständlich zum Ausdruck: „Auf diese sozialistischen Artefakte unserer perfekten Kindheit lasse ich nichts kommen!“<sup>50</sup> Das Positive an diesen Objekten und die mit ihnen verknüpfte „schöne Kindheit“ sind für die Autorin – wie wohl für viele andere Zeitzeuginnen und Zeitzeugen auch – nicht verhandelbar.

Die in Pružinová's Blog ästhetisch in Szene gesetzten Objekte lassen sich mit Krzysztof Pomian als „Semiophoren“ – als Träger von Zeichen, die die Vergangenheit in der Gegenwart vergegenwärtigen – beschreiben.<sup>51</sup> Sie fungieren als „Kommunikationswerkzeuge zwischen dem Sichtbaren und Unsichtbaren“, sie sind „Mittler zwischen der anschaulichen Materialität und der Immaterialität des Erinnerbaren“, sie triggern Erinnerungen und konstituieren (imaginierte) Gemeinschaften.<sup>52</sup> Es ist „unbestritten“, so der Kulturwissenschaftler Gottfried Korff in Anlehnung an Hannah Arendt, „daß Dinge eine Erinnerungskraft besitzen“.<sup>53</sup> Affektiv besetzt und von sinnlicher Qualität, werden sie in den verschiedenen Blogs und Foren immer wieder neu arrangiert, mit neuen Bedeutungen aufgeladen und in neue Funktionszusammenhänge gestellt. Sie tragen dazu bei, bestimmte Bilderzählungen, wie die von einer glücklichen Kindheit, im kollektiven Gedächtnis zu verankern. All diesen Gegenständen – den Kinderwagen, Süßigkeiten, Spielzeugen und Schulmaterialien – haftet ähnlich wie bestimmten Museumsobjekten (und es sind ebendiese Objekte, die auch Eingang in alltagsgeschichtliche Ausstellungen finden) geradezu eine Aura des Authentischen an.<sup>54</sup> Spielzeuge und Süßigkeiten stehen nicht für Unrechtsregime und Repression. Sie werden nicht in politische Zusammenhänge eingebettet und in Bezug zu Herrschaftspraxen gesetzt. Schulbücher etwa werden von den Zeitzeuginnen und Zeitzeugen nicht als Werkzeuge ideologischer Indoktrination beschrieben, sondern als Objekte, die einen Retrocharme

<sup>49</sup> Radka Pružinová: Živé květy, Algena, šumák a dalších 16 zářných retro vzpomínek na všední život za socialismu, <https://g.cz/zive-kvety-algena-sumak-a-dalsich-16-zarnych-retro-vzpominek-na-vsedni-zivot-za-socialismu/>, 14. 9. 2015 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>50</sup> Dies.: 25 vzpomínek na dětství, u kterých se rozplynete nostalgii, <https://g.cz/seat-25-vzpominek-na-detstvi-u-kterych-se-rozplynete-nostalgii/?page=2>, 31. 12. 2015 (letzter Zugriff am 19. 2. 2019).

<sup>51</sup> Vgl. Krzysztof Pomian: Der Ursprung des Museums. Vom Sammeln. Berlin 1988, S. 49f.

<sup>52</sup> Gottfried Korff: Bildwelt Ausstellung – Die Darstellung der Geschichte im Museum. In: Ulrich Borsdorf/Heinrich Theodor Grütter (Hg.): Orte der Erinnerung. Denkmal, Gedenkstätte, Museum. Frankfurt a. M. 1999, S. 319–337, hier: S. 330.

<sup>53</sup> Ebd., S. 330.

<sup>54</sup> Vgl. ebd.

besitzen und die sie in längst vergangene, als positiv erinnerte Erfahrungswelten zurückversetzen. Mit solchen nostalgischen Bedeutungszuschreibungen geht – und dies ist freilich kein postdiktatorisches Phänomen – zweierlei einher: Zum einen ist Nostalgie eine populärkulturelle, auf Unterhaltung, Vergnügung und Konsum abzielende Praxis. Das Coca-Cola-Imitat „Kofola“ zu trinken oder den Kaugummi der Marke „Pedro“ zu kauen, und vor allem solche Objekte auf Instagram, Pinterest und Co. zu posten, ist Teil des urbanen Lifestyles geworden.<sup>55</sup> Zum anderen geht es um die Idealisierung der Kindheit, indem etwa den Spielzeugen der eigenen Kindheit im Gegensatz zu jenen der Gegenwart mehr „Echtheit“ und „Wahrhaftigkeit“ zugeschrieben wird. So schreibt Radka Pružinová über „Weihnachten im totalitären Regime“: „Das Gehirn selektiert Erinnerungen, aber das Weihnachten unserer Kindheit hatte keine Fehler. Alles war irgendwie wahrhaftiger, auch wenn es nur wenig gab. Vielleicht gab es etwas mehr Schnee. Die Eltern standen zwar an, um Bananen und Mandarinen zu bekommen, aber dafür schätzten wir diese umso mehr. Die gespiegelten elektrischen Kerzen in den Augen der Kinder wurden durch gespiegelte Tabletdisplays ersetzt, die unter dem Weihnachtsbaum automatisch erwartet werden.“<sup>56</sup>

Ähnliche Narrative finden sich auch in den Internetkommentaren zur Fernsehsendung „Retro“, die zwischen 2008 und 2013 wöchentlich im tschechischen öffentlich-rechtlichen Fernsehsender „ČT 2“ ausgestrahlt wurde und die bis heute auf dem Nachrichtensender „ČT 24“ läuft.<sup>57</sup> Dort heißt es zum Beispiel in einem Kommentar in Bezug auf sozialistische Massensportfeste, in der Tschechoslowakei als Spartakiade bezeichnet: „Vielen Dank für die Folge über die Spartakiade, es war eine sehr angenehme Auffrischung der Erinnerungen. [...] Das Schlechte an unserer Zeit ist es, dass die jungen Menschen vor den Computern sitzen, sich von Altersgenossen isolieren und nur via Computer kommunizieren. [...] Die Jugend trinkt [heute; Anm. der Verfasserin] Alkohol und spielt täglich Computer.“<sup>58</sup>

In der Sendung „Retro“ werden anhand von Archivmaterial sowie Interviews mit Zeitzeugeninnen und Zeitzeugen sowie Expertinnen und Experten ganz unterschiedliche Aspekte des sozialistischen Alltags behandelt wie Arbeitsbetriebe, Betriebsferienheime, Feiern zum 1. Mai, die Wochenendhauskultur, Massensport-

<sup>55</sup> Die Industrie hat diese Sehnsucht – oder vielmehr: diesen Trend – längst entdeckt. In Tschechien etwa bringt der Discounter „Lidl“ regelmäßig eine Produktpalette aus den 1970er- und 1980er-Jahren in die Läden.

<sup>56</sup> Radka Pružinová: *Pestrobarevná galerie vzpomínek na Vánoce za totáče, která vás přenese do dětství*, <https://g.cz/canon-15-pestrobarevnych-vzpominek-na-vanocce-za-totace-ktere-vas-prenesou-do-detstvi/>, 24. 12. 2019 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>57</sup> Die Sendungen sind online verfügbar unter: <https://www.ceskatelevize.cz/porady/10176269182-retro/dily/> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021), die Diskussionen sind leider nicht mehr im Internet abrufbar. Systematisch aufbereitet und archiviert wurden sie von Petr Heczko, der auf Grundlage dieser Quelle eine Masterarbeit zu dem Thema verfasst hat. Petr Heczko: *Die Erinnerungen an die sozialistische Alltagskultur in der Fernsehsendung „Retro“ in Tschechien*. [unveröffentlichte Masterarbeit am Institut für Empirische Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie der LMU München]. München 2010.

<sup>58</sup> Marie Valtrová am 28. 8. 2009, zitiert nach Heczko: *Erinnerungen* (wie Anm. 57), S. 96.

feste, Pionierlager, Lebensmittel, Gebrauchsgegenstände und anderes mehr. Die Sendung versucht zwar multiperspektivisch an die Themen heranzugehen, allerdings ist sie den Gegnerinnen und Gegnern des Vorwenderegimes nicht kritisch genug, während die Nostalgikerinnen und Nostalgiker wiederum ihre vergangene Lebenswelt angegriffen sehen. In einer Folge zu Pionierlagern zum Beispiel, verglich der Historiker Jiří Pernes diese mit den Lagern der Hitlerjugend und löste damit eine Welle der Empörung aus.<sup>59</sup> Insgesamt zeigen die Kommentare zu den Sendungen, dass die Zuschauerinnen und Zuschauer, die sich an der Onlinediskussion beteiligen, dem sozialistischen Alltag überwiegend positiv gegenüberstehen und diesen – gerade im Vergleich zu den Kritikerinnen und Kritikern – entpolitisieren und idyllisieren. Dabei tauchen immer wieder auch Motive der Rechtfertigung auf. So äußert sich zum Beispiel Lenka Zdenka in der Diskussion zu Pionierlagern wie folgt: „Die Pionierlager waren das Beste an den ganzen Ferien. Neue Freunde, Spaß, Diskothek. [...] Nie hatte es etwas mit der Propaganda des Regimes zu tun. Vielleicht nur dann, wenn Mitglieder der Volksmiliz kamen, um zum Beispiel das Schießen vorzuführen. Aber für uns Kinder war es eine Attraktion, da war nichts Schlimmes dabei.“<sup>60</sup>

Manch ehemaliger Lagerleiter wird in der biografischen Konstruktion gar zum Oppositionellen und Widerständler: „Es war mir egal, was damals über die ideologischen Prinzipien gedacht wurde“, schreibt zum Beispiel Alfred Hýský. Vielmehr sei es ihm wichtig gewesen, „dass sich die Stadtkinder in der Natur orientieren können. Ich war nicht gerade ein positives Beispiel für die Kontrolleure von der Gewerkschaft. Aber die Kinder mochten es, dass wir sie auch etwas Verbotenes lehrten. Niemals habe ich ein Seminar mit verdienten Mitgliedern der Kommunistischen Partei oder mit der Volksmiliz organisiert, und ich habe auch keine Partisanen eingeladen, obwohl es im Plan vorgesehen war.“<sup>61</sup> Einige Kommentatorinnen und Kommentatoren begründen ihre positiven Erinnerungen an die Pionierlager auch damit, dass die Teilnehmerinnen und Teilnehmer dort keineswegs kommunistisch indoktriniert, sondern – im Gegenteil – in der Liebe zu Heimat und Nation gestärkt worden seien. „Es wurde uns beigebracht“, erzählt zum Beispiel Kača, „das Pionierhalstuch schön zu binden. Aber das war keine Propaganda, sie haben uns beigebracht, die Nationalflagge beziehungsweise die Heimat zu ehren. Und das Halstuch gehörte dazu – wir mussten doch sauber aussehen, wenn wir der Nationalflagge unsere Ehre erwiesen! Diese Ehrung unserer Republik und ihrer Symbole ist in mir auf ewig eingepflanzt und ich bin stolz darauf.“<sup>62</sup>

<sup>59</sup> Jiří Pernes in der Sendung vom 2. 9. 2009. Vgl. auch seinen Kommentar in: Patrick Gschwend: Für die Kinder oder für das Regime?. Die Geschichte des Pionýr. In: radio.cz, 1. 5. 2010, <https://www.radio.cz/de/rubrik/geschichte/fuer-die-kinder-oder-fuer-das-regime-die-geschichte-des-pionyr> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>60</sup> Kommentar von Lenka Zdenka am 6. 7. 2009, zitiert nach Heczko: Erinnerungen (wie Anm. 57), S. 94.

<sup>61</sup> Kommentar von Alfred Hýský am 2. 9. 2008, zitiert nach ebd., S. 92.

<sup>62</sup> Kommentar von Kača am 7. 7. 2009, zitiert nach ebd., S. 94.

Die Erzählungen vom sozialistischen Alltag im Kontext der Sendung „Retro“ schildern also vor allem positive, emotionale Erinnerungen an eine Kindheit und Jugend sowie an eine Heimat, die als entkoppelt von Ideologie und Politik begriffen werden. Gleichzeitig ist in den Aussagen, gerade vor dem Hintergrund eines von Medien und Wissenschaft negativ gezeichneten Bildes des Sozialismus, ein Rechtfertigungs- und Legitimierungsdruck der Erzählenden hinsichtlich der eigenen Biografien unverkennbar. Dies findet besonders in Sätzen wie „Aber das war keine Propaganda“ oder „Ich habe die Kommunisten nie geliebt, aber die Spartakiaden liebte ich!“<sup>63</sup> sichtbaren Ausdruck. Solche Aussagen stellen damit einerseits Gegennarrative zur hegemonialen Erinnerungspolitik dar, andererseits verleihen sie der eigenen biografischen Erzählung und den lebensgeschichtlichen Diskontinuitäten und Brüchen einen (notwendigen) Sinn, stellen Kontinuität her und stiften Identität. Dass hier die Kindsperspektive („[F]ür uns Kinder [...] war nichts Schlimmes dabei“) gewählt wird, ist eine biografische wie diskursive Strategie, durch die Schuldzuweisungen vermieden werden. Zudem suggeriert sie ein sorgloses Leben in der Zeit der „Normalisierung“ und schafft die „Illusion eines ‚zufriedenen sozialistischen Alltags‘“.<sup>64</sup> Dieses Moment expliziert auch der Publizist Ján Šimkanič mit seinem Onlineprojekt „Meine Kindheit im Sozialismus“, in dem er bekannte Persönlichkeiten um Essays zu dem Thema gebeten hat. „Erst beim Lesen aller Beiträge ist mir bewusst geworden, welch ein Glücksgriff es war, die Kindsperspektive für die Erinnerungen zu wählen. Sie trennt nicht, sondern verbindet, sie trägt die Unschuld in sich, die beim Rückblick Distanz und Überblick ermöglicht. Wir können auf uns blicken mit dem Schutz von manchmal Jahrzehnten der Erfahrung und einem weitaus größeren Verständnis, weil die Ereignisse und die Geschichte uns Kindern einfach so passierten, ohne dass wir für sie Verantwortung tragen müssten“, so Šimkanič.<sup>65</sup> Die Geschichte „passierte“ Kindern zwar „einfach so“, doch muss mitgedacht werden, dass während der Phase der „Normalisierung“ die Produktion populärkultureller Angebote in hohem Maße „von oben“ forciert wurde und deren Konsum politisch intendiert war.<sup>66</sup> Mit der Rezeption und Aneignung der populären Kultur wurden die Norm- und Wertevorstellungen des Sozialismus adaptiert und reproduziert. Sie wurden damit legitimiert und „von unten“ gestützt. Vor dem Hintergrund des heutigen hegemonialen Erinnerungsdiskurses über die Tschechoslowakei als einem totalitären Unrechtsstaat verwundern narrative Rechtfertigungsstrategien mit wiederholtem Verweis auf die „Unschuld der Kindheit“ daher nicht.

<sup>63</sup> Kommentar von Jiřina am 28. 6. 2009, zitiert nach ebd., S. 96.

<sup>64</sup> Pavel Kolář/Michal Pullmann: Co byla normalizace?. Studie o pozdním socialismu. Prag 2016, S. 44; Paulina Bren: Zelinář a jeho televize. Kultura komunismu po pražském jaru 1968. Prag 2013.

<sup>65</sup> Ján Šimkanič: Mé dětství v socialismu. Prag 2014, S. 9, online verfügbar unter <http://www.detstvivsocialismu.cz/ohlasy/> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>66</sup> Jakub Machek: Normalizace a populární kultura. Od domácího umění k Žeňe za pultem. In: Petr A. Bílek/Blanka Činátlová: Tesilová kavalérie. Popkulturní obrazy normalizace. Příbram 2010 vgl. auch Bren: Zelinář (wie Anm. 64).

## Der Verlust von Heimat und das semantische Feld des Nationalen

Die positive Deutung des sozialistischen Alltags im Medium Internet, das eine „Nische für private Erinnerungen jenseits von Repression und Opposition“<sup>67</sup> bildet, lässt sich also auf verschiedene Faktoren zurückführen. Neben lebensweltlichen Verunsicherungen im Postsozialismus einerseits und „schönen“ Erinnerungen an Kindheit und Jugend, die sich in (vergangenen) Alltagsobjekten manifestieren, andererseits, soll abschließend ein drittes Interpretationsangebot zumindest erwähnt werden: Positive Erinnerungen an „böse Zeiten“ können Ausdruck der Sehnsucht nach der verloren geglaubten Nation sein. Der nostalgische Blick zurück in eine (vermeintlich) glückliche Vergangenheit lässt sich im Kontext eines zunehmenden Alltagsnationalismus deuten.<sup>68</sup> Das Zitat von Kača über ihren Nationalstolz und ihre Heimatliebe, die in den Pionierlagern geweckt und gestärkt worden seien, verweist in diese Richtung. Den positiven Erinnerungen an die Zeit des Sozialismus wohnt bisweilen eine Sehnsucht inne – nicht nur nach der nie wiederkehrenden Kindheit und Jugend, sondern auch nach den eigenen (ethnisch-)nationalen – im Zuge der Transformation verloren gegangenen – Traditionen. Manche der Objekte und Erlebniswelten aus der Vorwendezeit werden als spezifisch tschechische beschrieben, die populäre (Alltags-)Kultur wird nationalisiert. Die „Produkte, die den Geschmack der Kindheit im Sozialismus symbolisieren“, etwa die Limonade „Kofola“ und das Brausepulver „Vitacit“, sind, so schreibt Ina Marešová zu Recht, auch als „Stellvertreter tschechischer Traditionen“ zu interpretieren – und nicht nur als Verweise auf das untergegangene kommunistische Regime.<sup>69</sup> Mit Produkten aus der Zeit vor 1989 wird Echtheit, Ehrlichkeit, Vertrautheit, ein gutes Preis-Leistungs-Verhältnis und die Beständigkeit der vertrauten Heimatwelt assoziiert – Merkmale, die den heutigen Waren angeblich fehlen. Sehnte man sich früher nach Westprodukten, da man die eigenen für minderwertig hielt, so hat sich in Tschechien seit Mitte der 1990er-Jahre und besonders nach dem EU-Beitritt 2004 die Sehnsucht nach den „alten tschechischen Traditionen“ zunehmend verstärkt.<sup>70</sup> Das Eigene wird als durch Produkte und Praktiken aus der EU und den USA bedroht wahrgenommen. So schrieb marcela marcela, die an anderer Stelle darüber geklagt hatte, dass Menschen ohne höheren Bildungsabschluss „heute nichts wert“ seien, im Internetforum: „Am schlechtesten ertrage ich es, dass wir kein Tschechien als solches mehr haben. Alles wird amerikanisiert.“<sup>71</sup> Solche natio-

<sup>67</sup> Zürnendorf/Eggers/Falasca: Präsenz (wie Anm. 10).

<sup>68</sup> Vgl. Marketa Spiritova: Performing the Nation. Inszenierung des Nationalen in der Populären Kultur. In: Irene Götz/Klaus Roth/dies. (Hg.): Neuer Nationalismus im östlichen Europa. Kulturwissenschaftliche Perspektiven. Bielefeld 2017, S. 17–37.

<sup>69</sup> Ina Marešová: Mezi etikou a estetikou. Ostalgie jako typ kolektivní paměti. In: Ondřej Daniel/Tomáš Kavka/Jakub Machek (Hg.): Populární kultura v českém prostoru. Prag 2013, S. 60–67, hier: S. 63.

<sup>70</sup> Vgl. Martin Franc: Ostalgie v Čechách. In: Adéla Gjuríčová/Michal Kopeček (Hg.): Kapitoly z dějin české demokracie po roce 1989. Prag/Litomyšl 2008, S. 193–216, hier: S. 199.

<sup>71</sup> Kommentar von marcela marcela: Veřejné mínění (wie Anm. 20).

nalistischen Argumente werden durch Skandale wie der um die Produktion von Lebens- und Haushaltsmitteln von niedrigerer Qualität für den Markt im östlichen Europa befördert. So ärgert sich *avena1*, die „alles vermisst“, darüber, dass im Sozialismus „[a]lle Produkte tschechisch waren und Qualität hatten!!!“. Heute hingegen komme „man in den Laden“ und „könnte heulen“, da man nicht wisse, was man kaufen solle, „weil alles voll mit Chemie“ sei.<sup>72</sup> Die Nostalgie richtet sich hier gegen eine „EU-isierung“ und „Amerikanisierung“ der Alltagskultur und hat für manche Zeitzeuginnen und Zeitzeugen die Funktion, eine nationale (Erinnerungs-) Gemeinschaft heraufzubeschwören, die es seit dem Umbruch so nicht mehr gibt. Allerdings finden sich solche Strategien der „Beheimatung“ und nationaler Identitätsvergewisserung nicht nur in den Ländern des postsozialistischen Europas.<sup>73</sup> Vielmehr ist der vermehrte Rückgriff auf die essenzialisierende und ethnisierende Erzählung über eine als bedroht oder gar als verloren wahrgenommene „Nationalkultur“ überall in Europa und darüber hinaus zu beobachten.

### Schlussbemerkungen

Die Erinnerungen an den sozialistischen Alltag in der Tschechoslowakei, besonders an die Jahre 1969 bis 1989, sind vielschichtig, komplex und ambivalent. Den dominanten, auf das „Diktaturgedächtnis“ fokussierten, erinnerungspolitischen Diskursen in Politik und Medien stehen Diskurse in der Bevölkerung gegenüber, die den Alltag im Sozialismus als einen positiven Erinnerungsort jenseits von Repression und Widerstand verhandeln. Die Auswertung von Interviews mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen sowie von Internetquellen wie Blogs und Onlinediskussionsforen lässt vor allem drei Faktoren erkennen, die zum Narrativ beitragen, wonach „im Sozialismus nicht alles schlecht war“: *Erstens* führen die lebensweltlichen Verunsicherungen im Postsozialismus – vor allem im Leben der heute über 60-Jährigen – maßgeblich zur Konstruktion „positiver Erinnerungen an schlechte Zeiten“. Dabei spielen besonders die durch die Transformation erlittenen Verluste in der Arbeitswelt, die mit einer Abwertung ökonomischer, aber auch kultureller, sozialer und symbolischer Kapitalien einhergingen, eine zentrale Rolle. *Zweitens* manifestieren sich schöne Erinnerungen an die Zeit des Sozialismus vor allem in Alltagsobjekten, die die Generation der heute 30- bis 45-Jährigen an eine unbeschwertere und als unpolitisch gedeutete Kindheit und Jugend erinnern und die das Gefühl von Heimat und Geborgenheit vermitteln. Zwar gelten die Erinnerungen an die eigene Jugend im Rückblick als unverhandelbar, doch wird die Nostalgie, die ihnen oftmals innewohnt, in der Regel reflektiert – entweder durch ironische Distanzierung oder in Form von Rechtfertigungsnarrativen. Und *drittens* können die positiven Erzählungen über die Zeit des Sozialismus als Einwände gegen eine „EU-isierung“ und „Amerikanisierung“ der eigenen, als ethnisch-national

<sup>72</sup> Kommentar von *avena1*: *Vzpomínky na socialismus* (wie Anm. 11).

<sup>73</sup> Vgl. Götz/Roth/Spiritova (Hg.): *Nationalismus* (wie Anm. 68).

verstandenen Alltagswelt, die in zunehmendem Maße als von außen bedroht angesehen wird, gedeutet werden.

### Abstract

Remembrance discourses in the Czech Republic that focus on the “memory of dictatorship” exist alongside everyday discourses that negotiate socialism as a positive place of remembrance beyond any repression and resistance. A narrative that “not everything was bad in socialism” has emerged due to various factors. First, insecurities in post-socialism, especially the experience of loss in the working lives of those who are now over 50 years of age, who experienced a devaluation of their economic, but also cultural and social capital, have contributed to the construction of “good memories of bad times”. Secondly, everyday items that are reminiscent of carefree and unpolitically interpreted childhoods and youths, and which convey feelings of home and security, play an important role as well. And thirdly, positive narratives of the socialist era can be directed against an “EU-ization” or “Americanization” of people’s everyday lives as understood from an ethno-national perspective with the sense of an increasing threat from the outside. In this chapter, interviews, internet blogs, and discussions are used to investigate the practices of narrative and memory with which people in the Czech Republic ascribe positive meaning to everyday lives in the socialist era.



Postsowjetische Erzählungen von früher:  
Geschichtspolitik versus vielstimmige  
Chöre



*Ekaterina Makhotina*

## Versprechen der Vergangenheit

Die Zeit der Sowjetunion in der russischen Geschichtspolitik  
und der kollektiven Erinnerung nach 1991

Das 30-jährige Jubiläum des Mauerfalls und der „samtenen Revolutionen“ in Ostmitteleuropa im Jahr 2019 war in Russland kein Anlass zum Feiern.<sup>1</sup> Die Perestroika, das Ende der kommunistischen Herrschaft im sowjetischen Einflussbereich, und der Untergang der Sowjetunion 1991 können kaum zur Stiftung einer positiven Identität genutzt werden. Vielmehr verfährt die heutige russische Führung mit diesen Kapiteln der jüngeren Geschichte ähnlich wie mit der Russischen Revolution von 1917 – sie hält sich mit eindeutigen Bewertungen zurück und setzt auf die Kraft des Verdrängens und des Vergessens.<sup>2</sup>

Ganz im Gegensatz dazu lässt sich eine „Retromanie“, also eine Popularisierung und Medialisierung, der Sowjetzeit *vor* der Perestroika erkennen. Der hierbei häufig anzutreffende Topos von den „Goldenen 1970er-Jahren“ versammelt in sich mehrere nostalgische Erinnerungsorte: die Erfolge im Weltall und im Sport, die besondere Filmkultur, den kollektiven Geist der *Komsomolzy* etwa beim Bau der Baikal-Amur-Eisenbahnlinie und anderes. Viele Filme, Online-Portale, soziale Netzwerke und Ausstellungen thematisieren heute die spätsowjetische Zeit und die „letzte sowjetische Generation“. Die 1974 bis 1982 Geborenen schwelgen gerne in den Erinnerungen an ihre Kinder- und Jugendjahre.

Die Vergangenheit erscheint im öffentlichen Diskurs als Raum der Stabilität. Nicht mehr die Zukunft scheint wichtig zu sein, sondern das Vergangene. Bemerkenswerterweise steht diese Einstellung in einer eigenartigen Verbindung zum Erinnerungsort „1989“: Auch die Perestroika begann unter dem Motto „Zurück zur ‚richtigen‘ alten Ordnung“ und intendierte damit eine Rückkehr zum Leninismus. Sie stand nicht unter dem Zeichen einer unbekannteren Utopie, sondern unter dem der „richtigen“ Vergangenheit. Bekanntlich mahnte Gorbatschow bei vielen Anlässen, es sei zu früh, den Sozialismus auf den Kehrrichthaufen der Geschichte zu verbannen.

<sup>1</sup> Die Arbeit an diesem Beitrag wurde unterstützt durch die Russische Wissenschaftsstiftung (*Rossiskii nauchnyi fond*), Nr. 17-18-01589.

<sup>2</sup> Vgl. dazu Ekaterina Makhotina: Verordnete Versöhnung. Geschichtspolitische und gesellschaftliche Perspektiven auf die Russische Revolution. In: *JGO* 65 (2017) 2, S. 295–305.

Der heutige Vergangenheitsdiskurs geht in Russland mit einer Intensivierung der Geschichtspolitik<sup>3</sup> einher. So ist es wohl kein Zufall, dass die offizielle Ernennung Wladimir Putins zum Kandidaten für die Präsidentschaftswahlen Ende 2017 durch eine gesellschaftliche Initiativgruppe im Pavillon der Ausstellung „Russland – Meine Geschichte“ erfolgte. Dabei handelte es sich um eine viel beworbene multimediale Schau, die die Vergangenheit des russischen Volkes als ruhmreiche „tausendjährige Geschichte“ präsentierte. Zum Ausdruck kommt eine solche stolze Meistererzählung auch in den öffentlichen Reden Putins und der Umgestaltung der Lehrpläne für den Schulunterricht. Gleb Pavlovsky, wahrscheinlich einer der besten Kenner der neuen russischen Politik, hat dies wie folgt auf den Punkt gebracht: „Die Unmöglichkeit anderer Formen der Ideologie macht die Geschichtspolitik zum Standard der Politik als solcher.“<sup>4</sup> Ziel der Moskauer Führung ist es, eine neue russische Idee, die die ideologische Lücke nach dem Zerfall der UdSSR schließen soll, zu festigen und historisch zu untermauern. Doch welche Rolle spielt die offizielle Politik des Kremls bei der Rahmung eigener Erinnerungen und Erzählungen an die Zeit der Sowjetunion? Fördert sie die Sowjet-Nostalgie oder lässt sie entsprechende Sehnsüchte lediglich zu? Und: In welchem Verhältnis steht die Geschichtspolitik zu den neuen Tendenzen der Erinnerungskultur, etwa der Kommerzialisierung, Individualisierung und „Eventisierung“ der Erinnerung?

### Nostalgie als Analysekategorie

Eine der besten Kennerinnen der Gesellschaften im postsozialistischen Europa, Maria Todorova, formulierte den griffigen Satz: „A specter is haunting the world of academia: the study of Post-Communist Nostalgia“.<sup>5</sup> „Nostalgie“ ist ihrer Ansicht nach eine Fremdzuschreibung und werde bei den postkommunistischen Gesellschaften häufig „diagnostiziert“. Obwohl sie weltweit anzutreffen sind,<sup>6</sup> würden nostalgische Äußerungen in ehemals sozialistischen Ländern als Phänomene

<sup>3</sup> Unter „Geschichtspolitik“ soll im Folgenden in Anlehnung an Alexei Miller „eine Reihe von Praktiken, mit denen einzelne politische Kräfte versuchen, bestimmte Interpretationen historischer Ereignisse als dominant zu behaupten“, verstanden werden. Vgl.: Alexei Miller: *Rossija. Vlast' I istorija*. In: *Pro & Contra* 13 (2009), S. 6–23, hier: S. 10.

<sup>4</sup> Gleb Pavlovsky: *Plocho s pamjat'ju – plocho s politikoj*, <http://www.russ.ru/pole/Plocho-s-pamyat-yu-ploho-s-politikoj> (letzter Zugriff am 4.2.2021) (diese und die folgenden Übersetzungen im vorliegenden Aufsatz wurden durch die Verfasserin vorgenommen).

<sup>5</sup> Maria Todorova: *From Utopia to Propaganda and Back*. In: dies./Zsuzsa Gille (Hg.): *Post-Communist Nostalgia*. New York 2012, S. 1–16, hier: S. 1.

<sup>6</sup> Vgl. zum Beispiel Karin Johannisson: *Nostalgia. En känslas historia*. Stockholm 2001; Michail Jampolsky: *Bez budushego. Kul'tura i vremja*. St. Petersburg 2018; Svetlana Boym: *The Future of Nostalgia*. New York 2002. Boym schreibt in „Budushee nostalgii“: „Nostalgie – das ist keine lokale russische Krankheit, die gegen die globalen Prozesse auftritt, sondern ein Phänomen der Weltkultur.“ Dies.: *Budushee nostalgii*. In: *Neprikosnovennyj Zapas* 89 (2013) 3, online verfügbar unter [https://www.nlobooks.ru/magazines/neprikosnovennyj\\_zapas/89\\_nz\\_3\\_2013/article/10513/](https://www.nlobooks.ru/magazines/neprikosnovennyj_zapas/89_nz_3_2013/article/10513/) (letzter Zugriff am 4.6.2020).

sui generis, die von der Nostalgie in „der freien Welt“ zu unterscheiden seien, konstruiert.<sup>7</sup> Diejenigen, die nostalgischen Gedanken anhängen, seien zu einer Reflexion nicht fähig und würden den verbrecherischen Charakter der untergegangenen Diktatur relativieren; nostalgische Gefühle seien ein Zeichen von Amnesie und Sklavenmentalität, so die häufig zu hörende Kritik.<sup>8</sup>

Auf die Sowjetzeit bezogene Nostalgie werde oftmals als die Sehnsucht nach einem paternalistischen System interpretiert: Das Subjekt, das vom totalitären System geschaffen worden sei, könne nicht umhin, als nur in diesem System zu funktionieren. Der Gedanke, dass der Staat seine Pflichten erfülle, das Subjekt versorge und beschütze, sei tief verwurzelt,<sup>9</sup> über die Einschränkungen der demokratischen Freiheiten sehe das Subjekt dabei hinweg.

In dieser Perspektive wird der Kommunismus oft neben den Nationalsozialismus gestellt und es wird gefragt, warum es im postsowjetischen Raum keine „Vergangenheitsbewältigung“ vergleichbar mit der im postnationalsozialistischen Mitteleuropa gegeben habe.<sup>10</sup>

Die kulturwissenschaftliche Forschung hat in den vergangenen Jahren den exotizierenden und abwertenden Charakter eines solchen Blickwinkels auf die Nostalgie im Post-Kommunismus herausgearbeitet. Unter anderem widerspricht Svetlana Boym einer entsprechenden Sichtweise in ihrer viel beachteten Studie „The Future of Nostalgia“.<sup>11</sup> „Nostalgie“ ist für sie eine universelle Kategorie, mithilfe derer die Geschichte verstanden und beschrieben werden kann. Auch Peter Fritzsche schlägt vor, Nostalgie als einen essenziellen Bestandteil für die Entwicklung eines modernen historischen Bewusstseins aufzufassen.<sup>12</sup> Seine wichtigste These ist, dass der Nostalgieansatz der Generation der „Coming-of-Age-Europäer“ als die Kehrseite des ideologisch geführten Diskurses über den Fortschritt interpretiert werden kann. Nostalgie sei mit einer Krise der Zukunftsvorstellungen verbunden: Die Zukunft erscheine der heutigen Gesellschaft weder als Utopie noch als Dystopie. Die Semantik des besseren Neuen sei verschwunden, nun gelte als besser das, was schon mal da war – und was zurückzuholen sei.

Es lohnt sich also, beim Sprechen über Nostalgie, den Blick nicht auf die „ostalgieischen“ Diskurse in postsozialistischen Ländern zu verengen. Der Begriff „Nost-

<sup>7</sup> Todorova: Utopia (wie Anm. 5), S. 2.

<sup>8</sup> Tzvetan Todorov zitiert nach ebd., S. 3; Vita Matiss/ders.: Memory of Evil, Enticement for Good, 19. 8. 2005, <https://www.eurozine.com/memory-of-evil-enticement-to-good/> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>9</sup> Für diese Perspektive vgl. zum Beispiel Mascha Gessen: Zukunft ist Geschichte. Wie Russland Freiheit gewann und wieder verlor. Frankfurt a. M. 2018.

<sup>10</sup> Exemplarisch für diese Perspektive ist der Eklat wegen der Rede von Sandra Kalniete auf der Leipziger Buchmesse 2004, vgl. Christoph von Marschall: Der nächste Osten. Wird der Völkermord zum Aufrechnungs-Exempel?. Zum Streit um Hitlers und Stalins Verbrechen im Baltikum. In: Der Tagesspiegel, 1. 4. 2004, <https://www.tagesspiegel.de/kultur/der-naechste-osten/504290.html> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>11</sup> Boym: Future (wie Anm. 6).

<sup>12</sup> Peter Fritzsche: Stranded in the Present. Modern Time and the Melancholy of History. Cambridge 2004, S. 45, S. 49, S. 142, S. 201f.

algie“ ist mit äußerst vielfältigen Bedeutungen aufgeladen, laut Maria Todorova kann er Folgendes beinhalten: Gedächtnis, Geschichte, Affekt, politische Loyalität, Konsummodell, psychologisches Trauma, Kulturstil, ästhetische Form, Ornament, Technik und historisches Narrativ.<sup>13</sup> Zudem bildet Nostalgie einen Teil des politischen Diskurses der Gegenwart.

Im Folgenden wird Nostalgie als eine kulturelle Praxis verstanden – und nicht als ein feststehender, normativ zu verurteilender Inhalt.<sup>14</sup> Als Form der Kommunikation über Geschichte<sup>15</sup> stellt sie eine Praxis der Vermittlung zwischen der kollektiven und der individuellen Erinnerung dar. Nostalgie bildet hierbei ein emotionales Feld, auf dem kulturelle Mythen (oder *Topoi*) entstehen, die die Vergangenheit „lebendig“ machen (Boym).

Die folgende Analyse der postsowjetischen Nostalgie orientiert sich an der von Svetlana Boym vorgenommenen Unterscheidung zwischen einer „restorativen“ und einer „reflektierenden“ Nostalgie.<sup>16</sup> Während die erstgenannte Variante die Wiederherstellung der alten Ordnung anstrebt und somit auch ein Handlungspotenzial besitzt, erkennt letztgenannte ihren Platz auf der unumkehrbaren Linie der Zeit an. Bei der reflektierenden Nostalgie muss ein positives Gefühl gegenüber der Vergangenheit nicht zu restaurativen Bestrebungen führen. Diese Art der Nostalgie ist gekennzeichnet durch Sehnsucht *und* Entfremdung zugleich.<sup>17</sup> Zu ihr gehören kritische Reflexionen, Brüche, Kontingenzen, Ambivalenzen – und vor allem Ironie.

Die Unterscheidung zwischen den beiden Bedeutungen veranschaulicht Boym anhand der Gegenüberstellung von „Nostalgie“ und „Melancholie“. Während unter „Nostalgie“ das Herbeiwünschen der Wiederherstellung der Vergangenheit verstanden werden kann, meint „Melancholie“ die Sehnsucht nach dem Vergangenen bei gleichzeitiger Einsicht, dass dieses nicht mehr zurückzuholen ist. In solchen nostalgischen Erinnerungen schwelgende Subjekte wissen oft selbst nicht genau, was sie verloren haben und welchen Verlust sie betrauern.<sup>18</sup>

Der postkommunistischen Nostalgie spricht Boym einen reflektierenden, melancholischen Charakter zu. Die Nostalgie bilde im Post-Kommunismus einen kollektiven Rahmen der Erinnerung, der das Vergangene Vergangenheit sein lasse. Diese Auffassung ähnelt der Definition von Dejan Kršić, der herausstellt: „[T]he real object of nostalgia is not a fascinating image of a lost past, but the very gaze enraptured with that image.“<sup>19</sup>

<sup>13</sup> Todorova: *Utopia* (wie Anm. 5), S. 2.

<sup>14</sup> Zu diesem Ansatz vgl. Kathleen Stewart: *Nostalgia. A Polemic*. In: *Cultural Anthropology* 3 (1988) 3, S. 227–241, hier: S. 227.

<sup>15</sup> Zu dieser theoretischen Perspektive vgl. auch Roman Abramov: *Muzeefikacija sovjetskogo. Istoričeskaja drama ili nostalgija?*, 22.1.2014, <http://gefter.ru/archive/11132> (letzter Zugriff am 4.2.2021).

<sup>16</sup> Boym spricht von einer *restorative* und einer *reflective nostalgia*.

<sup>17</sup> Boym: *Future* (wie Anm. 6), S. 41–55.

<sup>18</sup> Jennifer Radden: *The Nature of Melancholy. From Aristotle to Kristeva*. Oxford 2000, S. 10.

<sup>19</sup> Dejan Kršić: *Work in Progress*. In: Radonja Leposavić (Hg.): *VlasTito iskustvo. Past Present*. Belgrad 2004, S. 27–32, S. 31.

Im Folgenden soll, konkret bezogen auf Russland, die reflektierende – also die melancholische – Nostalgie im Fokus der Analyse stehen. Hierbei stellt sich die Frage, welche Bedeutung und Funktion die nostalgische Erinnerung an die Sowjetzeit für die heutige russische Erinnerungskultur hat und wer die Akteure der nostalgischen Vermittlung der Vergangenheit sind. Der vorliegende Beitrag nimmt dabei insbesondere drei narrative Elemente aus der sowjetischen Geschichte in den Blick: die Erinnerung an die „Goldenen 1970er-Jahre“, die an den Stalinismus und die an den „Großen Vaterländischen Krieg“.

### Nostalgie für die sowjetische Kindheit: Die „Goldenen 1970er-Jahre“ in Museen

Musealisierung als kulturelle Praxis ist eng mit nostalgischer Erinnerung verbunden: Dadurch werden „narrative Schablonen“<sup>20</sup> materialisiert und „Räume“ der narrativen „Wahrheit“ erzeugt. In den „Nostalgie-Museen“ des heutigen Russlands, die sich mit der Zeit des Kommunismus beschäftigen, erfolgt die Materialisierung des „Sowjetischen“ aus einem zivilgesellschaftlichen Impuls heraus. Es ist also eine Erinnerung „von unten“, eine „gesellschaftliche Musealisierung“ („narodnaja museefikacija“),<sup>21</sup> die dort zum Ausdruck kommt.

„Nostalgie-Museen“ verfolgen einen anderen Ansatz und eine andere Zielsetzung als „klassische“ historische Museen, die das „Vergangene abbilden“. Während Letztere das wissenschaftlich-bildungspolitisch entwickelte Narrativ durch die materiellen Objekte „dinghaft“ machen (die Präsentation der Geschichte im Museum lebt von der Aura des authentischen Objekts), überwältigt (und überfordert) das „Nostalgie-Museum“ den Besucher regelrecht dadurch, dass es bis zum Anschlag mit „authentischen Dingen“ gefüllt ist. Die Art und Weise der Präsentation spiegelt die spezifische Intention der „Nostalgie-Museen“ wider: Es geht *nicht* darum, Geschichte kennenzulernen, sondern darum, durch wiedererkennbare Exponate das Gefühl der positiven Nähe zum Vergangenen auszulösen. „Nostalgie-Museen“ haben eine starke visuelle Ähnlichkeit zu Flohmärkten.<sup>22</sup> Dies wird von Besuchern erkannt und positiv aufgenommen: „Es sieht dem Flohmarktstand sehr ähnlich aus, aber genau das macht das einzigartige Kolorit des Sowjetischen aus“,<sup>23</sup> so ein Besucher des „Museums der UdSSR“ in Novosibirsk. Das „Nostalgie-Museum“ bietet kein Narrativ, es ist vielmehr ein Museum des Typus „Wunderkammer“ – ein frühneuzeitliches Sammelsurium an Gegenständen. Doch nicht das Neue, Unbekannte und Ungewöhnliche wird präsentiert, sondern – ganz im Gegenteil –

<sup>20</sup> Zum Begriff *narrative template* vgl. James Wertsch: *Voices of Collective Remembering*. New York 2002.

<sup>21</sup> Abramov: *Muzeefikacija* (wie Anm. 15).

<sup>22</sup> Ebd.

<sup>23</sup> Zum „Museum der Sowjetunion“ in Novosibirsk vgl. <http://mesto54.ru/places/muzej-sssr> (letzter Aufruf 4. 2. 2021).

das Vertraute und Liebgewordene. „Nostalgie-Museen“ setzen auf das Haptische – die Objekte dürfen angefasst und Kleidungsstücke anprobiert werden.

Konstruiert wird eine Art der Geschichtspräsentation, die auf die „der eigenen Erfahrung nahestehende Geschichte“ zurückgreift.<sup>24</sup> Die nostalgische Musealisierung führt hier zu einer Versinnlichung der Geschichte, unterstützt durch materielle und symbolische Artefakte, die als Behälter für sehnsüchtige Gefühle fungieren. Das Museum ist kein Gedenk- oder Lernort, sondern ein Mitfühllort, an dem Kitsch als ästhetisches Prinzip fungiert.<sup>25</sup>

Aktuell gibt es mehrere Museen dieser Art: das „Museum des sozialistischen Alltags“ in Kasan und in St. Petersburg, das „Museum der glücklichen Kindheit“ in Kasan, das „Museum der sowjetischen Kindheit“ in Sevastopol sowie das „Museum der UdSSR“ in Novosibirsk und auf dem VDNCh-Gelände in Moskau.<sup>26</sup> Sie alle sind nicht staatlich. Ihre Gründer sind Personen, die den Untergang der Sowjetunion als Kinder oder Jugendliche miterlebt haben. Sie sind keine Historiker, sondern Designer, Fotografen oder Journalisten, die sich nicht unbedingt affirmativ zur offiziellen Geschichtspolitik stellen, sondern sich teilweise als Gegner der offiziellen Geschichtsschreibung, in der der sowjetische Alltag nicht sehr viel Platz einnimmt, verstehen.

Das „Museum des sozialistischen Alltags“ in Kasan etwa geht auf die Initiative des dortigen Designers Rustem Valiachmetov zurück.<sup>27</sup> Dieser begann 1991 mit der Sammlung und Ausstellung von Gegenständen des sowjetischen Alltags. Die Räume des Museums (ursprünglich im Keller eines Wohnhauses) wurden schnell zum Treffpunkt für Künstler, die im Lauf der Zeit die Sammlung mit ihren „Reliquien“ aus der Ära der Sowjetunion und ihren Musikinstrumenten bereicherten. Das private Underground-Museum im Keller wurde 2011 von der Stadt Kasan zu einem richtigen Museum im Stadtzentrum umgestaltet und der breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Heute zählt das Museum zwei Standorten – Kasan und St. Petersburg – und in beiden ist es als eine „Wohnung“ aufgebaut, in der verschiedene Räume – Küche, Bad, Wohnzimmer, Kinderzimmer, Flur – vom sowjetischen Alltag erzählen. An beiden Orten steht das Thema der Kindheit im Zentrum der Präsentation (Abb. 1). So widmet das 2017 eröffnete St. Petersburger Museum die Hälfte seiner Ausstellungsfläche der Kindheit in den 1970er- und 1980er-Jahren. Gezeigt werden Puppen, Spiele sowie Alltagsgegenstände – und in Endlosschleife laufen sowjetische Zeichentrickfilme.

Die Aura der Gegenstände ist so stark, dass die Besucher sich ihr nicht entziehen können: „Sieh da, das habe ich auch gespielt“. Die Gegenstände wecken im Ge-

<sup>24</sup> Abramov: Muzeefikacija (wie Anm. 15).

<sup>25</sup> Sergei Gogin: Muzej SSSR v Uljanovske: opyt mifologitscheskogo proektirovaniya. In: Neprikosnovennyj Zapas (2013) 4, <https://magazines.gorky.media/nz/2013/4/muzej-sssr-v-ulyanovske-opyt-mifologicheskogo-proektirovaniya.html> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>26</sup> Abramov: Muzeefikacija (wie Anm. 15). VDNCh steht für *Vystavka Dostizhenij Narodnogo Chozjajstva* (zu Deutsch: Ausstellung der Errungenschaften der Volkswirtschaft) und bezeichnet heute eine große Veranstaltungsfläche in Moskau.

<sup>27</sup> Muzej Sotsialistitscheskogo byta. Istoriya Muzeja, <http://muzeib.ru/istoriya-muzeya/> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).



Abb. 1: „Die glückliche Kindheit“. Einblick in die Ausstellung des „Museums des sozialistischen Alltags“ in St. Petersburg<sup>28</sup>

dächtnis der Besucher Bilder, die überlagert gewesen waren. Das Museum aktiviert die individuelle Erinnerung, lässt das Politische aber in den Hintergrund treten. Das Objekt der Sehnsucht ist der sowjetische Alltag (Abb. 2).

Aussagekräftig ist der Selbstanspruch des „Museums des sozialistischen Alltags“ in Kasan: „Das Ziel ist nicht, die Errungenschaften der sowjetischen Zeit zu zeigen, sondern bei den Menschen warme Erinnerungen und positive Emotionen hervorzurufen.“<sup>29</sup> Das Museum bilde „die Welt der positiven Emotionen und einer guten Stimmung“ ab.<sup>30</sup> Dass es nicht darum gehen soll, die Besucher für die Wiederherstellung des Sozialismus zu begeistern, gibt ein in die Ausstellung integriertes Putin-Zitat zu verstehen: „Diejenigen, die den Zerfall der Sowjetunion nicht bereuen, haben kein Herz, und diejenigen, die die Sowjetunion in ihrer alten Form wieder zurück wollen, haben keinen Kopf.“<sup>31</sup> Nostalgische Erinnerungen sollen also auf Affekte gerichtet sein, nicht auf eine kognitive Auseinandersetzung. Ge-

<sup>28</sup> Foto vom 20. 9. 2019; Fotografin: Ekaterina Makhotina.

<sup>29</sup> Muzej Sotsialitscheskogo byta, <http://muzeisb.ru/muzej-socialisticheskogo-byta-v-sankt-peterburge>, 12. 12. 2017 (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>30</sup> Ebd.

<sup>31</sup> Das Zitat vgl. zum Beispiel: Putin: Kto ne zhaleet o raspade SSSR, u togo net serdca. In: Argumenty i Fakty, 16. 12. 2010, <https://aif.ru/politics/world/251189> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).



*Abb. 2: Ein Wohnzimmer, das Erinnerungen weckt – einer der Ausstellungsräume im „Museum des sozialistischen Alltags“ in St. Petersburg<sup>32</sup>*

fühle werden zugelassen, dürfen aber kein restauratives Potenzial entfalten. Es ist dem Kreml bewusst, dass die Idealisierung der Sowjetzeit eher der Opposition in die Hände spielt – den Kommunisten, die sowjet-nostalgische Bilder in ihren Agitationsmaterialien verwenden. So gilt es in der Geschichtspolitik des Kremls, ein positives Bild der Sowjetzeit zu präsentieren, aber nicht darum, für eine Wiederherstellung der UdSSR zu werben. Ähnlich geht es auch in den „Nostalgie-Museen“ um eine Rückkehr in die Zeit der Kindheit – und nicht um die Rückkehr zum Kommunismus.

Der Kommunismus kann kaum als Objekt der nostalgischen Sehnsucht fungieren: Erinnert wird nicht an seine sozio-ökonomische Prinzipien, sondern an die Epoche, in der er schon an Ausstrahlungskraft verloren hatte und lediglich als „hypernormalisierter Diskurs“ (Alexei Yurchak) wahrgenommen worden war. Wie Yurchak in seinem paradigmatischen Werk zur letzten sowjetischen Generation aufzeigt, spielte die spätsowjetische Gesellschaft ein performatives Spiel nach den Regeln des Systems, ohne sich für Kommunismus oder Politik zu interessie-

<sup>32</sup> Foto vom 20. 9. 2019; Fotografin: Ekaterina Makhotina.

ren.<sup>33</sup> Viel relevanter als die Ideologie waren die Objekte des Konsums und die Welt des Privaten. Die Nostalgie, die heute auf die spätsowjetische Kindheit Bezug nimmt, ist somit nicht diktaturaffirmativ. Das wird auch daran deutlich, dass inoffizielle Künstler der „Zweiten Avantgarde“ und non-konformistische Sänger (von Vysockij bis Coj) mit großer Sympathie im Museum dargestellt werden. Zu Recht hat Patrick Hutton darauf hingewiesen: „Nostalgia means also revealing the cultural resistance movement against the regime.“<sup>34</sup>

Die „Goldenen 1970er-Jahre“ werden heute als Jahre des Wohlstands, als Epoche der innen- und außenpolitischen Stabilität, als Ära der sozialen Sicherheit für alle Bürger, als Phase eines qualitativ herausragenden Kulturlebens und als Zeit der „sozialen Wärme“ dargestellt.<sup>35</sup> Doch wie Aleksandr Kustarev aufzeigt, entsprechen solche Zuschreibungen kaum der Auffassung der Zeitgenossen in den 1970er-Jahren selbst.<sup>36</sup> Zudem werden die genannten Topoi losgelöst vom Kommunismus erinnert, denn in der heutigen russischen Gesellschaft wird der Begriff „Kommunismus“ mit sozialer Nivellierung, grauem Alltag und allgegenwärtigen Defiziten assoziiert.

„Nostalgische Musealisierung“ ist ein Beispiel für eine neue, global zu beobachtende Tendenz der Erinnerungskultur, die unter anderem auf den Kommerzcharakter der praktischen Nostalgie setzt, die „Disneylandisierung“ der Geschichtsvermittlung, die mit „Eventisierung“, „Histotainment“ und „Popkulturalisierung“ einhergeht.<sup>37</sup> Die Musealisierung dieser Art ist ein Zeichen dafür, dass die Arbeit an der Erinnerung nicht nur von politischen, sondern auch von handfesten kommerziellen Interessen geleitet wird. Die emotional aufgeladene Erinnerung soll Geld bringen.

So soll das für das Jahr 2022 geplante „Museum der UdSSR“ in Uljanovsk, der Geburtsstadt Lenins, zu einem landesweit beachteten „Markenzeichen“ der Stadt werden und Touristen anziehen.<sup>38</sup> Mithilfe dieses neuen Museums soll die Region als „Schutzraum der Sowjetunion“ popularisiert werden. Der Sowjetgeschichte kommt in diesem Konzept der gleiche Rang zu wie die religiösen Pilgerorte, die altrussischen Städte und andere Sehenswürdigkeiten. Die Erhebung der sowjetischen Epoche in den Rang eines Kulturerbes ist in Uljanovsk ein mit Mitteln der

<sup>33</sup> Alexei Yurchak: *Everything Was Forever Until It Was No More. The Last Soviet Generation*. Princeton 2005.

<sup>34</sup> Patrick Hutton: *The Memory Phenomenon in Contemporary Historical Writing. How the Interest in Memory Has Influenced Our Understanding of History*. New York 2016.

<sup>35</sup> Aleksandr Kustarev: *Zoloty 1970e – nostalgija i reabilitacija*. In: *Neprikosnovennyj Zapas* 52 (2007) 2, online verfügbar unter <https://magazines.gorky.media/nz/2007/2/zoloty-1970-e-nostalgija-i-reabilitacija.html> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>36</sup> Ebd.

<sup>37</sup> Aleida Assmann: *Geschichte im Gedächtnis. Von der individuellen Erfahrung zur öffentlichen Inszenierung*. München 2007, S. 178.

<sup>38</sup> Sergei Gogin: *Muzej SSSR v Uljanovske. Opyt mifologicheskogo proektirovanija*. In: *Neprikosnovennyj zapas* 90 (2013) 4, online verfügbar unter <https://magazines.gorky.media/nz/2013/4/muzej-sssr-v-ulyanovske-opyt-mifologicheskogo-proektirovaniya.html> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

Föderation realisiertes Projekt, das in Zusammenarbeit mit der lokalen Verwaltung realisiert wird.<sup>39</sup> Nicht zufällig ist in diesem Kontext das Motto des Museums: „Die Versöhnung“ – gemeint ist: die Versöhnung zwischen den Kommunisten und ihren Gegnern, analog zur Versöhnung zwischen den Nachfahren der „Roten“ und der „Weißen“, die einander im Bürgerkrieg bekämpft hatten. Mit diesem Schlagwort versucht die aktuelle Geschichtspolitik bei einem möglichst breiten Spektrum der Bevölkerung anschlussfähig zu sein – sowohl bei denjenigen, die nostalgisch, als auch bei denjenigen, die kritisch auf die Zeit der Sowjetunion blicken.<sup>40</sup> Das Konzept der „Versöhnung“ hat in den vergangenen Jahren stark an Popularität gewonnen. So bildete es 2017, beim 100-jährigen Jubiläum der Russischen Revolution, ein Leitmotiv in den offiziellen Reden.<sup>41</sup>

Tatsächlich wirken „Nostalgie-Museen“ problematisch auf einen kritischen Umgang mit der Sowjetzeit ein: Durch die nostalgische Folie wird das „Sowjetische“ „normalisiert“, was mit einer Verharmlosung der kommunistischen Diktatur einhergeht. Nicht selten schleicht sich die Figur Stalins – aufgemacht als „Soz-Kitsch“ – in die nostalgische Erzählung hinein. Die Ambivalenz der heutigen russischen Erinnerungskultur im Umgang mit der Sowjetzeit zeigt sich in der bemerkenswerten Koexistenz der genannten „Nostalgie-Museen“ und der Gedenkstätten für die Opfer des Stalinismus. Am deutlichsten ist dieser Umstand in den ehemaligen sozialistischen Staaten außerhalb Russlands ausgeprägt.<sup>42</sup> Dieses Nebeneinander macht deutlich: Im historischen Bewusstsein der Gesellschaft ist der Weg zur Aufarbeitung des „Sowjetischen“ noch nicht endgültig abgeschlossen. Es gibt keinen nationalen Konsens in Bezug auf die sowjetische Vergangenheit<sup>43</sup> und keine Antwort auf die Frage, ob die Geschichte der UdSSR als eine Fortschrittsgeschichte oder als eine Geschichte des Scheiterns zu sehen sei.

## Nostalgie als Form der Gegenwartskritik: Umgang mit dem Stalinismus in Russland

In der populären Wahrnehmung und in der medialen Aufbereitung ist die Auffassung verbreitet, die Auseinandersetzung mit Stalin und seinem Erbe bewege sich zwischen zwei Agenten – dem Stalin-affirmativen russischen Staat auf der einen

<sup>39</sup> Museum of USSR, Facebook-Seite: <https://www.facebook.com/pg/museumofussr/posts/> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>40</sup> Viktorija Tschernyscheva: V Uljanovske prezentujut kontsepciju muzeja SSSR. In: Rossijskaja Gazeta, 11. 4. 2013, <https://rg.ru/2013/04/11/reg-pfo/museum.html> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>41</sup> Vgl. dazu Makhotina: Versöhnung (wie Anm. 2).

<sup>42</sup> In Litauen gibt es neben dem „Museum der Okkupationen und des Freiheitskampfes“ (Vilnius) auch den „Grutas-Park“, einen Skulpturenpark im Dorf Grutas, der die gestürzten Denkmäler des Kommunismus sowie im Kulturhaus die Gegenstände des sowjetischen Alltags zeigt. In Tschechien hat das „Kommunismus-Museum“ in Prag diese Funktion.

<sup>43</sup> Gogin: Muzej (wie Anm. 38).

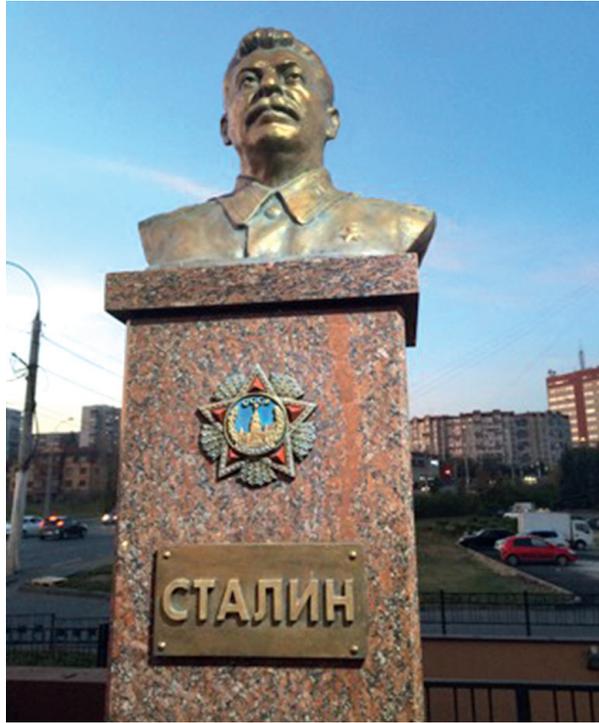


Abb. 3: Stalin-Büste vor der Zentrale der KPRF in Lipezk<sup>44</sup>

und der Stalin-kritischen Zivilgesellschaft auf der anderen Seite.<sup>45</sup> So einfach ist es aber nicht. Es wurde in der Forschung vielfach darauf hingewiesen, dass die russische Geschichtspolitik nicht einheitlich, sondern durch Brüche und Ambivalenzen geprägt ist.<sup>46</sup> Zudem ist auffallend, dass die Mehrheit der für Stalin errichteten Denkmäler nicht auf staatliche, sondern auf gesellschaftliche oder parteipolitische Initiativen (Abb. 3) zurückgeht.<sup>47</sup>

Seit den 1990er-Jahren ist die russische Gesellschaft in Bezug auf die Bewertung der Stalin-Zeit tief gespalten.<sup>48</sup> Interessant sind die Motive und Argumente der

<sup>44</sup> Foto vom 25. 9. 2015; Fotografin: Ekaterina Makhotina.

<sup>45</sup> Vgl. Daria Khlevnyuk: Narrowcasting Collective Memory Online. „Liking“ Stalin in Russian Social Media. In: Media, Culture & Society 2018, S. 5. Als Beispiele für diese vereinfachte Perspektive nennt Khlevnyuk: Catherine Merridale: Haunted by Stalin's Ghost. In: History Today 59 (2009) 9, S. 32-38; Arsenij Roginskij: Fragmented Memory. Stalin and Stalinism in Present-Day Russia. In: Osteuropa Web Special (2009), S. 1-7, <https://www.zeitschrift-osteuropa.de/hefte/international/eurozine-en/fragmented-memory/> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>46</sup> Philipp Bürger: Geschichte im Dienst für das Vaterland. Traditionen und Ziele der russländischen Geschichtspolitik seit 2000. Göttingen 2018.

<sup>47</sup> Alexandra Arkhipova: Stalin bez stalinizma, 29. 6. 2017, <http://www.inliberty.ru/blog/2616-Stalin-bez-stalinizma> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>48</sup> Khlevnyuk: Narrowcasting (wie Anm. 45), S. 4.

Stalin-Sympathisanten. Die Soziologin Daria Khlevniuk, die seit Jahren die Praktiken der Erinnerung an Stalin erforscht, betont, dass es eine Vielzahl an Beweggründen für die Errichtung von Stalin-Denkmalern gibt. Die Gruppe der Stalin-Verehrer sei keineswegs homogen, sondern unterscheide sich in ihren Narrativen, Agenden und Adressaten.<sup>49</sup> In ihrer Untersuchung zu Pro-Stalin-Blogs im Internet differenziert Khlevniuk zwischen drei Typen der Stalin-Verehrung: Die erste Gruppe bewundere und verehere Stalin für seinen Beitrag zum Sieg im „Großen Vaterländischen Krieg“ und heroisiere ihn als genialen Feldherrn. Der Triumph über Hitler-Deutschland werde dabei unmittelbar mit der Geschichte des nationalen Ruhmes verbunden, in deren Zentrum Stalin stehe.<sup>50</sup> Die zweite Gruppe relativiere die stalinistischen Säuberungen, indem sie diese als eine angemessene Antwort auf die Tätigkeit „der fünften Kolonne“ und als effektive Maßnahme zur Korruptionsbekämpfung bezeichne.<sup>51</sup> Die dritte Gruppe bildeten die Kommunisten stalinistischer Ausprägung, die an einer sowjetischen, sozialistischen oder kommunistischen Identität festhielten. Sie beschrieben das aktuelle politische Regime in Russland als „fraudulent and criminal, and communist parties suggest an alternative route, which also entails reestablishing the lost link with the Soviet past. Stalin then becomes a character representing larger ideas: the USSR, socialism, communism, the criticism of capitalism, figures responsible for the break-up of the Soviet Union, and a rupture of the link with the Soviet past.“<sup>52</sup>

Ähnlich wie die Soziologin Daria Khlevniuk kommen auch die Anthropologinnen und Anthropologen um Alexandra Arkhipova, die die Verwendung von Stalin-Symbolen im öffentlichen Raum untersucht haben, zu dem Schluss, dass Stalin im heutigen Russland in ganz unterschiedlichen Zusammenhängen als universelles Symbol und Metapher verwendet werde.<sup>53</sup> Seine Figur diene als Projektionsfläche für viele verschiedene „Antihaltungen“, speziell gegen Korruption, gegen die Trägheit der politischen Eliten, gegen Rechtsnihilismus und generell gegen das staatliche Scheitern. Stalin fungiere als Sinnbild für eine ideale Ordnung, für die Absetzbarkeit der Mächtigen (!), für Gerechtigkeit sowie für den sich kümmernden Staat – oder schlichtweg für einen erfolgreichen Führer (Abb. 4).<sup>54</sup>

Allgemeine Not, soziale Ungerechtigkeit, die wahrgenommene Kluft zwischen Arm und Reich sowie eine intransparente, korrupte Bürokratie nähren im heutigen Russland die Nostalgie nach sicheren Zeiten und die Sehnsucht nach „jemandem, der sich kümmert“. In schwierigen Zeiten breiten sich paternalistische Stimmungen in der Gesellschaft aus. Die Zahl der in den Jahren 2013 bis 2017 errichteten Stalin-Denkmalern stieg im Vergleich zu den „satten“ Jahren 2006 bis 2009 um das

<sup>49</sup> Ebd., S. 2.

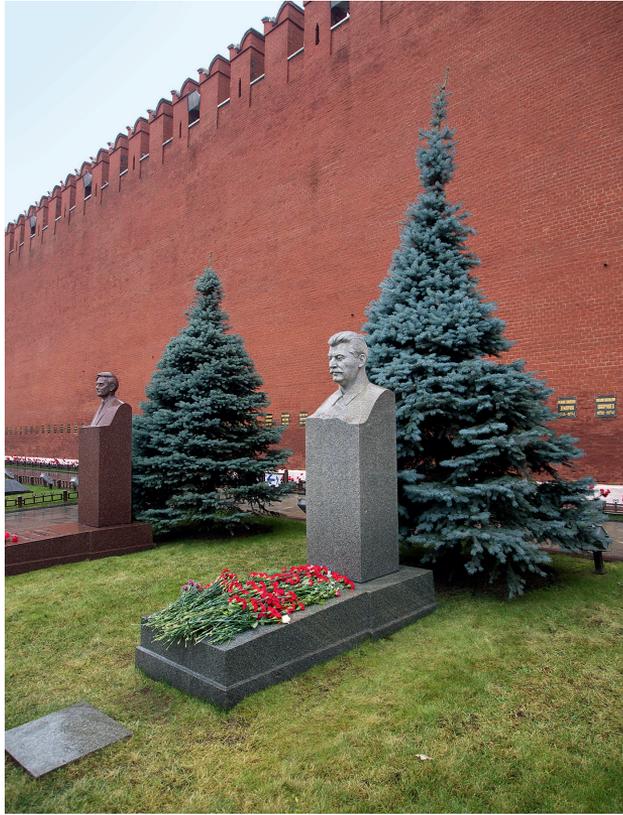
<sup>50</sup> Ebd., S. 7.

<sup>51</sup> Ebd., S. 8.

<sup>52</sup> Ebd., S. 11.

<sup>53</sup> Arkhipova: Stalin (wie Anm. 47).

<sup>54</sup> Dies.: „Akcija: Anti-Stalin“, 25. 6. 2017, <https://www.youtube.com/watch?v=x5Dz0mX40Zk> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).



*Abb. 4: Stalin wird geehrt – Blumen vor seiner Büste an der Moskauer Kremelmauer<sup>55</sup>*

Zweieinhalbfache.<sup>56</sup> Stalin werde, so argumentiert Arkhipova, in verschiedensten Zusammenhängen als Symbol für das im absoluten Gegensatz zum „schlechten“ Heute stehenden angeblich „gute“ Gestern verwendet.

Beim Demonstrieren mit Stalin-Plakaten kommt Nostalgie in ihrer Funktion als Gegenwartskritik am deutlichsten zum Vorschein. Nach den Worten Alexander Etkinds ist die „Sehnsucht nach der Vergangenheit [...] sekundär, primär ist die Unzufriedenheit mit der Gegenwart. Je stärker die Menschen mit der Gegenwart unzufrieden sind, desto häufiger denken sie, dass es früher besser war.“<sup>57</sup> Vereinfacht gesagt: Je stärker Korruption und Rechtlosigkeit zur täglichen Erfahrung werden, desto populärer wird die Figur Stalins. In diesem Sinne dient die Erinne-

<sup>55</sup> Foto vom 11.11.2014; Fotograf: Clay Gilliland, [https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Stalin\\_\(16114382579\).jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Stalin_(16114382579).jpg) (letzter Zugriff am 4.2.2021).

<sup>56</sup> Vgl. Arkhipova: Stalin (wie Anm. 47).

<sup>57</sup> Istorik Aleksandr Etkind o tom, kak pamjat' o repressijach vlijaet na nas segodnja. In: The Village, 18.2.2016, <https://www.the-village.ru/village/city/city-interview/231735-repressii> (letzter Zugriff am 4.2.2021).

nung an die gefühlt „bessere Vergangenheit“ der Stalin-Zeit als Hebel, um die Gegenwart zu kritisieren. Der nostalgische Blick auf Stalin existiert trotz der – und neben den – vielen staatlichen und nicht staatlichen Initiativen zur kritischen Auseinandersetzung mit seiner Person.

Welche Akteure beteiligen sich wie an der Produktion von Erinnerungsbildern zur stalinistischen Vergangenheit? Die in den westlichen Medien häufig vertretene Meinung, Stalin werde im Russland Putins rehabilitiert, bedarf zumindest einiger Einschränkungen.<sup>58</sup> Die öffentlichen Aussagen des Kremls zu Stalin lassen kaum Interpretationsspielraum: Der stalinistische Weg, das Land zu regieren, sei unannehmbar und der Stalinismus sei für Verbrechen an Millionen von Sowjetbürgern verantwortlich; der Preis der Industrialisierung sei viel zu hoch gewesen.<sup>59</sup> Große Beachtung fand etwa der Videobeitrag des russischen Ministerpräsidenten, Dmitrij Medvedev, im Jahr 2009 mit dem Titel „Die Erinnerung an die nationalen Tragödien ist genauso heilig wie die Erinnerung an die Siege“.<sup>60</sup> Medvedev betonte darin die große Bedeutung der Erinnerung an die Repressionen und wies jeglichen Versuch zurück, die stalinistischen Verbrechen zu rechtfertigen oder zu relativieren.

Auch im russischen Geschichtsunterricht wird das Ausmaß des stalinistischen Terrors weder verheimlicht noch kleingeredet. Die Verfolgung der Bauernschaft im Zuge der Kollektivierung der Landwirtschaft, die Hungersnot der 1930er-Jahre, die Parteisäuberungen und der Großen Terror sind seit den 1990er-Jahren Gegenstände schulischer Bildung<sup>61</sup> und seit 2013 wichtiger Bestandteil des allgemeinen Konzepts für ein einheitliches Schulbuch im Fach Geschichte.<sup>62</sup> Stalin und seinen Verbrechen sind Ausstellungen in zeitgeschichtlichen Museen gewidmet, sie bilden Sujets filmischer und literarischer Auseinandersetzung.<sup>63</sup> Interessierte können sich zudem im Internet etwa auf der Webseite von Memorial,<sup>64</sup> auf der Seite des „Virtuellen Gulag-Museums“<sup>65</sup> und auf „Uroki Istorii“ („Lehren aus der Geschichte“)<sup>66</sup> informieren.

<sup>58</sup> So zum Beispiel Ulrich M. Schmid: Jalta statt Versailles – Wladimir Putin legitimiert seine Vision einer multipolaren Weltordnung mittels Geschichtsklitterung. In: NZZ, 2.7.2020, <https://www.nzz.ch/feuilleton/praesidiale-geschichtsklitterung-putin-macht-den-stalin-ld.1563980> (letzter Zugriff am 4.2.2021); vgl. auch Katherine Jacobsen: Russland berauscht sich an seinem Mörder. In: Die Welt, 21.12.2015, <https://www.welt.de/geschichte/article150183411/Russland-berauscht-sich-an-seinem-groessten-Moerder.html> (letzter Zugriff am 4.2.2021).

<sup>59</sup> Vgl. Aleksandr Braterskij. Putinskij vzgljad na sovetskich vozhdzej. In: Gazeta.ru, 17.6.2017, [https://www.gazeta.ru/politics/2017/06/17\\_a\\_10721567.shtml#page1](https://www.gazeta.ru/politics/2017/06/17_a_10721567.shtml#page1) (letzter Zugriff am 4.2.2021).

<sup>60</sup> Dimitrij Medvedev: Pamjat' o nacional'nych tragedijach tak že swjaščenna, kak pamjat' o pobedach, 30.10.2009, <http://blog.da-medvedev.ru/post/35/transcript> (letzter Zugriff am 4.2.2021).

<sup>61</sup> Bürger: Geschichte (wie Anm. 46), S. 124–128, S. 169f.

<sup>62</sup> Vgl. Die historisch-kulturellen Standards der Russländischen Historischen Gesellschaft, <http://rushistory.org/images/documents/konsepsiyafinal.pdf> (letzter Zugriff am 4.2.2021).

<sup>63</sup> Zuletzt wurde 2009 Aleksandr Solženicyns „Archipel Gulag“ neben seinen Werken „Ein Tag im Leben des Iwan Denisowitsch“ und „Matrjonas Hof“ auf die Liste der Pflichtlektüre für das Fach Literatur gesetzt.

<sup>64</sup> Vgl. <https://www.memo.ru/ru-ru/> (letzter Zugriff am 4.2.2021).

<sup>65</sup> Vgl. [www.gulagmuseum.org](http://www.gulagmuseum.org) (letzter Zugriff am 4.2.2021).

<sup>66</sup> Vgl. <http://urokiistorii.ru> (letzter Zugriff am 4.2.2021).



Abb. 5: Das Mahnmal „Wand der Trauer“ in Moskau<sup>67</sup>

2015 erfolgte ein großer Schritt auf dem Weg zur Verankerung des Gedenkens an die Opfer des Stalinismus im öffentlichen Raum: Die Regierung bestätigte die Konzeption zur „Verewigung“ des Andenkens an die Opfer politischer Repressionen.<sup>68</sup> Es war der erste Regierungserlass zu dieser Frage seit 1993 Boris Jelzin im Rahmen der Rehabilitierungskampagne das „Gesetz zur Rehabilitierung der Opfer politischer Repressionen“<sup>69</sup> erlassen hatte.

Die prominent besetzte Stiftung *Uvekovečeniya pamjati žertv političeskich repressij* („Verewigung des Andenkens an die Opfer der politischen Repressionen“) erhielt die Aufgabe, sich der Errichtung eines Denkmals sowie der Ausarbeitung von Bildungskonzepten zu widmen. Ein Ergebnis ihrer Arbeit war der Bau des Mahnmals *stena skorbi* („Wand der Trauer“) zur Erinnerung an die Opfer der politischen Repressionen, das am 30. Oktober 2017 in Moskau eingeweiht wurde.<sup>70</sup> Es besteht aus einer sechs Meter hohen Wand aus menschlichen Silhouetten, in der Leerstellen die Abwesenden symbolisieren (Abb. 5). Die Finanzierung des Mahn-

<sup>67</sup> Foto vom 9. 10. 2018; Fotograf: Philipp Bürger.

<sup>68</sup> Vgl. Rasporjaženie Pravitel'stva RF ot 15. 8. 2015 N 1561-r „Ob utverždenii Konceptii gosudarstvennoj politiki po uvekoveč eniju pamjati žertv političeskich repressij“.

<sup>69</sup> Vgl. Zakon o reabilitacii žertv političeskich repressij, online verfügbar unter [http://www.consultant.ru/document/cons\\_doc\\_LAW\\_1619/](http://www.consultant.ru/document/cons_doc_LAW_1619/) (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>70</sup> Vgl. Ukaz Prezidenta RF ot 30. 9. 2015 N 487 „O vozvedenii memoriala žertvam političeskich repressij“.

mals teilten sich Staat und nicht staatlichen Stiftung, wobei der Staat den größeren Teil der Kosten übernahm.<sup>71</sup> In seiner Ansprache bei der Zeremonie zur Eröffnung der „Wand der Trauer“ erklärte Putin, man könne „das Schreckliche aus der nationalen Erinnerung nicht herausstreichen [...]. Wenn man über die politischen Repressionen und das Leid von Millionen von Menschen spricht, reicht es, eines der vielen Massengräber der Opfer zu besichtigen, um zu verstehen, dass es für diese Verbrechen keine Rechtfertigung geben kann.“<sup>72</sup>

Es ist auffällig, dass Putin in dieser sehr empathischen, opferzentrierten Rede Stalin und den Stalinismus mit keinem Wort erwähnte. Bis heute hält sich die Regierung mit der eindeutigen Verurteilung Stalins zurück und zeichnet das unscharfe Bild eines ziellosen, allumfassenden und irrationalen Terrors in den 1930er- und 1940er-Jahren. Die Verbrechen des Stalinismus werden oft mit Wörtern wie „Unheil“, „Drama“, „Tragödie“ oder „Katastrophe“ beschrieben, so auch in Putins Rede zur Einweihung des Mahnmals: „Ja, wir und unsere Nachfahren sollen die Tragödie im Gedächtnis bewahren[,] [...] aber es bedeutet nicht, zur Abrechnung aufzurufen. Man darf die Gesellschaft nicht wieder in die gefährliche Frontstellung bringen.“<sup>73</sup>

Mit dem Wort „wieder“ im letzten zitierten Satz spielt Putin in seiner Rede auf die jelzinsche Erinnerungspolitik an, in der der anti-stalinistische Diskurs noch dominiert hatte. Im Gegensatz zu seinem Amtsvorgänger hält sich der derzeitige Präsident mit einer Verurteilung der Stalin-Zeit zurück. Dem Willen zur Wahrung nationaler Eintracht und Versöhnung sowie dem Bestreben, bei einem möglichst breiten Spektrum der Gesellschaft anschlussfähig zu sein, stehen einer offenen Kritik an Stalin und dem Stalinismus entgegen.

Die Organisation „Memorial“, die sich für die Aufarbeitung stalinistischer Verbrechen starkmacht, dominierte in den frühen 1990er-Jahren den öffentlichen Umgang mit der Geschichte. Ihre Aktivisten, vor allem Historiker und Menschenrechtler, leisteten eine enorme Arbeit, um geheime Gräber von Opfern politischer Repressionen zu finden und Denkmäler an Orten der Gulag-Lager oder in russischen Städten zu errichten. Seit Ende der 1990er-Jahre sah sich „Memorial“ mit dem Erstarken sowjet-nostalgischer und pro-stalinistischer Stimmungen im Land konfrontiert. Im Diskurs wurde die Sichtweise zunehmend stärker, wonach der Untergang der Sowjetunion eine Tragödie für das Volk gewesen sei. Die Demokratisierung dagegen wurde nun immer häufiger als Ursache für das gegenwärtige Chaos und die Verarmung angesehen. „Memorial“ geriet durch diese Verschiebung der öffentlichen Meinung in die Defensive. Ein weiterer Schlag für die Organisation kam 2013, als sie vom russischen Staat als „ausländischer Agent“ gebrandmarkt

<sup>71</sup> Vgl. Viktorija Odissonova: „Stena skorbi“. Kak sozdajut v Rossii pervyj monument zhertvam sovetskich repressij. In: Novaja Gazeta, 31. 5. 2017, <https://www.novayagazeta.ru/articles/2017/05/31/72649-stena-skorbi> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>72</sup> Zitiert nach der offizielle Webseite des russischen Präsidenten: Otkrytie memoriala pamjati zhertv politicheskich repressij, 30. 10. 2017, <http://www.kremlin.ru/events/president/news/55948> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>73</sup> Ebd.

wurde. Vonseiten nationalistischer, ultrapatriotischer Vereinigungen wie SERB (South-East Radical Block), „Sut' Vremeni“, „Nachtwölfe“ und anderer Gruppen wird die NGO seitdem drangsaliert. Diese versuchen nicht nur, die Aufklärungsarbeit von „Memorial“ zu behindern, sondern knüpfen in ihrer Symbolpolitik selbst an den Stalin-Kult an. Vereinigungen aus dem nationalistischen Spektrum nutzen ihre häufig gute Vernetzung mit der lokalen und regionalen Politik, um der Aufklärungsarbeit von „Memorial“ die öffentliche Unterstützung zu entziehen und so zu verhindern. Die bekanntesten Beispiele für diese Strategie sind das Schicksal des Gulag-Museums „Perm-36“ und der Prozess gegen den Erinnerungsaktivisten Jurij Dmitriev in Petrozavodsk.<sup>74</sup>

Es gibt aber auch gegenläufige Entwicklungen: Die Gedenkinitiative „Die letzte Adresse“ wurde zu einer festen, dauerhaften Form des Gedenkens an die Opfer.<sup>75</sup> Im Rahmen dieser Aktion werden an die Fassaden der Wohnhäuser, in denen die Opfer des Großen Terrors gelebt hatten und aus denen diese von der NKVD abgeholt worden waren, Tafeln mit einer quadratischen Aussparung in der Mitte angebracht. Diese stilisierte „Lücke“ soll das Verschwinden der Menschen und die Leerstelle in der Erinnerung an sie in Russland symbolisieren. Das Projekt finanziert sich durch Spenden aus der Mitte der Gesellschaft, erhält aber teilweise auch staatliche Gelder. Mittlerweile ist „Die letzte Adresse“ zu einer transnationalen Initiative geworden: Im Jahr 2020 wurden auch in Ostdeutschland Tafeln für die Opfer des stalinistischen Terrors installiert.

Ein anderes Beispiel für eine kritische Erinnerung an die Stalin-Zeit ist die Aktion „Rückkehr der Namen“, die mittlerweile seit zehn Jahren in verschiedenen russischen Städten am 30. Oktober, dem Tag des Gedenkens an die Opfer politischer Repressionen, stattfindet (Abb. 6).<sup>76</sup> In diesen von „Memorial“ organisierten zwölfstündigen Gedenkaktionen lesen Bürger die Namen ihrer Familienangehörigen beziehungsweise anderer Menschen, die Opfer des stalinistischen Terrors geworden sind, vor. Die Aktion gewinnt jährlich an Popularität. Versuche der Staatsorgane, sie in Moskau zu behindern (geplant war die Verlegung vom Lubjanka-Platz auf den Sacharov-Prospekt), führten im Jahr 2018 zu gesellschaftlicher Gegenwehr. Aufgrund des massiven Protests gegen die Verlegung machten die Staatsorgane schließlich einen Rückzieher und erlaubten die Gedenklesung an ihrem gewohnten Platz, am Solovecki-Stein auf dem Lubjanka-Platz.

Ein weiterer wichtiger Akteur in Bezug auf die Erinnerung an den Stalinismus ist in Russland die Russisch-Orthodoxe Kirche. Sie wirkt auf den Gedenkdiskurs

<sup>74</sup> Vgl. Ekaterina Makhotina: Aufklärung gegen Widerstand. Jurij Dmitriev und der Stalinsche Terror in Sndormoch, 14. 6. 2017/28. 3. 2019, <https://erinnerung.hypotheses.org/1331> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>75</sup> Poslednij Adres, <https://www.poslednyadres.ru> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>76</sup> Dazu, dass die russische Erinnerungskultur darüber hinaus noch andere Formate braucht, vgl. Ekaterina Makhotina: Noch ist Stalin heisse Geschichte – Russlands Kampf mit einer Vergangenheit, die nicht vergehen will. In: NZZ, 17. 11. 2018, <https://www.nzz.ch/meinung/noch-ist-stalin-heiss-russlands-kampf-mit-einer-vergangenheit-die-nicht-vergehen-will-ld.1431950> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).



*Abb. 6: Aktion „Rückkehr der Namen“ auf dem Ljubjanka-Platz in Moskau, 29. Oktober 2018<sup>77</sup>*

ein, indem sie die Opfer des Stalinismus zu „neuen Märtyrern“ erklärt, die für den christlichen Glauben gestorben seien. Hierbei steht die Religiosität im Mittelpunkt des Erinnerungsnarrativs.<sup>78</sup> Religion spielt auch in der Gestaltung der Gedenkstätten für die Opfer des politischen Terrors im heutigen Russland eine wichtige Rolle. Diese sind oftmals in Form einfacher Friedhöfe mit orthodoxen Kreuzen und Kirchen angelegt. In erster Linie dienen diese Stätten als Orte der privaten Trauer um diejenigen Familienangehörigen, die unter Stalin starben. Informationen über Täter und Funktionsweisen des politischen Terrors fehlen an diesen Orten zumeist.<sup>79</sup>

<sup>77</sup> Foto vom 29.10.2018; Fotografin: Ekaterina Makhotina.

<sup>78</sup> Vgl. Margarete Zimmermann: Die Russische Orthodoxe Kirche als erinnerungspolitischer Akteur (1995–2009). Der Schießplatz Butovo als Fallbeispiel für die postsowjetische Gedenkkultur. In: Jörg Ganzenmüller/Raphael Utz (Hg.): Sowjetische Verbrechen und russische Erinnerung. Orte – Akteure – Deutungen. München 2014, S. 59–90.

<sup>79</sup> Vgl. hierzu ausführlicher Ekaterina Makhotina: Gedenkkultur „von unten“. Butovo und die Erinnerung an Opfer, Märtyrer und Täter des Großen Terrors, 7.12.2018, <https://erinnerung.hypothesen.org/4946> (letzter Zugriff am 4.2.2021).

## Affektive Erinnerung: Gedenken an den Zweiten Weltkrieg in Russland

Der Zweite Weltkrieg – der „Große Vaterländische Krieg“, wie er in Russland genannt wird, – stellt für die heutige russische Gesellschaft wohl den wichtigsten Erinnerungsort dar. Der 9. Mai 1945 als „Tag des Sieges“ ist das einzige Ereignis in der sowjetischen Geschichte, welches auch nach dem Ende der Sowjetunion zentral für die nationale Selbstfindung geblieben ist. Sicherlich liegt dies an der großen Bedeutung, die der Krieg im familiären und kollektiven Gedächtnis hat. Es gibt kaum eine Familie im heutigen Russland, die vom Krieg unberührt geblieben ist. „Wir sind die Erben des Sieges!“, lautet der bekannte Slogan während der alljährlichen Feierlichkeiten am 9. Mai. Der Topos der „Erbschaft“ verbindet das schwierige „Heute“ mit dem heroischen „Gestern“: Der Sieg liegt zwar in der Vergangenheit, das Gedenken daran bleibt jedoch nach wie vor sehr aktuell.

In den Jahren von Perestroika und Glasnost erfuhr die Erzählung über den Krieg wichtige Veränderungen. Der Erinnerungsdiskurs wurde pluralistischer, fragmentierter und widersprüchlicher. Presse und Publizistik deckten stalinistische Verbrechen während des Kriegs auf und zeichneten das Bild eines „unheroischen“ Kriegs, was auf starkes Interesse in der Bevölkerung stieß und eine breite öffentliche Diskussion auslöste.

Nach dem Untergang der Sowjetunion hielt Boris Jelzin in den frühen 1990er-Jahren die offizielle Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg klein und versuchte, diese mittels nationaler Rhetorik umzugestalten. Die nationale Identität Russlands sollte an die vorrevolutionäre Zeit anknüpfen. Die Sowjetzeit wurde in dieser Vorstellung als Zeit des Scheiterns und der Katastrophe für die russische Nation betrachtet. Mit der Geschichtspolitik Jelzins stimmten jedoch Teile der Gesellschaft, die von den liberalen Wirtschaftsreformen negativ betroffen waren, nicht überein. So organisierte die konservative, pro-sowjetische Opposition an den für das Militär wichtigen Tagen – wie dem „Tag des Sieges“ (9. Mai), dem „Tag der Oktoberrevolution“ (7. November) oder dem „Tag der Roten Armee und Flotte“ (23. Februar) – riesige Kundgebungen und Feiern in sowjetischer Tradition.

Da Jelzin immer mehr den Verlust seiner Macht fürchten musste, änderte er 1995 seinen Kurs und begann, vormalig abgeschafften Praktiken und Symbole der sowjetischen Erinnerungskultur wieder einzuführen. Im Zuge dessen fanden etwa am 9. Mai wieder Paraden statt, die Gedenkstätte „Siegespark“ in Moskau wurde eröffnet und das Gesetz über „Tage des militärischen Ruhmes“, das auch heute noch die Kriegserinnerung prägt, wurde verabschiedet.<sup>80</sup>

Der Präsidentschaftswahlkampf 1996, in welchem Jelzin an die heroische und nationale Haltung der Sowjetunion anknüpfte, verstärkte den neuen Kurs. Philipp Bürger interpretiert die Jahre 1995 und 1996 daher auch als entscheidender erinnerungspolitischer Wendepunkt: Lag der Fokus während der Perestroika und in den

<sup>80</sup> Bürger: Geschichte (wie Anm. 46), S. 55, S. 196–212.

Jahren unmittelbar nach 1991 noch auf den „dunklen Flecken“ der Geschichte, so verschob er sich nun zugunsten einer heroisierten Vergangenheit.<sup>81</sup>

Auch die Geschichtspolitik Putins folgt diesem Narrativ. Die Erinnerung an den Krieg wird mit der Geschichte des militärischen Ruhmes verbunden. Diese dient als Bindemittel, um scheinbar widersprüchliche Teile der russischen Geschichte zusammenzuhalten sowie um eine Kontinuitätslinie zwischen der imperialen sowjetischen Vergangenheit auf der einen und der Russischen Föderation auf der anderen Seite herzustellen. Das sowjetische Erbe ist offiziell zurückgekehrt – wenn auch ohne eine positive Bewertung des kommunistischen Systems.

Der Ton, in dem die offiziellen Medien und die Regierung über den „Großen Vaterländischen Krieg“ sprechen sowie die Art und Weise wie die Erinnerung etwa in Form der Militärparade auf dem Roten Platz am „Tag des Sieges“ präsentiert wird, ist von heroischem Pathos geprägt.

Doch nicht nur staatliche Akteure beteiligen sich am Vergangenheitsdiskurs. Im heutigen Russland gibt es keine homogene „kollektive Erinnerung“ an den Krieg, sondern viele verschiedene Kriegserinnerungen, die nebeneinander oder gegeneinander existieren. Die Verflechtung von politischem und individuellem Gedächtnis ist die Besonderheit der russischen Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg, zu der sowohl Siegesstolz als auch Trauer gehören.

Die offiziellen Rituale werden durch soziale Praktiken „von unten“ unterstützt, ergänzt und herausgefordert. Einige von ihnen sind neu und haben das Potenzial, die staatliche Vereinnahmung der Erinnerung an den Krieg zu erschweren. Der amerikanisch-russische Anthropologe Serguei Oushakine weist in diesem Zusammenhang auf den Einfluss der kollektiven Emotionen auf die neuen Praktiken im Umgang mit der Vergangenheit hin.<sup>82</sup> „Fakten und Ereignisse der Vergangenheit werden nicht wegen ihrer historischen Bedeutung registriert, sondern emotional erlebt und *re-enacted*.“<sup>83</sup> Um Interpretationen der Vergangenheit zu produzieren und diese zu kontrollieren, versuche sich das politische Establishment im „affektiven Management“ und fördere die Praktiken der Individualisierung der Erinnerung, so Oushakine. Zweifellos: Dank der großen Unterstützung, die die Erinnerung an den Krieg in der russischen Gesellschaft hat, wird der „Tag des Sieges“ wie kein anderer Tag von der Regierung für die politischen Identitätsprojekte instrumentalisiert. Zugleich sind die neuen, nicht staatlichen Rituale Beleg dafür, dass die Erinnerungskultur bezüglich des „Großen Vaterländischen Kriegs“ weder als bloßer performativer Patriotismus, noch als ein Versuch der Gesellschaft, sich der offiziellen Erzählung vom militärischen Triumph zu widersetzen, zu deuten ist.<sup>84</sup>

<sup>81</sup> Ebd., S. 204–211.

<sup>82</sup> Serguei Oushakine: Remembering in Public. On the affective management of history. In: *Ab Imperio* 1 (2013), S. 274.

<sup>83</sup> Ebd. (Hervorhebung im Original).

<sup>84</sup> Vgl. hierzu die Ergebnisse des Forschungsprojekts zum „9. Mai im postsozialistischen Europa“, veröffentlicht im Sammelband: Mischa Gabowitsch/Cordula Gdaniec/Ekaterina Makhotina (Hg.): *Kriegsgedenken als Event. Der 9. Mai 2015 im postsozialistischen Europa*. Paderborn 2017.



Abb. 7: Rekonstruktion und Inszenierung – nachgestellte Lazarett-Szene am 9. Mai 2015 in Tomsk<sup>85</sup>

Mit dem Tod der letzten Veteranen wird der 9. Mai immer mehr zu einem karnevalesken Ereignis mit „Event“-Charakter. Immer mehr junge Russen tragen an diesem Tag historische Uniformen oder stellen Szenen aus dem Krieg nach. Das Gedenken an den Krieg wird zu einem „Histotainment“ – einer Mischung aus historischer Erinnerung und Unterhaltung. Öffentliche Feste dienen als Flucht aus dem Alltag und als „Events“. Pseudo-historische „Rekonstruktionen“ (Abb. 7) und Popkonzerte füllen den festlichen Rahmen. Diese neue, trivial wirkende Form der „Erinnerung“ existiert neben den großen staatlichen Inszenierungen, die auf Patriotismus, nationale Identität und Herrschaftsstabilisierung abzielen.

Die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg erlebt im heutigen Russland eine immer stärkere lokale Ausdifferenzierung. Gesellschaftliche Akteure versuchen vor Ort, ihre „eigene“, lokale Erzählung vom und Erinnerung an den Krieg zu schaffen und entwickeln dabei eine neue Erinnerungskultur. Für die Toten des Zweiten Weltkriegs werden individuelle Denkmäler errichtet, die die Namen der Gefallenen nennen und dem Individuum gedenken. Die Individualisierung der Kriegserinnerung ist ein globaler Trend, der sich auch in Russland durchgesetzt hat.<sup>86</sup>

Viele der neuen Gedenkpraktiken nehmen Bezug auf individuelle oder familiäre Geschichten, so auch die Aktion „Das unsterbliche Regiment“. Dabei handelt es sich um eine „Gedenkparade“, bei der Menschen Porträts ihrer Familienmitglieder,

<sup>85</sup> Foto vom 9. 5. 2018; Fotograf: Azat Bilalutdinov.

<sup>86</sup> Vgl. dies.: Kriegsgedenken als Event. Der 9. Mai 2015 im postsozialistischen Europa. Zur Einleitung. In: Gabowitsch/Gdaniec/Makhotina (Hg.): Kriegsgedenken (wie Anm. 84), S. 11–40.

die als Soldaten im Krieg gekämpft haben, durch die Straßen russischer Städte tragen.<sup>87</sup>

Diese Präsenz der privaten Erinnerung im öffentlichen Raum ist das eigentlich Neue an den Feiern zum „Tag des Sieges“. Die Hinwendung zur Geschichte der eigenen Großeltern hat das Interesse und die Bereitschaft, an den öffentlichen Feiern zum 9. Mai teilzunehmen, stark erhöht. In den vergangenen Jahren haben viele Russen kurze Berichte über die Kriegserlebnisse ihrer Großeltern in sozialen Netzwerken veröffentlicht – darunter viele Geschichten „jenseits“ einer heroisierenden Erzählung. Diese individuellen, oft schockierenden Geschichten in unpathetischer Perspektive wurden nicht selten von Medien aufgegriffen und weiterverbreitet.

In der Individualisierung liegt aber auch die Krux: Auf der einen Seite wird die Erinnerung an den Krieg vermeintlich menschlicher, auf der anderen Seite macht diese Praktik das Gedenken für die emotionale Mobilisierung seitens des Staates fügsamer. Die Geschichte wird „gefühlte“, nicht „gelernt“ – das macht anfällig für Mythologisierungen und staatlich inszenierte Fake News.

So begegnen mittlerweile viele auch der Aktion „Das unsterbliche Regiment“ mit Skepsis. Sie fragen sich etwa: Ist Stolz im Zusammenhang mit Krieg angemessen? Oder: Ist die militärische Ästhetik einer „Parade“ noch zeitgemäß? Gefordert wird ein „Tag der stillen Trauer“ oder eine pazifistische Form der Erinnerung an den Krieg, wie zum Beispiel eine Antikriegsdemonstration.

## Resümee

Nostalgische Formen der Erinnerungspraktiken werden immer populärer, da sie den Wünschen der heutigen Gesellschaften eher entsprechen als eine vom Staat, von Historikern oder von Bildungsinstitutionen gestaltete Geschichtskultur. Die nostalgisch anmutende Musealisierung der Zeit der Sowjetunion, die Sehnsucht nach einer paternalistischen Staatsführung und der Stolz auf die „Helden“ in der eigenen Familie stehen im heutigen Russland beispielhaft für eine entsprechende Kulturpraxis, die das individuelle Gedächtnis mit den kollektiven Erinnerungsdiskursen auf das Engste verbindet. Solange diese sowjet-affirmativen Diskurse sich in die offizielle Geschichtspolitik einfügen, werden sie vom Kreml mitgetragen.

Das Feld der Kommunikation über die Vergangenheit ist im heutigen Russland von dynamischen Aushandlungsprozessen zwischen den staatlichen und den gesellschaftlichen Akteuren geprägt. Am Beispiel der Erinnerung an den „Großen Vaterländischen Krieg“ lässt sich aufzeigen, wie wichtig die gesellschaftliche Akzeptanz für die offiziellen Diskurse ist: Als Boris Jelzin Anfang der 1990er-Jahre die in der Sowjetunion übliche heroische Kriegserinnerung zurückdrängen wollte, stieß er – nicht allein seitens der Veteranengeneration – auf erheblichen Widerstand

<sup>87</sup> Azat Bilalutdinov: Die Gedenkinitiative „Unsterbliches Regiment“ zwischen Gesellschaft und Politik. In: ebd., S. 126–140.

und änderte schließlich seinen geschichtspolitischen Kurs. Auch die heutige Führung Russlands bleibt in ihrer Rhetorik populistisch und hält sich mit eindeutigen Bewertungen – zuvorderst und vor allem in Bezug auf die Person Stalins – zurück. Ein solcher Geschichtspopulismus zielt auf breite gesellschaftliche Akzeptanz und die Stärkung der Legitimität der Regierung. Dies ist für das Staatswesen zurzeit offenbar wichtiger als die damit einhergehenden Gefahren eines Geschichtspopulismus, die sich in der Idealisierung einer autoritären, antidemokratischen Ordnung und des politischen Terrors, wie sie im heutigen Russland von Teilen der Gesellschaft vertreten wird, manifestieren.

### Abstract

The acceleration of time and skepticism regarding the future are phenomena universal within our society. The past is often the recipient of greater attention than the future in various spheres of public life, whether this involves politics, culture, or other public activities. The political actors who give the past its meaning and construct its narrative, are therefore of particular importance. This is indeed the case in Russia, where the politics of history have become extremely important over the last ten years. There has been considerable investment in the development of “sites of memory”, areas of cultural heritage, and public re-enactments. Most of all, the memory of the Second World War, which has remained unchanged in a unique form of continuity following the Soviet era, remains the crucial point for the politics of collective identity in Russia. While the politics of history aims at preserving the traditional, heroic meaning of war, the politics of ambivalence regarding the Stalinist repressions serves as a counterexample. There still remains a lack of clear convictions here regarding the Stalinist regime, and state-sponsored memorials for Stalin’s victims and Gulag museums exist alongside non-official, private initiatives to erect memorials to Stalin throughout the country. In the context of the latter, “nostalgia” for Stalin has had the specific function as a vehicle of different “positions of protest” against the current regime (and to criticize the corruption of the elites in particular) and against the lack of stability once enjoyed in the “good old days”. Russian society has seen the noticeable popularization and medialization of the Soviet period before perestroika in the topos of the “Long Golden 1970s” and its places of remembrance. Museums and social media thematize the late Soviet era in a nostalgic manner, and the “last Soviet generation”, those born between 1974 and 1982, like to indulge in memories of their childhood and youth. The chapter argues if and why there is a need for the promises of the (lost) past in Russian society. With the exception of the practical nostalgia for the “stable” Soviet era, social practices serve to bring the past into the present to a considerable degree, such as the “Immortal Regiment” event held for the heroes of the Second World War. While these practices tend to affirm the state politics of history and memory by supporting the narrative of a proud and heroic national history, they exist alongside other social memory practices such as the “Return of the Names” commemo-

ration of Stalin's victims. Practices of re-enactment, memorial pilgrimage, and the restoration of Soviet architecture in decline have created new meaning for historical events. In the case of the commemoration of the victims of Stalin's terror, this can even entail potential for criticism with regard to the contemporary political power in the Kremlin.

*Anja Tippner*

## Zwischen Dokumentarliteratur und Geschichtsschreibung

Figurationen kollektiver Erinnerung in Svetlana Aleksievičs  
„Secondhand-Zeit. Leben auf den Trümmern des Sozialismus“

Wie fühlt man einer Gesellschaft den Puls? Wie bildet man kollektive Erinnerungen ab? Wie bringt man unterschiedliche Erfahrungen des sowjetischen Alltags zur Sprache? Wie schreibt man eine Geschichte der Gefühle? Svetlana Aleksievičs 2013 erschienenes Buch „Vremja sekund chënd. Konec krasnogo čeloveka“ (in deutscher Übersetzung: „Secondhand-Zeit. Leben auf den Trümmern des Sozialismus“)<sup>1</sup> stellt einen Versuch dar, diese Fragen zu beantworten und die vielfältigen und vielfach gegensätzlichen Erinnerungen an die letzten Jahre der Sowjetunion und die Transformationsperiode der 1990er- und frühen 2000er-Jahre zu dokumentieren. Aus Gesprächen, Interviews, Lebensgeschichten und zufällig mitgehörten Unterhaltungen formt die Autorin einen vielstimmigen Chor. Sie beschreibt, wie ehemalige Sowjetbürger den Zusammenbruch ihres Staates erlebt haben, welche Gefühle dieser Kollaps ausgelöst hat, und wie dieses historische Ereignis aus der Retrospektive dargestellt und interpretiert wird. Sie und ihre Gesprächspartner lassen die Sowjetunion wiederauferstehen, erinnern sich an Bilder, Objekte und Symbole der vergangenen Ära und daran, was diese für sie heute bedeuten. Aleksievič will mit „Secondhand-Zeit“ allgemeine Einstellungen und Haltungen zum Ausdruck bringen, aber auch individuelle Geschichten erzählen. Anders als noch in ihren vorherigen Büchern schafft sie deshalb ein Kollektivsubjekt, das aufgrund seiner amorphen Gestalt gesellschaftliche Positionen jenseits definierter sozialer Gruppen darstellen soll.

Formal und inhaltlich fügt sich Aleksievičs literarische Erforschung des Verhältnisses von Subjektivität und Kollektivität in zwei Trends der neueren Literatur: die Auseinandersetzung mit dokumentarischen Schreibweisen sowie mit Repräsentationen kollektiver Haltungen. Die „performative Fabrikation eines

<sup>1</sup> Svetlana Aleksievič: *Vremja sekund chënd. Konec krasnogo čeloveka*. Moskau 2013 (in deutscher Übersetzung Svetlana Alexijewitsch [= dies.]: *Secondhand-Zeit. Leben auf den Trümmern des Sozialismus*. Übersetzt von Ganna-Maria Braungardt. Berlin 2013). Der Untertitel der russischen Ausgabe weicht von dem der deutschen ab. Wörtlich übersetzt heißt er „Das Ende des roten Menschen“. Die nachfolgenden Zitate sind der deutschen Übersetzung entnommen.

Wir“,<sup>2</sup> das nicht nur Einzelstandpunkte umfasst, sondern kollektive Positionen hervortreten lässt, ruht auf mehreren Säulen: chorischem Schreiben,<sup>3</sup> den thematischen und motivischen Wiederholungsfiguren auf der auktorialen Ebene sowie einer aktiven Leserbeteiligung, durch die die einzelnen Motive und Stimmen auf der Rezeptionsebene zusammengeführt werden. Es ist ihr Ziel, nicht nur Einzelmeinungen zu dokumentieren, sondern typische Standpunkte vorzuführen, ohne den Menschen hinter der großen Geschichte verschwinden zu lassen. Aleksievič wendet sich damit von älteren Formen „realistischen“ Erzählens ab, ohne allerdings die Aporie, dass literarische Figuren stets Konstrukte sind, umgehen zu können. Es geht ihr kurz gesagt um die Überführung subjektiven Erlebens in kollektives Wissen und in geschichtliche Deutung durch Dokumentation – ein Vorgehen, das sie an anderer Stelle mit der Arbeit eines Historikers verglichen hat.<sup>4</sup> Im Gegensatz zu Historikern jedoch, so schreibt sie im ersten Kapitel von „Secondhand-Zeit“, interessiert sie sich nicht ausschließlich für Fakten, sondern sähe „die Welt mit den Augen der Menschforscherin“ und einem besonderen Augenmerk auf den Gefühlen.<sup>5</sup>

„Secondhand-Zeit“ ist der letzte Teil von Aleksievičs fünfbandigem Zyklus „Golosa Utopii“ („Stimmen der Utopie“), der aus den Bänden „Poslednie svideteli“ („Die letzten Zeugen“), „U vojny ne ženskoe lico“ („Der Krieg hat kein weibliches Gesicht“), „Cinkovye mal’čiki“ („Zinkjungen“) und „Černobyľ’skaja molitva“ („Tschernobyl. Eine Chronik der Zukunft“) besteht und zentrale sowjetische Erfahrungen und Ereignisse dokumentiert. Auch wenn dieser letzte Band vieles mit den vorhergehenden Teilen des in den späten 1970er-Jahren begonnenen Zyklus gemein hat, etwa die Inszenierung des Textes als Bühne für „einfache Bürger“, die als Akteure und Sprecher auftreten, die Methode der Zeitzeugeninterviews und die emotional aufgeladene Schreibweise, so gibt es doch auch signifikante Unterschiede. Die Zeugnisse, die Aleksievič in „Secondhand-Zeit“ gesammelt hat, unterscheiden sich von denen ihrer früheren Textcollagen durch die Stoßrichtung ihrer Kritik: Während die anderen Bände bemüht waren, ideologisch motivierte Entstellungen der Vergangenheit mit persönlichen Erfahrungen abzugleichen, dabei aber am Glauben festhielten, dass Kritik zu einer besseren Zukunft beitrage, fehlt in ihrem letzten Band die Zukunftsorientierung. Nun sind die Bewertungen der Vergangenheit sowie der Umgang mit ihr oft nicht ausschließlich kritisch, sondern

<sup>2</sup> Thomas Alkemeyer/Ulrich Bröckling: Jenseits des Individuums. Zur Subjektivierung kollektiver Subjekte. Ein Forschungsprogramm. In: dies./Tobias Peter (Hg.): Jenseits der Person. Zur Subjektivierung von Kollektiven. Bielefeld 2018, S. 19.

<sup>3</sup> Vgl. Hans-Thies Lehmann: Postdramatisches Theater. Frankfurt a. M. 1999, S. 233–238. Über die bei Lehmann diskutierten Beispiele hinaus zum aktuellen Chortheater vgl. Julia Bodenbug/Katharina Grabbe/Nicole Haitzinger (Hg.): Chor-Figuren: Transdisziplinäre Beiträge. Freiburg i. Br. 2016, insbes. die Beiträge von Monika Meister und Nikolaus Müller-Schöll.

<sup>4</sup> Svetlana Aleksievič: Cinkovye mal’čiki. Moskau 2007, S. 27. Sie schreibt: „Možet byt’, to, čto ja delaju, pochože na rabotu istorika, no ja istorik besslednogo.“ („Vielleicht ähnelt das, was ich tue, der Arbeit eines Historikers, aber ich bin eine Historikerin des Spurlosen.“). Svetlana Aleksijewitsch [= dies.]: Zinkjungen. Afghanistan und die Folgen. Berlin 2016, S. 27.

<sup>5</sup> Dies.: Secondhand-Zeit (wie Anm. 1), S. 13; dies.: Vremja (wie Anm. 1), S. 11.

häufig affirmativ und nostalgisch. Im Nebeneinander der Stimmen, die die späte Sowjetunion und die Transformationszeit beschreiben, kommen unterschiedliche Einschätzungen vor – Aleksievič zitiert Menschen, die froh sind, dass der Sozialismus zu Ende ist und andere, die ihm nachtrauern. In ihrer dokumentarischen Prosa finden sich Erinnerungen an die Härten des Lebens im Kommunismus, aber auch positive Erinnerungen an Freuden des Alltags, an sowjetische Feste und Waren. Schon die Überschriften der zwanzig Kapitel sind durchzogen von negativen Begriffen wie „Einsamkeit“, „Leid“, „Dunkel“, „Entsetzen“, „Tod“ oder „Grausamkeit“. Negative Erfahrungen bilden die Schnittmenge der einzelnen Auskunftspersonen zueinander. In der Zusammenschau überwiegen jene Stimmen, die – angegriffen von den fundamentalen Verwerfungen und zum Teil gewaltsamen Umwälzungen der 1990er-Jahre – dem sowjetischen Lebensmodell durchaus positive Aspekte abgewinnen können. Positiv erscheint vieles an der sozialistischen Vergangenheit, auch das machen die in dem Werk versammelten Aufzeichnungen deutlich, erst vor dem Hintergrund der wilden Transformation von den 1990er- bis zum Anfang der 2000er-Jahre.

### Kollektive und subjektive Erinnerungen

Eine zentrale Frage in der Auseinandersetzung mit Svetlana Aleksievičs Texten ist die danach, wer in ihren Texten eigentlich spricht – die Zeitzeugen oder die Autorin? Diese Frage ist wichtig im Hinblick darauf, welchen Status die Testimonials in den Büchern der Schriftstellerin haben. Diskutiert wird die Frage, ob es sich bei Aleksievičs Texten um Zeitzeugenberichte oder um Literatur handelt. In Studien und Kritiken herrscht keine Einigkeit darüber, welcher Gattung man die Texte der Autorin zuordnen kann. Sie werden als dokumentarische Prosa, als „menschliches Dokument“ („čelovečeskij dokument“)<sup>6</sup>, als Zeitzeugenliteratur<sup>7</sup> oder als Fiktion beschrieben. Ihr Kennzeichen ist, dass die Authentizität der Aussagen durch persönliche Erfahrungen bezeugt und durch die moralische Autorität der Nobelpreisträgerin Aleksievič verbürgt werden. Gerade die Tatsache, dass in ihren Texten Personen Zeugnis ablegen, die „nicht schreiben“ und selten öffentlich zu Wort kommen, erhöht die Bedeutung der Texte, da sie scheinbar Zugang zu einer sonst verschlossenen Welt gewähren.<sup>8</sup> In einem Interview anlässlich der Verleihung des

<sup>6</sup> Elena Gapova: Stradanje i poisk smysla. „Moral'nye revoljucii“ Svetlana Aleksievič. In: Neprikosnovennyj zapas (2015) 1, <http://magazines.russ.ru/nz/2015/99/15g.html> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>7</sup> Serguei Oushakine vergleicht „Vremja sekond chend“ mit Beispielen lateinamerikanischer Zeitzeugenliteratur etwa von Rigoberta Menchú; vgl. Serguei Oushakine: Neighbours in Memory. Svetlana Aleksievič: The First Major Postcolonial Author of Post-Communism. In: TLS, 18. 11. 2016, S. 10–12.

<sup>8</sup> Man könnte ihr Werk daher auch mit Philippe Lejeune als lebensgeschichtliches Schreiben aus zweiter Hand einordnen. Vgl. Philippe Lejeune: Die Autobiographien der Nichtschreiber. In: Anja Tippner/Christopher F. Laferl (Hg.): Texte zur Theorie der Biographie und Autobiographie.

Nobelpreises im Jahr 2015 erklärt Aleksievič, dass der Einzelne nicht mehr in der Lage sei, die komplexe gesellschaftliche Situation zu erfassen, und dass sich nur aus kollektiven Erinnerungen ein wahrhaftiges Bild herstellen lasse: »[E]verything happens so fast and intensively in the modern world that neither one person nor the whole culture are able to conceive it. [...] Every person, me too, can only try to grasp a small piece of reality, conjecture only. [...] And all together these pieces are united in a novel of voices creating the image of our time and telling what is happening to us.«<sup>9</sup>

Aleksievičs literarische Dokumentation sowjetischer Stimmen versucht durch eine chorische Struktur, die unübersichtliche Gegenwart in ihren verschiedenen Facetten zu erfassen. Man könnte die Form des Textes auch mit den Worten ihres Vorbilds Ales Adamovičs als „Lebensstimmen“ („Žiznegolosie“) oder „mehrstimmige Untersuchung“ („mnogogolosoie issledovanie“) beschreiben.<sup>10</sup> Dass das Vorhaben, Mentalitäten und Wahrnehmungen der späten Sowjetunion und der Transformationszeit abzubilden, kein einfaches Unterfangen ist, betont Masha Gessen im Vorwort zu ihrem eigenen Versuch, die Geschichte dieser Jahre durch das Prisma individueller Geschichten zu erzählen. Gessen führt die Schwierigkeiten darauf zurück, dass die sowjetische Gesellschaft keine Selbstanalyse und keine Selbstreflexion kannte, mit Ausnahme einer ideologisch gefärbten.<sup>11</sup>

Aleksievič kann für ihre dokumentarische Sondierung deshalb nur bedingt auf psychologische, soziologische und philosophische Studien zurückgreifen. Hieraus erklärt sich auch die Bedeutung der literarischen Überformung, die aus „unbearbeiteten“ Gefühlen einen Text baut und Sinn schöpft.<sup>12</sup> Aleksievič erzeugt diese kollektive Bedeutung und den Wahrhaftigkeitsanspruch durch ein Verfahren, welches man in Anlehnung an Jurij Lotman als sekundäre Oralität bezeichnen könnte, das heißt: eine Oralität, die sich erst mit den Mitteln der Schrift herstellt.<sup>13</sup> Verwei-

Stuttgart 2016, S. 191–218. Dies ist auch einer der markanten Unterschiede zu Masha Gessens Buch „The Future Is History“. Gessen versucht explizit, Personen zu Wort kommen zu lassen, die einerseits wie alle sind und die ähnliche Erfahrungen wie Millionen von Russen haben, die aber andererseits außergewöhnlich sind und ihre Erfahrungen auf eine kluge und reflektierte Art vermitteln können; Masha Gessen: *The Future Is History. How Totalitarianism Reclaimed Russia*. New York 2017, S. 3.

<sup>9</sup> Svetlana Alexievich: Interview, [https://www.nobelprize.org/nobel\\_prizes/literature/laureates/2015/alexievich-interview.html](https://www.nobelprize.org/nobel_prizes/literature/laureates/2015/alexievich-interview.html) (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>10</sup> Ales Adamovič: „Iz zapisnych knjižek Ales Adamoviča“. In: Ales Adamovič/Daniil Granin: *Blokadnaja kniga*. St. Petersburg 2016, S. 596. Adamovič versucht mit diesen und weiteren Begriffen, die Gattung des „Blockadebuchs“ zu umreißen. Aleksievič beschreibt ein anderes Dokumentarprojekt von Adamovič, Janka Bryl' und Vladimir Kolesnikov – „Ja iz ognennoj derevni“ („Ich komme aus einem brennenden Dorf“) – als „Roman zusammengesetzt aus Stimmen des Lebens“ („roman sobran iz golosov žizni“) und Modell ihres eigenen Schreibens. Vgl. Svetlana Aleksievič: *U vojny ne ženskoe lico*. Moskau 2013, S. 9; Svetlana Alexijewitsch [= dies.]: *Der Krieg hat kein weibliches Gesicht*. Berlin 2015, S. 13.

<sup>11</sup> Vgl. Gessen: *Future* (wie Anm. 8), S. 3, S. 29–32.

<sup>12</sup> Alexijewitsch: *Der Krieg* (wie Anm. 10), S. 20; dies.: *U vojny* (wie Anm. 10), S. 16.

<sup>13</sup> Zum Begriff des sekundären modellbildenden Systems vgl. Jurij Lotman: *Die Struktur literarischer Texte*. München 1986, S. 61.

se auf die Situation des Zeugnisablegens und eine scheinbare Zurücknahme auktorialer Vermittlung durch parataktische Reihungen und chorisches Sprechen suggerieren Authentizität. Die Zeugenaussagen werden flankiert durch Hinweise wie „Er schreit fast“, „Ein Hustenanfall. Atempause“ oder „spöttisch“ und lassen sich so gleichsam als Nebentexte eines Dramas lesen.<sup>14</sup> Aleksievič schließt damit an eine Tradition chorischen Schreibens in der Zeitzeugenliteratur, etwa der Shoah, an. Auch in Zeitzeugenliteratur über die Shoah wird das chorische Schreiben eingesetzt, um das Spannungsfeld von Subjektivierung und Kollektivierung der traumatischen historischen Erfahrung sichtbar zu machen und Opfer sprechen zu lassen, die nicht selbst als Autoren auftreten, jedoch in ihrer Eigenschaft als Zeitzeugen sowie als Interviewpartner ausgestellt werden.<sup>15</sup> „Secondhand-Zeit“ verortet sich so zwischen widerstreitenden Positionen, die sich jedoch letztlich zu einem Kollektiv verbinden, das Aleksievič als den „Menschentyp“ („človečeskij tip“) des *homo sovieticus* definiert und mit dem sie sich selbst identifiziert: „Er ist ich“ („On – éto ja“).<sup>16</sup> Klaus Gestwa hat das Aleksievičs Texten zugrunde liegende Konstrukt des *homo sovieticus* problematisiert: Dieses sei zu reduktionistisch und zu einseitig für einen anthropologischen Typus und könne daher den Pluralismus sowohl der sowjetischen als auch der postsowjetischen Gesellschaft nicht erfassen.<sup>17</sup>

Hiermit stellt sich erneut die Eingangsfrage: Welchen Aussagewert haben Aleksievičs Zeitzeugenaussagen? Das Kollektiv, das Aleksievič in „Secondhand-Zeit“ herstellt, ist im Gegensatz etwa zur Erinnerungsgemeinschaft bei Gessen, nicht generationell<sup>18</sup> oder durch die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Klasse definiert. Stattdessen geht Aleksievič von einem „idealtypischen Sowjetmenschen“<sup>19</sup> aus, der sich über die gemeinsame Erfahrung des Lebens in der Sowjetunion beziehungsweise in der postsowjetischen Zeit konstituiert. Anders als in den früheren Bänden des Zyklus gibt es in „Secondhand-Zeit“ keine klar definierte Gruppe, deren Erfahrungen präsentiert werden. Stattdessen lässt die Autorin Personen zu Wort kommen, die sie als „Sowjetmenschen“ („sovki, sovjetskie ljudi“)<sup>20</sup> ausweist und damit auch als Repräsentanten der Vergangenheit. Während die früheren Bände Autorität unter anderem dadurch gewinnen, dass sie den Erfahrungen von klar

<sup>14</sup> Alexijewitsch: *Secondhand-Zeit* (wie Anm. 1), S. 202.

<sup>15</sup> Vgl. Anja Tippner: *Vzpomínka, svědectví a šoa. Henryk Grynberg a kritika*. In: Jiří Holý (Hg.): *Holokaust v polské, české a slovenské literatuře*. Prag 2007, S. 55–69; Sue Vice: *Choral Narration*. In: dies.: *Children Writing the Holocaust*. London 2004, S. 29–47.

<sup>16</sup> Aleksievič: *Vremja* (wie Anm. 1), S. 7; Alexijewitsch [= dies.]: *Secondhand-Zeit* (wie Anm. 1), S. 9.

<sup>17</sup> Vgl. Klaus Gestwa: *Der Sowjetmensch. Geschichte eines Kollektivsingulars*. In: *Osteuropa* 68 (2018) 1–2, S. 55–82, hier: S. 75–82.

<sup>18</sup> Zur Frage von Generationserzählungen in Aleksievičs Text vgl. Anna Artwińska: „We’re Easy to Spot“. *Soviet Generation(s) After Soviet Era and the Invention of the Self in Svetlana Alexievich Secondhand Time. The Last of the Soviets*. In: dies./Magdalena Grabowska/Agnieszka Mroziak (Hg.): *Gender, Generation and Communism*. London 2020. Artwińska weist darauf hin, dass Aleksievič mit einem sehr weiten Generationenkonzept arbeitet – ein weiterer Hinweis auf die Inklusivität ihres Kollektivsubjekts.

<sup>19</sup> Gestwa: *Sowjetmensch* (wie Anm. 17), S. 58.

<sup>20</sup> Alexijewitsch: *Secondhand-Zeit* (wie Anm. 1), S. 9–11; dies.: *Vremja* (wie Anm. 1), S. 7–9.

definierten Gruppen von Zeitzeugen (Menschen, die den Zweiten Weltkrieg erlebt haben; Afghanistan-Veteranen; Menschen, die in und um Tschernobyl lebten) ein Forum bieten, ist der Kreis der Befragten in „Secondhand-Zeit“ nicht klar umrissen. Ihre Auskunftspersonen gehören verschiedenen sowjetischen Generationen, gesellschaftlichen Gruppen und Ethnien an. Sie reichen von Vertretern der früheren sowjetischen Intelligenzija und ehemaligen Funktionären, über Emigranten sowie Gewinner der Transformation bis hin zum „Normalbürger“ – sie umfassen etwa Russen, Weißrussen, Armenier und Tadschiken.<sup>21</sup> In den vorhergehenden Bänden verfügen die Zeitzeugen über ein privilegiertes Wissen, welches sie mit Aleksievič und somit den Lesern teilen. Die desillusionierten Zeitgenossen, die in „Secondhand-Zeit“ ihre Geschichten erzählen, lassen sich hingegen keiner spezifischen Gruppe oder Erfahrung zuordnen. Auch wenn manche der Befragten über eine exzeptionelle Lebensgeschichte verfügen, etwa weil sie einen inhaftierten Mörder heirateten, durch Schwindler aus ihrer Wohnung vertrieben wurden oder aufgrund von Pogromen ihre Heimat verlassen mussten, werden sie als „Menschen aus dem Sozialismus“ („ljudi iz socializma“)<sup>22</sup> präsentiert – das Leben im Sozialismus verbindet sie miteinander. In ihren „Aufzeichnungen einer Beteiligten“, in denen sich Aleksievič selbst als Zeitzeugin einführt, schreibt sie: „Ich habe nach Menschen gesucht, die fest mit der Idee verwachsen waren, sie so in sich aufgenommen hatten, dass sie sie nicht mehr auslöschen konnten – der Staat war ihr Universum geworden, er ersetzte ihnen alles, sogar das eigene Leben.“ („Ja iskala tech, kto namertvo priros k idee, vpustil eë v sebja tak, čto ne otodrat’ – gosudarstvo stalo ich kosmosom, zamenilo im vsë, daže sobstvennuju žizn’.“)<sup>23</sup> Die Interviewpartner und Zeitzeugen, die sie an anderer Stelle als „Schauspieler“ bezeichnet hat, sind für sie Teilnehmer am „sozialistischen Drama“<sup>24</sup> und es ist daher nur folgerichtig, wenn Aleksievič ihren Text mit dramatischen Elementen anreichert.

In „Secondhand-Zeit“ setzt Aleksievič ihre Annäherung an den dramatischen Gestus und das chorische Sprechen fort, die sich bereits im Buch über Tschernobyl abzuzeichnen beginnt. In beiden Texten kreiert sie Chöre, um Meinungskollektive abzubilden, und lässt den vermittelnden Nebentext zugunsten einer ausgestellten Unmittelbarkeit in den Hintergrund treten. Die „chorische Figuration“,<sup>25</sup> die die Autorin schafft, bildet also weder ein Kollektiv ab, das sich spontan gebildet hat, noch eines, das sich als stabile Einheit begreift oder begreifen lässt. Es wird vielmehr künstlich und auktorial durch Aleksievič, die eine Vielzahl von Stimmen zu einem Panorama der Erinnerungen und Meinungen vereint, erzeugt. Die Autorin lässt einzelne Personen gleichsam an die Rampe treten und sie dann wieder im

<sup>21</sup> Vgl. dies.: *Secondhand-Zeit* (wie Anm. 1), S. 491.

<sup>22</sup> Ebd., S. 9; dies.: *Vremja* (wie Anm. 1), S. 7.

<sup>23</sup> Dies.: *Secondhand-Zeit* (wie Anm. 1), S. 10; dies.: *Vremja* (wie Anm. 1), S. 8.

<sup>24</sup> Svetlana Alexijewitsch [= dies.]: *Warum bin ich in die Hölle hinabgestiegen?*. [Dankesrede zur Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels, 13.10.2013]. In: *Blätter* (2013) 11, <https://www.blaetter.de/archiv/jahrgaenge/2013/november/warum-bin-ich-in-die-hoelle-hinabgestiegen> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>25</sup> Evelyn Annuß: Kollektiv auftreten. In: *FMTH* 28 (2013) 2, S. 3–7.

Hintergrund verschwinden beziehungsweise im Kollektiv aufgehen. Bereits in ihrem Buch über die Atomkatastrophe in Tschernobyl hat Aleksievič explizit auf Formen chorischen Erzählens zurückgegriffen und Chorformationen aus der Musik übernommen, um eine Gruppenerfahrung als solche abzubilden. Jedes der drei Hauptkapitel dieses Buches beschließt sie mit einem Chor: einem Soldatenchor („soldatskij chor“), einem Volkschor („narodnyj chor“) und schließlich einem Kinderchor („detskij chor“).<sup>26</sup> Diesen Chören sind die Namen derjenigen vorangestellt, die den Chor und deren Aussagen den Text des Chores bilden. Die Chorpartien folgen auf Solopartien, das heißt auf Monologe, und führen vor, wie sich aus Stimmen ein kollektiver Körper bildet. In „Secondhand-Zeit“ setzt Aleksievič chorische Passagen anders ein: Zum einen bildet sie Wortcollagen aus anonymen Stimmen, die sie unter der Überschrift „Aus Straßenlärm und Küchengesprächen“ („Iz uličnogo šuma i razgovorov na kuchne“)<sup>27</sup> sammelt und die aus kurzen Gesprächsfetzen bestehen, deren Aussagesubjekte nicht identifiziert werden und die so gleichsam einen anonymen kollektiven Körper bilden; zum anderen fügt sie umfangreiche personalisierte Interviews zu zwei großen gemischten Chören, die thematisch strukturiert sind, zusammen. Jede der in den Text integrierten Personen und Stimmen fügt dem Werk eine spezifische Erfahrung, einen individuellen Standpunkt bei. Erst im Zusammenklang der Einzelstimmen entsteht so ein größeres Ganzes.

Die Sehnsucht nach geteilten Positionen und kollektiver Meinung ist nicht nur in die Makrostruktur, sondern auch in die Mikrostruktur der Texte eingeschrieben und zeigt sich daran, dass viele der Zeitzeugen die Personalpronomen „Ich“ und „Wir“ abwechselnd benutzen. In mancherlei Hinsicht lässt sich das „Wir“, das hier unterstellt oder adressiert wird, als Kompensation für das Gefühl der Vereinzelung und den fehlenden gesellschaftlichen Dialog verstehen – Elemente, die die Zeit nach dem Zerfall des sowjetischen Kollektivs kennzeichneten.<sup>28</sup> Das sich herausbildende Kollektivsubjekt ist in Aleksievičs Text somit hauptsächlich der Autorin als Instanz der Konstruktion, Kommentierung und Sammlung der Zeugenaussagen geschuldet. Sie kompensiert durch wiederkehrende Motive und Themen die Zersplitterung des Kollektivsubjekts und stützt die Nostalgie und Sehnsucht nach einem „Wir“, das nicht (mehr) existiert.<sup>29</sup> Dabei findet sich in den Texten durchaus fallweise ein „Wir“. Dieses ist jedoch meist nicht stabil und kann selbst in ein und demselben Text auf verschiedene Gruppen Bezug nehmen – so etwa im Inter-

<sup>26</sup> Svetlana Aleksievič: Černobyl'ska molitva. Chronika buduščego. Moskau 2017. Aleksievič macht hier das chorische Prinzip in den Paratexten des Buches, wie den Kapitelüberschriften, explizit.

<sup>27</sup> In ihrer Dankesrede zur Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels sagte sie: „Die Straße ist für mich ein Chor, eine Sinfonie“. Alexijewitsch [= dies.]: Hölle (wie Anm. 24).

<sup>28</sup> Die Bemühungen eine neue postsowjetische Kollektividentität zu schaffen, lassen sich gleichfalls als Reaktion auf diesen Verlust lesen. Festzuhalten bleibt aber auch, dass das Bedürfnis nach kollektiven Identitäten auch in Westeuropa und in den USA zugenommen hat.

<sup>29</sup> Für einen klassischen „Wir-Erzähler“ wie er sich in der aktuellen Literatur wieder häufiger findet, ist Aleksievičs Kollektivsubjekt zu heterogen und zu unscharf in seinen Abgrenzungen. Zum „Wir-Erzähler“ vgl. Uri Margolin: Telling Our Story. On „We“ Literary Narratives. In: Language and Literature 5 (1996) 2, S. 115–133.

view mit Elena Jurevna S., einer ehemaligen Parteifunktionärin. Diese Zeitzeugin verwendet die erste Person Plural, um sich auf die heutige russische Gesellschaft zu beziehen, ebenso wie auf sich und ihre Freundin Anna Iljinična M. Mitgemeint sind jedoch auch die Partei und nicht zuletzt Menschen, die am Kommunismus festhalten. In anderen Texten werden mit „Wir“ Flüchtlinge aus Aserbajdschan, Dissidenten oder Gewinner des Transformationsprozesses bezeichnet – also sehr unterschiedliche und sich zum Teil einander ausschließende Gruppen. Gemeinsamkeit stiftet im Text letztlich vor allem die Autorin: Sie ist es, die als Einzige alle Aussagen überblickt und verschiedene Gruppen und Gruppierungen in den rahmenden Paratexten zu einem Kollektiv vereinigt, das sich über den kleinsten gemeinsamen Nenner herstellt – nämlich: Zeitzeugen der sowjetischen Erfahrung zu sein. Wenn Aleksievič schreibt: „Wir glaubten, morgen, buchstäblich morgen würde die Freiheit anbrechen“ („My verili, čto zavtra, bukval’no zavtra načnetsja svoboda“),<sup>30</sup> dann sind in diesem „Wir“ alle eingeschlossen.<sup>31</sup> Durch die Situierung des auktorialen „Wir“ im Paratext erweitert Aleksievič zudem dessen Referenz und bezieht die russischen Leser in das Kollektiv mit ein.<sup>32</sup>

Als vermittelnde Instanz ist die Autorin im Text auf verschiedene Art und Weise präsent: im Prolog, der mit „Aufzeichnungen einer Beteiligten“ („Zapiski součastnika“)<sup>33</sup> überschrieben ist und in dem Aleksievič ihre eigenen Erfahrungen zum Ausdruck bringt, in den Paratexten zu den einzelnen Chorpässagen sowie in kurvis gesetzten Fragen und kurzen Beschreibungen in den Zeitzeugenberichten. Diese Art des Erzählens hat Vorteile, wenn es um die Abbildung kollektiver Stimmungen und Haltungen geht, sie hat jedoch auch Beschränkungen, denn sie verhindert eine „Objektivierung“ in Form einer Zuordnung der Stimmungen und Haltungen zu gesellschaftlichen Gruppen oder Positionen, da die einzelnen Gesprächspartner häufig nur durch Name, Beruf und Alter identifiziert werden. Wenn es um die Haltungen geht, die in den als „Straßenlärm“ und „Küchengespräch“ bezeichneten Passagen, präsentiert werden, fehlen selbst diese Angaben und die Aussagen scheinen nicht mehr an Subjekte gekoppelt. Kritisch ist ebenfalls anzumerken, dass die vielen Aufzählungen von Stimmen, Eindrücken, Gefühlen somit zwar Kollektivität simulieren, die Konturen dieses Kollektivs und seiner Mitglieder jedoch im Vagen halten und damit einem gewissen Populismus frönen, wie er sich in Begriffen wie „Beteiligte“, „Sowjetbürger“ oder „Normalbürger“ niederschlägt, und zudem wenig Raum für Ein- oder Widerspruch bieten. Diese Form des Erzählens stellt die Leser vor Herausforderungen. Sie müssen das Nebeneinander der Stimmen als künstlerische Form akzeptieren und die parataktisch angeordneten Erinnerungen zusammenfügen, da die einzelnen Aussagen monologisch nebeneinanderstehen und – mit Ausnahme der Interventionen, Kommentare und Fragen der Autorin –

<sup>30</sup> Alexijewitsch: *Secondhand-Zeit* (wie Anm. 1), S. 12; dies.: *Vremja* (wie Anm. 1), S. 10.

<sup>31</sup> Aleksievič stellt im Text die höchste Instanz des „Wir“ dar, da sie von einer übergeordneten Erzählebene aus spricht. Vgl. Margolin: *Telling* (wie Anm. 29), S. 119.

<sup>32</sup> Vgl. ebd., S. 119; Amit Marcus: *We Are You. The Plural and Dual in „We“ Fictional Narratives*. In: *JLS* 37 (2008) 1, S. 1–21.

<sup>33</sup> Alexijewitsch: *Secondhand-Zeit* (wie Anm. 1), S. 9–18; dies.: *Vremja* (wie Anm. 1), S. 7–16.

ein Dialog nicht stattfindet. Das von der Autorin geschaffene Kollektiv besteht aus monadisch nebeneinander existierenden Subjekten, die jedoch nach Auffassung der Autorin in „ihrer Gesamtheit und ihrer Schnittmenge“ ein „Bild der Zeit“<sup>34</sup> vermitteln.

### Sowjetische Dinge und Praktiken vor dem Hintergrund des Umbruchs der 1990er-Jahre

Das kollektive Subjekt von „Secondhand-Zeit“ wird durch die geteilte Vertrautheit mit Phänomenen des sowjetischen Alltags hergestellt. Es umfasst Vertreter mehrerer Sowjetgenerationen.<sup>35</sup> Wichtiger als die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Alterskohorte sind die geteilten Erfahrungen als sowjetische Bürger. Die letzte Sowjetgeneration wird hier inhaltlich definiert und zwar über gemeinsame Erlebnisse und Einstellungen zu Objekten und historischen Ereignissen. Sie wird jedoch auch ästhetisch durch die Schreibverfahren der Autorin hergestellt, die gemeinsame Haltungen und Einstellungen stärker gewichtet als etwa die Geburtsjahrgänge. Die Konturen einer sowjetischen Identität treten in Erfahrungen des Mangels, aber auch der Zukunftsgestimmtheit und einer Teilhabe an sowjetischen Leitvorstellungen hervor. Positiv erinnert werden vor allem sowjetische Ideale wie Gleichheit, Sicherheit und Solidarität, aber auch die sowjetische Festkultur, eine Ausrichtung auf ideelle und weniger materielle Werte, kulturelle Institutionen wie Theater und Bibliotheken sowie ausgewählte Elemente der sowjetischen Warenwelt. Die Prinzipien des Collagierens und Montierens, die Aleksievič nutzt, um aus Einzelstimmen ein Erinnerungskollektiv zu formen, setzt sie so auch für die Darstellung der sowjetischen Objektwelten ein, indem sie ausgewählte Aspekte verbindet.

Aleksievičs Gesprächspartner in „Secondhand-Zeit“ verfügen über intensive Erinnerungen an die Sowjetunion und die Umbruchszeit und zeigen eine gewisse Unzufriedenheit mit und Enttäuschung durch die Gegenwart.<sup>36</sup> Unter den von ihr Befragten findet sich nicht eine Person, deren Erwartungen an die postsowjetische Zukunft sich erfüllt hätte. Nicht wenige bringen „ein neues Bedürfnis nach der Sowjetunion“ („zapros na Sovetskij Sojuz“)<sup>37</sup> zum Ausdruck. Auffallend wenig Positives ist den Zeitzeugenerzählungen über die Jahre zwischen 1991 und 2000 zu entnehmen. Der Schwerpunkt der Erinnerungen liegt nicht auf den neuen Möglichkeiten, sondern auf Schwierigkeiten und Frustrationen. Viele der Zeitzeugen, insbesondere die Intellektuellen oder „Bücherkinder“ („knižnye devočki i mal’či-

<sup>34</sup> Dies.: Hölle (wie Anm. 24).

<sup>35</sup> Svetlana Aleksievič teilt den Sowjetmenschen in vier Generationen ein: „die Stalin-, die Chruschtschow-, die Breschnew- und die Gorbatschowgeneration“; dies.: Secondhand-Zeit (wie Anm. 1), S. 12.

<sup>36</sup> Zum Komplex der Enttäuschung vgl. Anja Tippner: Die große Enttäuschung. Krisenerfahrung und Desillusionierung bei Svetlana Aleksievič. In: Osteuropa 68 (2018) 1–2, S. 27–45.

<sup>37</sup> Alexijewitsch: Secondhand-Zeit (wie Anm. 1), S. 17; dies.: Vremja (wie Anm. 1), S. 15.

ki“)<sup>38</sup>, betrachten die Perestroika als letztes großes idealistisches und in die Zukunft gerichtetes Projekt. Sie beschreiben ihre damalige Euphorie und ihre großen Erwartungen an eine bessere Zukunft ohne staatliche Gängelei, mit Pressefreiheit und mehr Optionen, sich zu verwirklichen. Vor diesem Hintergrund war die Frustration durch das Chaos und die zunehmende gesellschaftliche Ungleichheit in den 1990er-Jahren besonders groß. Die Texte demonstrieren in ihrer Summe eine Einschätzung der Autorin aus einem Interview mit Natal’ja Irgunova, das dem Text am Ende der russischen Ausgabe beigefügt ist. Darin sagt Aleksievič: „Die Enttäuschung [...] ist riesengroß“ („Polnoe razočarovanie“).<sup>39</sup> Besonders groß ist die Desillusionierung bei jenen Zeitzeugen, die als Intellektuelle während der Perestroika emphatisch an eine neue Zukunft und an die Möglichkeit einer Re-Formation der Sowjetunion geglaubt hatten. Das Gefühl der Enttäuschung erstreckt sich dabei nicht nur auf Vergangenheit und Gegenwart, sondern auch auf die Zukunft.<sup>40</sup> In den Augen der von Aleksievič zitierten Zeitzeugen scheint alles sinnlos: „Wir glaubten, morgen würde es besser sein als heute, und übermorgen besser als gestern. Wir hatten eine Zukunft. Und eine Vergangenheit. Wir hatten alles!“ („Verili, čto zavtra budet lučše, čem segodnja, a poslezavtra lučše, čem včera. U nas bylo buduščee. I prošloe. Vsë u nas bylo!“).<sup>41</sup>

Dieser Ausruf einer Zeitzeugin bringt ein Gefühl zum Ausdruck, das die 1990er- und frühen 2000er-Jahre in der Wahrnehmung vieler der von Aleksievičs befragten Zeitzeugen kennzeichnet: Desillusionierung über die Perestroika, Trauer über den Verlust des sowjetischen Imperiums und Zweifel daran, dass die Zukunft besser sein wird. Mit dem Verlust des Glaubens an eine bessere Zukunft geht in den Texten von Aleksievič eine wachsende Sehnsucht nach der sozialistischen Vergangenheit und eine gewisse Nostalgie einher. Der Verlust der Zukunftsorientierung ist ein Gefühl, das nicht nur in Aleksievičs Texten zum Ausdruck kommt, sondern dass sich auch bei anderen Autoren findet. Ljudmila Ulickaja beispielsweise hat im Kontext der von ihr herausgegebenen Erinnerungstexte, insbesondere in ihrem Buch „Kindheit 45–53. Und morgen sind wir glücklich“ („Detstvo 45–53: A zavtra budet ščast’e“) darauf hingewiesen, dass die Kriegskinder ebenso wie andere Sowjetgenerationen nicht nur durch Erfahrungen von Unterdrückung, Mangel oder Angst geprägt worden seien, sondern ebenso sehr durch Solidarität, Enthusiasmus und eine starke Orientierung auf eine bessere Zukunft sowie eine weniger konsumorientierte Lebenshaltung.<sup>42</sup>

<sup>38</sup> Dies.: Secondhand-Zeit (wie Anm. 1), S. 184; dies.: Vremja (wie Anm. 1), S. 165.

<sup>39</sup> Dies.: Secondhand-Zeit (wie Anm. 1), S. 496.

<sup>40</sup> Vgl. Tippner: Enttäuschung (wie Anm. 36), S. 40.

<sup>41</sup> Alexijewitsch: Secondhand-Zeit (wie Anm. 1), S. 110; dies.: Vremja (wie Anm. 1), S. 96f. Dasselbe Gefühl einer geraubten Zukunft kommt auch in Masha Gessens Großessay „The Future Is History“ zum Ausdruck, in dessen Titel die Autorin bereits den Verlust von Zukunftsperspektiven zentral hervorhebt, vgl. Gessen: Future (wie Anm. 8).

<sup>42</sup> Ljudmila Ulickaja: Detstvo 45–53: A zavtra budet ščast’e. Moskva 2013. Zu diesem Topos und Ulickajas Entwurf kollektiver Erinnerungstexte vgl. Anja Tippner: Ljudmila Ulitskaia’s „Childhood 45–53“: Documenting Nostalgic Images and Memoirs on Growing-Up Soviet after the Great War in Literature. In: JGO 67 (2019) 1, S. 124–147, hier: S. 132.

Gerade mit der sowjetischen Kindheit verbinden sich für viele ehemalige Sowjetbürger positive Erinnerungen. So etwa an die Mitgliedschaft in der Pionierorganisation, von der „alle Kinder träumten“<sup>43</sup> und die keineswegs als Zwang empfunden wurde. Das Engagement bei den Pionieren und im Komsomol wird als Einsatz für höhere Ideale interpretiert und als Schule der Solidarität, in der man gelernt habe, „nicht nur an [s]ich selbst zu denken“.<sup>44</sup>

Die Einstellungen, Gefühle und Bewertungen der Jahre von 1980 bis 2000 durch das von Aleksievič konstruierte Kollektivsubjekt sind von einem teils melancholischen, teils wütenden Ton bestimmt und in der Mehrzahl von einer großen Tristesse durchzogen. Die negative Grundstimmung manifestiert sich in Geschichten von Verlust, Verunsicherung, Trauer, Gewalt, Vertreibung und chaotischen Zuständen, die den positiven Erinnerungen an die sowjetische Lebenswelt gegenüberstehen. Wie in vielen Büchern, die den Zusammenbruch der Sowjetunion und die Jelzin-Jahre beschreiben, überwiegen in „Secondhand-Zeit“ die negativen Eindrücke.

Positive Gefühle verbinden sich zumeist mit Erinnerungen an die Sowjetunion und sind in der Mehrzahl Ausdruck einer großen Nostalgie. Diese Nostalgie richtet sich auf Objekte, Rituale und Lebenspraktiken in der Sowjetunion und ist nicht selten Ausdruck des Bedürfnisses nach Selbstvergewisserung in einer unsicher gewordenen Welt. Verlustgefühle empfinden die von Aleksievič befragten Personen vor allem im Hinblick auf drei Aspekte des Lebens in der Sowjetunion: das untergegangene Imperium, die Alltagskultur sowie das Gefühl der Sicherheit und Gleichheit. „Die Sowjetmacht? Sie war nicht ideal, aber sie war besser als das, was wir jetzt haben. Würdiger. Überhaupt war ich mit dem Sozialismus zufrieden: Es gab weder übermäßig Reiche noch ganz Arme ... keine Obdachlosen und keine Straßenkinder ... Die Alten konnten von ihrer Rente leben [...]“ („Sovetskaja vlast’? Ona byla ne ideal’naja, no ona byla lučše togo, čto sečas. Dostojnee. V obščem, socializm menja ustrajval: ne bylo ni črezmerno bogatych, ni bednych ... bomžej i besprizornikov ... Stariki mogli prožit’ na svoi pensii [...]“).<sup>45</sup>

Das Leben in der Sowjetunion erscheint als ein „sorgloses“<sup>46</sup> und sicheres. Vor dem Hintergrund der zum Teil gewaltsamen Umbrüche der 1990er-Jahre wird das, was während der Sowjetära als einengend, bedrückend und langweilig empfunden wurde, nun als ruhige Beständigkeit wahrgenommen. Selbst jene, die der Sowjetunion gegenüber kritisch eingestellt waren und wussten, dass sie so nicht leben wollten, können sich an „nicht Schreckliches“ erinnern, auch wenn sie diese Haltung selbst als naiv charakterisieren.<sup>47</sup> Und nicht wenige der Zeitzeugen haben sogar positive Erinnerungen an schlechte Zeiten. Der Tenor lautet: „Wir hatten nichts, aber wir waren glücklich.“ („My ničego ne imeli, no byli sčastlivy.“)<sup>48</sup>

<sup>43</sup> Aleksievič: *Vremja* (wie Anm. 1), S. 55

<sup>44</sup> Alexijewitsch [= dies.]: *Secondhand-Zeit* (wie Anm. 1), S. 156; dies.: *Vremja* (wie Anm. 1), S. 139.

<sup>45</sup> Dies.: *Secondhand-Zeit* (wie Anm. 1), S. 156; dies.: *Vremja* (wie Anm. 1), S. 139.

<sup>46</sup> Dies.: *Secondhand-Zeit* (wie Anm. 1), S. 371.

<sup>47</sup> Ebd., S. 392.

<sup>48</sup> Ebd., S. 168; dies.: *Vremja* (wie Anm. 1), S. 150.

„Ich bin in der UdSSR geboren, und mir gefiel es dort. Mein Vater war Kommunist, er hat mir mit der ‚Prawda‘ das Lesen beigebracht. An jedem Feiertag bin ich mit ihm zur Demonstration gegangen. Mit Tränen in den Augen ... Ich war Pionier, habe das rote Halstuch getragen. Dann kam Gorbatschow [...]. Ich will nicht nach Amerika, ich will in die UdSSR ...“ („Ja rodilsja v SSSR, i mne tam nrazilos. Moj otec byl kommunistom, učil čitat' menja po gazete ‚Pravda‘. Každyj prazdnik my s nim chodili na demonstraciju. So slezami na glazach... Ja byl pionerom, nosil krasnyj galstuk. Prišel Gorbačev [...]. Ja ne choču v Ameriku, ja choču v SSSR ...“).<sup>49</sup> Dies ist nur eine von vielen Aussagen, die Aleksievič anführt, um einem Gefühl Ausdruck zu verleihen, das viele ehemalige Sowjetbürger teilen – eine Sehnsucht nach den Sicherheiten und Gewissheiten des sowjetischen Lebens. Dass entsprechenden Aussagen Repräsentativität zukommt, wird deutlich, wenn man sie mit Umfragen des Levada-Instituts abgleicht:<sup>50</sup> Bereits seit Mitte der 1990er-Jahre wurden russische Bürger kontinuierlich nach ihren Einstellungen zur späten Sowjetunion befragt. Dabei zeigte sich, dass die Bewertung des sowjetischen Alltags insbesondere der Breschnew-Ära zunehmend positiver ausfällt. Dieser von „Levada“ konstatierte Trend spiegelt sich in den Aussagen der von Aleksievič collagierten und literarisierten Stimmen.

Wie das Meinungsforschungsinstitut Levada bemüht sich Aleksievič in ihrem Text verschiedene Generationen und Erfahrungsgruppen zu Wort kommen zu lassen. So wird in „Secondhand-Zeit“ nicht nur ein altes Parteimitglied (im Text als „Vasilij Petrovič N., 87 Jahre“ bezeichnet) mit den Worten: „Denken Sie an die sowjetischen Lieder und Filme ... Darin ging es um einen Traum! Um Glauben ... Ein Mercedes, das ist kein Traum ...“ („Vspomnite sovetskie pesni i sovetskie fil'my ... Kakaja tam mečta! Vera ... ‚Mersedė – èto ne mečta ...“)<sup>51</sup> zitiert, sondern auch jüngere Befragte, wie Elena Jurev'na S.: „Niemand versucht auch nur zu erklären, in was für einem Land wir leben. Was für eine Idee wir nun haben, außer Wurst.“ („Nikto ne probuet daže ob'asnit', v kakoj strane my živem. Kakaja u nas ideja, krome kolbasy?“).<sup>52</sup> So entsteht ein generationenübergreifendes Erfahrungskollektiv.

Im vielen Fällen sind die Gefühle der Zeitzeugen ambivalent. Die neuen Konsumobjekte sind zum einen für viele unerreichbar, zum anderen erscheinen sie als schwacher Ersatz für die inneren Werte, mit denen die Sowjetprodukte assoziiert wurden und werden. Die materielle Welt der Sowjetunion erzeugte ihre eigenen

<sup>49</sup> Dies.: *Secondhand-Zeit* (wie Anm. 1), S. 26; dies.: *Vremja* (wie Anm. 1), S. 24.

<sup>50</sup> Nostalgija po SSSR, <https://www.levada.ru/2017/12/25/nostalgija-po-sssr/>, 25.12.2017 (letzter Zugriff am 4.2.2021). Eine Darstellung der Fragen und Ergebnisse früherer Erhebungen findet sich in Jurij Levada: „Čelovek nostalgičeskij“: Realii i problemy, 2002, <https://cyberleninka.ru/article/n/chelovek-nostalgicheskij-realii-i-problemy> (Letzter Zugriff am 4.2.2021). Gefragt wurde zum Beispiel, ob sich die Interviewpartner besser oder schlechter gestellt sehen als vor 1990/91 oder welches Wirtschaftssystem am besten für Russland geeignet sei.

<sup>51</sup> Alexijewitsch: *Secondhand-Zeit* (wie Anm. 1), S. 195; dies.: *Vremja* (wie Anm. 1), S. 175.

<sup>52</sup> Dies.: *Secondhand-Zeit* (wie Anm. 1), S. 65; dies.: *Vremja* (wie Anm. 1), S. 56.

Verbindlichkeiten und schürte „Emotionen“,<sup>53</sup> die mit dem politischen Konstrukt einhergingen, aber auch unabhängig von diesem existierten (und teilweise bis heute existieren). Wie Aleksievčs Interviewpartner assoziierten die Teilnehmer der Umfrage des Levada-Instituts mit dem Leben in der Sowjetunion häufig Werte wie „Sicherheit“, „nationale Größe“, „Gleichheit“ und ein „stärkeres Gemeinschaftsgefühl“. Viele der Zeitzeugen, die die Autorin zu Wort kommen lässt, haben durch den Zerfall der Sowjetunion Freiheiten gewonnen: Sie können nun reisen, haben Zugang zu Texten erhalten, der ihnen vorher verwehrt blieb, sie können ihre Meinung äußern, ohne sich Sorgen über die Folgen machen zu müssen, sie können Firmen gründen, Besitz erwerben und neue Waren kaufen. Zugleich ist ihr Leben unsicherer geworden und Arbeitslosigkeit, sozialer Abstieg, aber auch militärische Konflikte und der Verlust vertrauter Gewissheiten und Lebensformen gehören ebenso zum postsozialistischen Alltag seit den 1990er-Jahren wie die Enttäuschung über die Veränderungen, die die politische Transformation mit sich gebracht hat.

Besonders ausgeprägt ist diese Haltung bei den über 50-Jährigen. Aber auch Jüngere teilen diese Ansichten. Die Unzufriedenheit mit dem postsowjetischen Leben richtet sich vor allem gegen den Verlust an inneren Werten, gegen den vermeintlichen Materialismus und die Konsumorientierung der Gegenwart. Die Einstellung zum Konsum war jedoch schon vor dem Ende des Staatssozialismus ambivalent und schwankte zwischen Austerität und der Idee von Luxusgütern für alle.<sup>54</sup> Es ist also nicht so sehr der Konsum, der abgelehnt wird, sondern die Tatsache, dass er nicht mehr durch Konzepte von Sparsamkeit, Genügsamkeit und Idealismus ausbalanciert wird. Diese Auffassung lässt sich an einer Vielzahl von Aussagen ablesen, die Aleksievč in ihren Texten wiedergibt: „Ich bin nicht begeistert von meinem eigenen Volk. [...] Besonders heute. Alle sind so seicht geworden, so verbürgerlicht, alle wollen ein schönes und süßes Leben. Wollen konsumieren und konsumieren. Raffen!“ („Ja ne v vostorge ot sobstvennogo naroda. [...] Segodnja osobenno. Vse izmel’čali, oburžuazilis’, vse chotjat chorošo, sladko chotjat žit’. Potrebljat’ i potrebljat’. Uchvatit’!“)<sup>55</sup>

In der Erinnerung werden immer wieder bestimmte Produkte aufgerufen, die Inbegriff der sowjetischen Warenwelt sind. Sie tragen nicht nur eine emotionale Wertigkeit, sie stehen auch für den spezifisch sowjetischen Typus der Ökonomie, die einerseits wenig Auswahl bot, andererseits aber auch den Anspruch hatte, alle zu versorgen. Zudem wurden Mangelwaren wie etwa Mandarinen und Orangen zu

<sup>53</sup> Zur Herstellung von Zugehörigkeit durch materielle Objekte vgl. Joanna Pfaff-Czarnecka: Zugehörigkeit in der mobilen Welt. Politiken der Verortung. Göttingen 2012, S. 34f.

<sup>54</sup> Vgl. Paulina Bren/Mary Neuburger: Introduction. In: dies. (Hg): Communism Unwrapped. Consumption in Cold War Eastern Europe. Oxford 2012, S. 3–27, hier: S. 9.

<sup>55</sup> Alexijewitsch: Secondhand-Zeit (wie Anm. 1), S. 56; dies.: Vremja (wie Anm. 1), S. 48. Vgl. auch: „Früher waren alle einfach eingerichtet, damals lebten überhaupt alle einfach. Und heute? Der Mensch ist nur noch Magen ... Bauch ... Haben! Haben! Haben!“ („Ran’še u vseh byla prostaja obstanovka, togda vooščē žili prosto. A teper’? Čelovek prevratilsja v želudok ... V brjucho ... Choču! Choču! Choču!“). In: dies.: Secondhand-Zeit (wie Anm. 1), S. 301; dies.: Vremja (wie Anm. 1), S. 272.

Weihnachten, durch ihre Knappheit aufgewertet und besonders geschätzt.<sup>56</sup> Wurst, insbesondere die *Doktorskaja*, wird in den Texten zum Symbol sowjetischer Konsumpolitik mit ihren Schwächen und Stärken: „Im Laden liegen [heute] hundert Sorten Wurst, aber glückliche Menschen gibt es keine.“ („V magazinach polno kolbasy, a ljudej sčastlivyč net.“).<sup>57</sup> Aussagen wie diese partizipieren an einem spätsowjetischen Diskurs, der besagt, dass Konsum allein nicht glücklich macht.

Was sich hier darüber hinaus manifestiert, sind nicht nur kulinarische Prioritäten, sondern das, was Joanna Pfaff-Czarnecka „attachment“<sup>58</sup> nennt: eine emotionale Verbindung zu Praktiken, Objekten und Waren, die der sowjetischen Welt Kontur gaben. Sie werden zum Auslöser der Nostalgie und ziehen die Menschen gleichsam zurück in die Vergangenheit. Neue Objekte müssen erst in Besitz genommen, neue „attachments“ erst geschaffen werden.<sup>59</sup> Es geht hier also nicht um die Wurst als solche, sondern um das, wofür sie steht: eine Gesellschaftsordnung, die, auch wenn sie auf Propaganda gebaut war, so doch als sinnerfüllt empfunden wird. Eine Zeitzeugin merkt an: „Ich will zurück. Ich will nicht die sowjetische Wurst zurück, ich will das Land zurück, in dem der Mensch Mensch war. Früher hieß es ‚die einfachen Menschen‘, heute ‚das gemeine Volk‘. Spüren Sie den Unterschied?“ („A ja choču nazad. Mne ne nužna sovsckaja kolbasa, mne nužna strana, v kotoroj čelovek byl čelovekom. Ran’še govorili ‚prostye ljudi‘, a seččas ‚prostonarod’e‘. Čuvstvujete raznicu?“).<sup>60</sup> Dieser explizite Wunsch nach einer Rückkehr in die Sowjetunion wird allerdings nicht von allen geteilt. Für die meisten Zeitzeugen geht es vor allem um die Werte, die mit dem sowjetischen Lebensstil und der sowjetischen Konsumkultur verbunden waren und nicht so sehr um die Warenwelt oder das politische Modell der Sowjetunion, die sie keineswegs restituiert sehen möchten. Was hier zum Ausdruck kommt, ist, um mit Svetlana Boym zu sprechen, eine Mischung aus „restorativer“ und reflektierender Nostalgie, also aus einer konservativ-unkritischen und einer ironisch-reflektierten Auseinandersetzung mit der Vergangenheit.<sup>61</sup>

Die Sowjetunion – das waren nicht nur leere Regale, Einkaufsnetze für alle Fälle, altmodisch geschnittene Kleider und schlecht produzierte Waren, so der Tenor der Erinnerungen. Es waren auch die kleinen Freuden, die, so die Aussage der Texte, oft viel größer waren als der Genuss, den die heutigen durch Konsum verwöhnten Bürger empfinden. Diese Einschätzungen fügen sich in Überzeugungen ein, die bereits seit den frühen 1980er-Jahren, also noch vor Beginn der Perestroika zu kur-

<sup>56</sup> Vgl. dies.: *Secondhand-Zeit* (wie Anm. 1), S. 392; dies.: *Vremja* (wie Anm. 1), S. 352. Hier erinnert sich die Zeitzeugin an den Geruch der Orangen während der Sowjetzeit, die ihr als Verheißung einer besseren Welt erschienen.

<sup>57</sup> Dies.: *Secondhand-Zeit* (wie Anm. 1), S. 203; dies.: *Vremja* (wie Anm. 1), S. 182.

<sup>58</sup> Pfaff-Czarnecka: *Zugehörigkeit* (wie Anm. 53), S. 35f.

<sup>59</sup> Ebd., S. 45.

<sup>60</sup> Alexijewitsch: *Secondhand-Zeit* (wie Anm. 1), S. 335; dies.: *Vremja* (wie Anm. 1), S. 303. Und ein anderer Zeitzeuge sagt: „Wenn man doch alles zurückdrehen könnte .... [...] Das ist keine Nostalgie nach grauer Wurst für zwei Rubel zwanzig Kopeken.“ („Vernut’ by vse obratno .... [...] Èto ne nostalgija po seroj kolbase za dva rublja dvadcat’ kopeek.“), Alexijewitsch: *Secondhand-Zeit* (wie Anm. 1), S. 158; dies.: *Vremja* (wie Anm. 1), S. 140.

<sup>61</sup> Vgl. Svetlana Boym: *The Future of Nostalgia*. New York 2001, S. 41–49.

sieren begannen und die sich dann in der postsowjetischen Ära intensivierten – nämlich in der Auffassung, dass eine stärkere Konsumorientierung negative Auswirkungen auf den Einzelnen und die Gesellschaft habe. Dabei fixierte gerade die Mangelwirtschaft im Einklang mit der dirigistischen, bevormundenden Konsumpolitik die sowjetischen Bürger, wie auch die anderer sozialistischer Staaten, besonders nachdrücklich auf den Konsum.<sup>62</sup>

Man könnte nun meinen, dass Aleksievič ausschließlich die Verlierer der Transformation zu Wort kommen lässt, also jene, die nicht über die Mittel verfügen, um an der Warenwelt teilzuhaben. Dem ist nicht so, wenngleich die Stimmen derjenigen überwiegen, die durch den gesellschaftlichen Wandel und den Zusammenbruch der Sowjetunion Einbußen im Hinblick auf Status, Einkommen und Sicherheit zu verzeichnen hatten. Neben den Verlierern äußern sich in „Secondhand-Zeit“ auch Personen, die zu den eigentlichen Transformationsgewinnern gehören oder die Russland verlassen haben, negativ über die Gegenwart und formulieren den Wunsch nach einer Rückkehr zu einer Gemeinschaft, die auf Werten aufbaut und die nicht durch Vereinzelung gekennzeichnet ist. Der „Müll der Freiheit: Bierdosen, bunte Etiketten, Apfelsinenschalen ...“<sup>63</sup> wird als Symbol dieses missglückten Übergangs von einem Gesellschaftssystem in das andere beschrieben. Nach einer Zeit der Begeisterung für alles Westliche stellte sich die – alte sowjetische – Einsicht ein, dass Waren kein Wert an sich sind. Und insbesondere die Vertreter der Intelligenzija vermissen die sowjetische Ausrichtung auf Kultur, den Zugang zu Theatern, Konzerten und Ballettaufführungen sowie die in der Sowjetunion ausgeprägte Buchkultur.

Im postsowjetischen Imaginären spielen die sowjetischen Dinge eine nicht zu vernachlässigende Rolle. Wie die Anthropologin Marija Volkova schreibt, kommt gerade Dingen eine große Bedeutung für die nostalgische Rückwendung und die Konstruktion der Sowjetunion als retrograder Utopie zu: „[U]m die Utopie der Vergangenheit zu errichten, kann man nicht einfach auf die Erinnerungen zurückgreifen, sozusagen einen ‚Abdruck‘ machen mit Hilfe dessen man gute Erinnerungen an die UdSSR erzeugt. Hierzu bedarf es einer Folklorisierung, die zur Entstehung von Legenden führt, die über den Erwerb sowjetischer Dinge erzählt werden und die beweisen, dass diese Dinge von hoher Qualität waren und das Leben der Sowjetmenschen verbesserten.“ („čtoby sozdat' utopiju prošlogo, nevozmožno prosto voskresti' vospominanie, sdelat' prjamoj ‚slepok‘ i s pomošč' nego vosproizvodit' chorošuju pamjat' ob SSSR. Dlja sozdanija tekstov neobchodima folklorizacija, privodjaščaja k pojavleniju legend, v kotorych rasskazyvaetsja ob izobretenii sovetskich veščej i dokazyvaetsja, čto eti vešči obladaali vysokimi kačestvom i ulučali žizn' sovetskich ljudej.“)<sup>64</sup>

<sup>62</sup> Vgl. hierzu Ivaylo Ditchev: Die Konsumentenschmiede. Versuch über das kommunistische Begehren. In: Boris Groys u. a. (Hg.): Zurück aus der Zukunft. Osteuropäische Kulturen im Zeitalter des Postkommunismus. Frankfurt a. M. 2005, S. 278–338.

<sup>63</sup> Alexijewitsch: Secondhand-Zeit (wie Anm. 1), S. 446; dies.: Vremja (wie Anm. 1), S. 402.

<sup>64</sup> Marija Volkova: Za gran'ju stakana: Ideal'nye vešči postsovetskoj „sovetskoj utopii“. In: NLO (2017) 1, <http://magazines.russ.ru/nlo/2017/1/chuzhie-otravlennye-veshi.html> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

In der Ablehnung neuer und vor allem importierter Konsum- und Luxusartikel schwingen spätsowjetische Einstellungen mit, die „ausländischen Dingen“ korrumpierende, oft auch schädliche Eigenschaften zuschrieben.<sup>65</sup> Diese alten „sowjetischen“ Gefühle finden nun eine späte Bestätigung. In der postsowjetischen Konsumkritik sind sie ihrer positiven Eigenschaften – auch der Assoziation mit einem freien, „westlichen“ Lebensstil<sup>66</sup> – entledigt und werden vor dem Hintergrund einer konsumkritischen Haltung betrachtet. Nicht selten treten hinter den guten Erinnerungen an den „emotionalen“ Sozialismus die schlechten zurück und die Kritik an der Gegenwart unter Verwendung des Kollektivsubjekts „Wir“ gibt der Vergangenheitsorientierung der von Aleskievič ausgewählten Zeugnisse in Summe eine populistische Färbung. Der abschließende Text des Bandes, die „Anmerkungen einer Normalbürgerin“ schlägt noch einen anderen Ton an: Statt mit widerstreitenden, ambivalenten Positionen von überzeugten Sowjetbürgern und engagierten Transformationsbefürwortern, konfrontiert die Autorin ihre Leser mit einer Geschichte, die die Differenzen zwischen gestern und heute, Sozialismus und Kapitalismus negiert und an ein ewiges Russland appelliert.<sup>67</sup>

### Abschließende Überlegungen

Der Historiker Alexander Lee bezeichnet die Stimmung, die sich in „Secondhand-Zeit“ Bahn bricht als „pessimistic nostalgia“.<sup>68</sup> Diese Nostalgie bedeutet keine unkritische Idealisierung negativer Erfahrungen wie Mangel, sondern eine retrospektive Umdeutung ihrer Auswirkungen auf das Leben des Einzelnen, gerade auch im Vergleich mit den Eindrücken der Jelzin- und Gorbatschow-Jahre. Gestützt auf positive Erinnerungen an schwierige Zeiten wird in der Rückschau noch einmal der Gesellschaftsvertrag der Stagnationsära bestätigt, dessen Grundpfeiler erweiterte Konsum- und Freizeitmöglichkeiten bei gleichzeitiger sozialer Absicherung und gesellschaftlicher Stabilität waren.<sup>69</sup> In seiner Studie über den „einfachen Sowjetmenschen“ hat Jurij Levada darauf hingewiesen, dass dieser die „garantierte Armut [...] einer unbestimmten Zukunft“ vorgezogen habe.<sup>70</sup> Diese 1993 auf der Basis von Erhebungen der späten 1980er- und frühen 1990er-Jahre getroffene Fest-

<sup>65</sup> Aleksandra Archipova/Anna Kirzjuk/Aleksej Titkov: Čužie otravlennye veščī. In: NLO (2017) 1, <http://magazines.russ.ru/nlo/2017/1/chuzhie-otravlennye-veshi.html> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>66</sup> Einer der Zeitzeugen bringt es auf die Formel: „[M]an kann keine Demokratie kaufen und man kann sie auch nicht importieren wie Bananen oder Schweizer Schokolade“ („demokratiju ne kupiš, i ee ne zavežeš, kak banany ili švejcarskij šokolad“). Alexijewitsch: Secondhand-Zeit (wie Anm. 1), S. 447; dies.: Vremja (wie Anm. 1), S. 403.

<sup>67</sup> Dies.: Secondhand-Zeit (wie Anm. 1), S. 351 f.; dies.: Vremja (wie Anm. 1), S. 491.

<sup>68</sup> Alexander Lee: Portrait of the Author as a Historian. Svetlana Alexievich. In: History Today 67 (2017) 6, <https://www.historytoday.com/archive/portrait-author-historian-svetlana-alexievich> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>69</sup> Vgl. Bren/Neuburger: Communism (wie Anm. 54), S. 12.

<sup>70</sup> Juri Lewada: Die Sowjetmenschen. 1989–1991. Soziogramm eines Verfalls. München 1993, S. 49.

stellung hat, so zeigt Aleksievičs Chor der Stimmen aus den 1990er- und 2000er-Jahren, nicht an Gültigkeit verloren. Im Gegenteil: Das Bewusstsein, dass das ruhige Leben auf niedrigem Niveau unwiederbringlich dahin ist, trägt nur zu seiner Aufwertung bei. Die alten Sorgen und Mangelserfahrungen sind durch neue Probleme, die zu einer Neubewertung der Vergangenheit führen, abgelöst worden. Zygmunt Bauman stellt dies in seinen Überlegungen zu Retrotopien so dar: „An die Stelle der Gängelung durch staatliche Einschränkungen sind die ebenso erniedrigenden, furchteinflößenden und belastenden Risiken getreten, die die von oben dekretierte Eigenverantwortlichkeit unvermeidlich mit sich bringt.“<sup>71</sup>

Die „Negation der utopischen Negation“<sup>72</sup> führt dazu, dass nicht wenige der Menschen, die in Aleksievičs Buch zu Wort kommen, gute Erinnerungen an schlechte Zeiten haben und die sowjetische Ästhetik in der Retrospektive nicht als Armut, sondern als Lebensphilosophie wahrnehmen. Nostalgie ist in diesem Zusammenhang nicht nur rückwärtsgewandt. Sie erscheint als eine paradoxe Operation, in der man durch die Rückkehr in die Vergangenheit hofft, auch die Zukunft wiedergewinnen zu können. Dabei geht es vielen ehemaligen Sowjetbürgern nicht um eine tatsächliche Rückkehr zum kommunistischen System, wie Timo Vihavainen schreibt: „Paradoxically, there is a lot of nostalgia for the Soviet period, but little actual desire to return to it.“<sup>73</sup> Wie dargelegt, teilen viele ehemalige Sowjetbürger seit der Transformationsperiode der 1990er-Jahre solche widerstreitenden Empfindungen, wenn es um die Bewertung der Sowjetunion und der sowjetischen Lebenswelten geht. Aleksievičs erstes postsowjetisches Buch, „Secondhand-Zeit“, bringt die aktuelle Ambivalenz der Gefühle im Hinblick auf Vergangenheit und Gegenwart zum Ausdruck und fängt jenen Augenblick in der Geschichte ein, in dem den ehemaligen Sowjetbürgern bewusst wurde, was geschied, wenn der Glaube an die Zukunft verloren geht, und die „verlorene/geraubte/[...] jedenfalls untote Vergangenheit“<sup>74</sup> neue alte Visionen hervorbringt.

## Abstract

This chapter explores aspects of nostalgia for Soviet lifestyles and objects in Svetlana Aleksievich's most recent book "Secondhand Time: The Last of the Soviets" (2013). It first describes the complex phenomenon of Aleksievich's poetic writings and discusses how the author attempts to create a collective subject by using docu-

<sup>71</sup> Zygmunt Bauman: *Retrotopia*. Frankfurt a. M. 2017, S. 14.

<sup>72</sup> Ebd., S. 17.

<sup>73</sup> Timo Vihavainen: *Consumerism and the Soviet Project*. In: ders./Elena Bogdanova (Hg.): *Communism and Consumerism. The Soviet Alternative to the Affluent Society*. Leiden 2015, S. 28–67, hier: S. 57. Vihavainens Einschätzung deckt sich mit den Überlegungen von Maya Nadkarni und Olga Shevchenko, die gleichfalls auf die Ambivalenz nostalgischer Impulse hinweisen. Vgl. Maya Nadkarni/Olga Shevchenko: *The Politics of Nostalgia: A Case for Comparative Analysis of Post-Socialist Practices*. In: *Ab Imperio* (2004) 2, S. 487–519, hier: S. 506.

<sup>74</sup> Bauman: *Retrotopia* (wie Anm. 71), S. 13.

mentary and choral narration, examining the possibilities of creating collective narrators and fusing subjective and collective attitudes in order to achieve historical representativity. The chapter goes on to discuss the way in which Aleksievich frames positive memories of the Soviet era and argues that Aleksievich's use of nostalgia has a critical edge with regard to the effects of political transformation. It subsequently examines how objects (esp. food) but also cultural practices are used to shape narratives of belonging in the oral histories of Aleksievich's contemporary witnesses. In conclusion, the chapter states that, in contrast to a commonly held opinion, good memories of bad times, as presented in Aleksievich's writing, can convey elements of cultural critique.

Keine „Stunde Null“ – Das Leben  
geht weiter, aber der Referenzrahmen  
ändert sich



*Tanja Zimmermann*

## Totalitäre Ästhetik nach 1945 und 1989/91

### Von der latenten Nachwirkung zur offenen Appropriation

Nach den großen politischen Umbrüchen der Jahre 1945 und 1989/91 gerieten die institutionellen und medialen Systeme der Künste in Bewegung. Es kam zum Versuch einer umfassenden Umwertung in der Epistemologie, Kunstproduktion und -rezeption. Doch viele Transformationen, die man der jeweiligen „Wende“ zuschreibt, manifestierten sich in latenter Form schon im Vorfeld. Zudem wurde oft das Alte nicht unmittelbar nach dem Umbruch aufgegeben, sondern in den neuen politischen Kontext eingebettet und weiter gepflegt. Mitunter blieben die Ideale, die im Umsturz proklamiert wurden, eine nie erreichbare Utopie. Die „Wende“, die für den Wandel der Wertesysteme, ja den Neuanfang steht, erweist sich daher in mancher Hinsicht als Mythos oder als bloß proklamiert. Tatsächlich rückten manche Tendenzen, die sich in der künstlerischen Praxis schon früher angedeutet hatten, in den Vordergrund, sodass sich hinter dem jeweiligen Umbruch Kontinuitäten zeigen.

Blieben nach 1945 Bildstereotypen des Nationalsozialismus in Ost und West latent wirksam, auch und gerade dann, wenn mit ihnen geänderte Inhalte vermittelt wurden, so waren nach 1989 neue Formen des Nachlebens zu beobachten. Das ohnehin eklektizistische Bildgut des Sozialistischen Realismus und anderer totalitärer Kunstformen war bereits von Wiederaufnahmen und Bildzitatzen durchsetzt. In der postmodernen Zitatkultur wurde es aus seinen Kontexten gelöst und für Wiederholungen und Reminiszenzen freigesetzt, in denen gerade der Abstand vom ursprünglichen Bildgebrauch zum Kern einer hochgradig reflexiven Rezeption gemacht wurde. Die kritische, ironische und provozierend verstörende Reinszenierungen verlangten von Betrachtenden, nicht nur Abstand zu ihren eignen Rezeptionserwartungen zu gewinnen, sondern sich letztlich auch aktiv an der Sinnerzeugung zu beteiligen. Verschiedene Formen der Appropriation mitsamt den Wirkungen, die von diesen ausgehen, werden im Folgenden analysiert.

### Die „Wende“ als Verschiebung im Kunstsystem

Als man 1934 in der Sowjetunion den Sozialistischen Realismus ausrief, wurde zwar ein thematischer, aber kein klar umrissener stilistischer Kanon für die bilden-

den Künste aufgestellt.<sup>1</sup> Ein figurativer, realistischer Stil hatte sich bereits in den 1920er-Jahren im konservativen Flügel der „Mitläufer“ der Avantgarde, etwa in der Vereinigung „Assoziation der Künstler des revolutionären Russlands“, formiert – also lange bevor deren repräsentativste Werke, wie Isaak Brodskijs „Lenin in Smolnyj“ (1930), zu Vorbildern erklärt wurden.<sup>2</sup> Indem die Kunstkritik solche Gemälde zum Kanon erhob, fand auch ein medialer Wandel statt – die endgültige Abwendung von der dokumentarischen Fotografie, dem Leitmedium der avantgardistischen Annäherung an das Leben, die wegen ihrer extremen Blickwinkel bereits seit Ende der 1920er-Jahre als „formalistisch“ geschmäht worden war.<sup>3</sup> Mit der Proklamation des Sozialistischen Realismus folgte die Hinwendung zur Malerei (und zur retuschierten Fotografie), welche die abgebildete Geschichte aus ihrer Kontingenz herausriss und ins Mythisch-Heroische erhob: Aus Lenin, der sich mitten in der Masse befand, wurde in Brodskijs Gemälde – dem ein Foto des Revolutionärs auf dem III. Kongress der Kommunistischen Internationale 1921 von Karl Ball als Vorlage diente – der statuarische, isolierte Vordenker der Revolution.<sup>4</sup> Weitere Beispiele im Bereich der bildenden Kunst sind die Rekonfiguration der abstrakten suprematistischen Formen zu Strukturen einer neuen Gegenständlichkeit, wie in Kazimir Malevičs späten Darstellungen von Bauern in den frühen 1930er-Jahren,<sup>5</sup> oder die Ersetzung der dynamischen, konstruktivistischen Fotomontage durch statisch anmutende, weniger schwindelerregendere Arrangements in der Illustrierten „UdSSR im Bau“ („SSSR na stroike“).

In der Sowjetunion und überall in Europa – nicht nur dort, wo konservative oder gar totalitäre Kräfte an die Macht kamen – war in den 1930er-Jahren eine Abkehr von den Avantgarden zu beobachten. Der maschinellen Körperästhetik und der urbanen Landschaft wurden ein antikisierendes Körperideal und ein rurales Leben entgegengestellt, die nicht nur im nationalsozialistischen Deutschland und im faschistischen Italien verherrlicht wurden. Auch in Frankreich kamen anti-modernistische, anti-urbane Themen auf, die stilistisch eng mit der Bildproduktion der nationalsozialistischen „Blut-und-Boden“-Ideologie verwandt waren.<sup>6</sup> Ähnli-

<sup>1</sup> Hans Günther: Die Verstaatlichung der Literatur. Entstehung und Funktionsweise des sozialistisch-realistischen Kanons in der sowjetischen Literatur der 30er Jahre. Stuttgart 1984, S. 18–54.

<sup>2</sup> Hubertus Gaßner/Eckhart Gillen: Zwischen Revolutionskunst und sozialistischem Realismus. Dokumente und Kommentare. Kunstdebatten in der Sowjetunion 1917–1934. Köln 1979, S. 264–323; Tanja Zimmermann: Abstraktion und Realismus im Literatur- und Kunstdiskurs der russischen Avantgarde. München/Wien 2007, S. 234–241.

<sup>3</sup> Schamma Schahadat/Bernd Stiegler: Nachwort. Experimente für die Gegenwart. In: dies. (Hg.): Alexander Rodtschenko. Schwarz und weiß. Schriften zur Photographie. München 2011, S. 409–426, hier: S. 423.

<sup>4</sup> Leah Dickermann: Camera Obscura. Socialist Realism in the Shadow of Photography. In: October 92 (2000), S. 138–153.

<sup>5</sup> Verana Krieger: Malewitschs Schwarze Quadrate und andere Selbstwiederholungen zwischen Anpassung, Innovation und Auratisierung. In: Tanja Baudoin/Frédérique Bergholtz/Vivian Zihlerl (Hg.): Rereading Appropriation. Edition V – Appropriation and Dedication. Amsterdam 2015, S. 143–160.

<sup>6</sup> Romy Golan: Modernity and Nostalgia. Art and Policy in France between the Wars. New Haven 1995.

che Tendenzen manifestierten sich auch in den Vereinigten Staaten von Amerika, wo nach der Weltwirtschaftskrise das Leben in der Vorstadt und auf dem Lande in figurativen, realistischen Modi dargestellt wurde. Die autodidaktischen, „naiven“ Maler, die seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts als Vorläufer der Avantgarde gepriesen wurden, wertete man in den 1930er-Jahren als besonders heimat- und volksverbunden auf.<sup>7</sup>

Theoretiker des russischen Formalismus, welche zuerst die Oktoberrevolution und dann die Proklamation des Sozialistischen Realismus aus nächster Nähe erlebt hatten, waren die Ersten, die versuchten, die stilistischen und medialen Umbrüche systematisch zu beschreiben. Jurij Tynjanov beobachtete in seiner Schrift „Das literarische Faktum“ (1924), verfasst noch in der Periode der Neuen Ökonomischen Politik und der konstruktivistischen Faktenkunst, wie sich die revolutionäre Avantgardekunst zur Lebensrealität hin öffnete.<sup>8</sup> Diese Veränderung fasste er als Verschiebung von der „Peripherie“ zum „Zentrum“ der künstlerischen Produktion, von der Nicht-Kunst des Alltags zur Kunst, auf. Wirklichkeitsausschnitte, die früher nur an der Peripherie der künstlerischen Produktion standen oder gar nicht als Kunst galten, wie Bilder diverser publizistischer Gattungen, Werbeslogans und politische Parolen, seien nun zum zentralen Element der Avantgardekunst aufgestiegen. Am Anfang als subversive Verstöße gegen das Kunstsystem empfunden, seien sie bald in den revolutionären Kanon aufgenommen worden und hätten auch sein Regelsystem überformt. Dabei beobachtete Tynjanov, dass die politisch engagierte Kunst keine wesentlich neuen künstlerischen Elemente einführte, sondern die bestehenden vielmehr durch unterschiedliche Montagetechniken strukturell neu zusammensetzte: „Denn das Wesen der neuen Konstruktion kann gerade in der neuen Verwendung alter Verfahren, in ihrer neuen konstruktiven Bedeutung liegen [...]“. <sup>9</sup> Tynjanov sprach sogar von einem „Imperialismus“ des neuen Konstruktionsprinzips, das alle Genres erobere.<sup>10</sup>

1935, ein Jahr nach der Proklamation des Sozialistischen Realismus, hielt der russische Formalist und Begründer des Prager Strukturalismus, Roman Jakobson, an der Masaryk-Universität in Brünn (Brno) eine Vorlesung über die „Dominante“ in epochalen Stilveränderungen. Auch seine Analyse richtete sich auf die erstrebte Kohärenz und Konnektivität der Elemente, welche die Struktur des Kunstwerks bestimmen, in Umbruchsituationen jedoch neu geschichtet werden. Als „Dominante“ bezeichnete er diejenige Komponente eines Kunstwerks, an der sich alle

<sup>7</sup> Tanja Zimmermann: An der Schwelle zwischen Avantgarde und konservativer Ästhetik. Der Umbruch in der Rezeption der „naiven“ Malerei. In: Jurij Lileev/Yvonne Pörzgen/Mario Zanuchhi (Hg.): Europäische Avantgarden um 1900. Kontakt – Transfer – Transformation. Paderborn 2021 [im Druck].

<sup>8</sup> Jurij Tynjanov: O literaturnom fakte. In: Lev 2 (1924), S. 101–116. Russischer Nachdruck und deutsche Übersetzung als ders.: Literaturnyj fakt/Das literarische Faktum. In: Jurij Striedter (Hg.): Russischer Formalismus. Texte zur allgemeinen Literaturtheorie und zur Theorie der Prosa. München 1971, S. 394–431, hier: S. 403.

<sup>9</sup> Ebd., S. 403.

<sup>10</sup> Ebd., S. 423.

anderen orientieren: „[S]ie regiert, determiniert und transformiert die restlichen Komponenten“. <sup>11</sup> Beim Wechsel der Epochenstile und Mediensysteme beobachtete Jakobson, wie vor ihm schon Tynjanov, dass „es nicht so sehr um das Verschwinden gewisser Elemente und das Auftauchen anderer geht, sondern um eine Verschiebung in der Wechselbeziehung zwischen diversen Komponenten des Systems, also um eine Verschiebung der Dominante“. <sup>12</sup> In diesem Prozess komme es nicht zur Substitution von Verfahren, sondern vielmehr zur Umschichtung in der Wertehierarchie: Die vorher primären Elemente des künstlerischen Kanons würden zu sekundären herabgedrückt, während die ehemals sekundären zu primären aufstiegen. Obwohl Jakobsons Analyse der Transformation des intimen Briefs in die literarische Gattung des Briefromans gewidmet ist und er mit keinem Wort den Siegeszug des Sozialistischen Realismus in der Sowjetunion erwähnte, scheint er das Modell der Neukonfiguration auch unter dem Eindruck der Kunstpolitik seiner eigenen Epoche entwickelt zu haben. Sein Verständnis der „Dominante“ wird bei der folgenden Analyse historischer Umbrüche nach totalitären Kunstsystemen – oder zwischen unterschiedlichen Totalitarismen – noch wegweisend sein.

Theoretiker, die während der Perestroika die zweite „Wende“ aus nächster Nähe studieren konnten, kamen in ihrer Analyse der Anfänge des Sozialistischen Realismus zu einem ähnlichen Ergebnis. So stellte Boris Groys in seiner Schrift „Gesamtkunstwerk Stalin“ (1988) nicht nur die Kontinuität zwischen der Avantgarde und dem Sozialistischen Realismus heraus, sondern meinte, in der stalinistischen Ästhetik sogar die monumentale Realisierung der Programme des linken Futurismus (LEF), des Konstruktivismus und der Produktionskunst zu erkennen, welche eine Überführung der Kunst ins Leben beziehungsweise dessen Transformation in ein politisch-ästhetisches Gesamtprojekt angestrebt hätten: „Die Wende zum Sozialistischen Realismus war zudem Teil einer einheitlichen Entwicklung der europäischen Avantgarde in jenen Jahren. [...] Was den Sozialistischen Realismus von ihnen unterscheidet, waren vor allem die radikalen Methoden seiner Verbreitung und, dementsprechend, jene Einheit des Stils, der alle Lebensbereiche der Gesellschaft durchdrang und nirgendwo selbst, mit Ausnahme vielleicht in Deutschland, mit dieser Zielstrebigkeit durchgesetzt wurde. Die Stalinzeit realisierte tatsächlich den Traum der Avantgarde, das gesamte gesellschaftliche Leben nach einem künstlerischen Gesamtplan zu organisieren, wenn auch selbstverständlich nicht so, wie das der Avantgarde vorgeschwebt hatte.“ <sup>13</sup>

Groys' radikale These von „immanenter Evolution“ <sup>14</sup> mag mit Blick auf die Vernichtung der Avantgarde und den Tod vieler ihrer Protagonisten im Gulag überzogen, ja zynisch anmuten. Dennoch zeigt sich bei eingehender Analyse, dass tatsächlich etliche avantgardistische Elemente wie die Umgestaltung des gesamten

<sup>11</sup> Roman Jakobson: Die Dominante. In: Elmar Hohlenstein/Tarcisius Schelbert (Hg.): Roman Jakobson. Poetik. Ausgewählte Aufsätze 1921–1971. Frankfurt a. M. 1979, S. 212–218, hier: S. 212.

<sup>12</sup> Ebd., S. 215f.

<sup>13</sup> Boris Groys: Gesamtkunstwerk Stalin. Die gespaltene Kultur in der Sowjetunion. München/Wien 1988, S. 13f.

<sup>14</sup> Ebd., S. 17.

Lebens, die Verschmelzung zum politisch-ästhetischen Projekt, die Verbindung mit dem „Volk“ sowie die utopische Zukunftsausrichtung in der Sowjetunion der Stalin-Zeit übernommen und der neuen „Dominante“ angepasst wurden. Besonders im Westen, wo die Avantgarden nach dem Zweiten Weltkrieg nicht nur rehabilitiert, sondern zur einzigen „wahren“ Tradition des westlichen Modernismus erhoben wurden, klang diese These, nach der die totalitäre Kunst ihren Absolutheitsanspruch von den Avantgarden übernommen habe, provozierend. Folgt man jedoch Tynjanov, Jakobson und später Groys, dessen Blick von Skepsis der Postmoderne gegenüber den Avantgarden geprägt ist, so zogen die politischen Umbrüche selbst dann, wenn sie als solche ausgerufen wurden, weniger einen ästhetischen Umsturz als vielmehr eine Verschiebung im Wertekanon nach sich, die offen oder verborgen Kontinuitäten ermöglichte. Dies gilt auch für die totalitäre Ästhetik nach dem Zweiten Weltkrieg. Im Folgenden werden einige solcher Verschiebungen nach zwei großen politischen Umbrüchen des 20. Jahrhunderts – dem Sieg über den Nationalsozialismus sowie dem Zusammenbruch des Kommunismus – untersucht.

### Latente Nachwirkung totalitärer Ästhetik nach 1945

Mit der Präsentation im deutschen Pavillon auf der Weltausstellung in Paris sowie auf der „Ersten Großen Deutschen Kunstausstellung“ im Haus der Deutschen Kunst in München wurde im Jahre 1937 ein figurativer, klassisch-antik anmutender Stil zum Kanon erhoben. Im Film wurde er durch Leni Riefenstahls „Olympia“, eine propagandistisch inszenierte Dokumentation der Olympischen Sommerspiele in Berlin 1936, in der Fotografie durch den sportlich bewegten Körper von Mitgliedern der NS-Vereinigung „Kraft durch Freude“ (KdF) für die ideologische Steuerung der Freizeit eingesetzt. Das Ideal eines „gesunden“, „natürlichen“ Körpers blieb nicht auf das nationalsozialistische Deutschland beschränkt, sondern wurde auch in die neu eroberten Gebiete hinausgetragen: So wurde die tschechoslowakische Fotografie nach dem Münchner Abkommen 1938, mit dem das Sudetenland an das Deutsche Reich fiel, zunehmend dem nationalsozialistischen Kanon angepasst. Auch hier begann man, Sport treibende junge Männer und Frauen in der Natur abzulichten, darunter Viktor Khels springende Mädchen (Abb. 1).<sup>15</sup> Während im „Dritten Reich“ die Fotografin Erna Lendvai-Dircksen Bergbauern als den gesunden Kern des deutschen Volkes anpries,<sup>16</sup> übernahmen in der Tschechoslowakei der 1930er-Jahre und dann in der 1939 neu gegründeten und dem NS-Regime nahestehenden Slowakei<sup>17</sup> diese Rolle die weniger industriell entwickelten

<sup>15</sup> Viktor Khel: Mädchen in der Sonne. In: Fotografický obzor 47 (1939), unpag.; vgl. auch Václav Hlinomaz: Aus der Luke. In: Fotografický obzor 49 (1942) 3, S. 238; František Rutar: Vor dem Schuss. In: ebd., S. 239.

<sup>16</sup> Erna Lendvai-Dircksen: Bergmensen. München 1936.

<sup>17</sup> Bohunka Kokleksová: Tschechen und Slowaken vor dem Zweiten Weltkrieg – ihre Auseinandersetzung und Konflikte im Spiegel der Presse und der Fotografie. In: Tanja Zimmermann (Hg.): Brüderlichkeit und Bruderzwist. Mediale Inszenierung des Aufbaus und Niedergangs politischer Gemeinschaften in Ost- und Südosteuropa. Göttingen 2014, S. 413–434.



Abb. 1: Viktor Kbel: *Mädchen in der Sonne*<sup>18</sup>

Slowaken, die als ein erdverbundenes, „gesundes“ Volk in Nationaltrachten präsentiert wurden.<sup>19</sup> Anstelle des Volkswagens wurde der Škoda „Aero“ in die Naturkulisse eingebettet.<sup>20</sup> Derartige Verbindungen aus modernistischen und antimodernistischen Elementen fanden in den 1930er-Jahren ihr Echo auch in vielen anderen Ländern, die sich (noch) nicht im Machtbereich des NS-Regimes befanden, wie zum Beispiel im Königreich Jugoslawien.<sup>21</sup>

<sup>18</sup> Abgedruckt in *Fotografický obzor* 47 (1939), unpag.

<sup>19</sup> Josef Dudašek: In slowakischen Trachten. In: *Fotografický obzor* 45 (1937), S. 201; Vladimír Červinka: Junge Slowakin. In: ebd., S. 202; Karel Tomeček: Slowaken. In: ebd., S. 203; Bedřich Kindl: Arbeit auf dem Feld/Lebendige Gespräche. In: *Fotografický obzor* 47 (1939), unpag.; M. Kolenova: Mutter auf dem Feld/Auf dem Markt. In: ebd., unpag.; František Kral: Mädchen in Trachten; Ein junger Slowake/Fröhliche Unterhaltung. In: ebd., unpag.; Josef Paulovšek: Auf dem Weg zum hl. Anton/Prozession zum Fronleichnam. In: ebd., unpag.

<sup>20</sup> Bedřich Mayer: Kampierende Frau mit Škoda. In: *Fotografický obzor* 49 (1942) 3, Titelseite.

<sup>21</sup> Tanja Zimmermann: Das „neunte“ Land. Touristische Fotoreportage über die Heimat. In: *ZfSI* 76 (2020) 1, S. 113–136.

Die Ästhetik der nationalsozialistischen Kunst wirkte im westlichen Teil Deutschlands lange über das Jahr 1945 hinaus latent weiter. Darauf hat Christian Fuhrmeister anhand der Ausstrahlkraft der „Großen Deutschen Kunstausstellung“ und der Präsenz von dort ausgestellten Werken in Galerien im ländlich-kleinstädtischen Raum, wie in Rosenheim, hingewiesen.<sup>22</sup> Seine Forschungsergebnisse widersprechen dem binären, dichotomischen Schema der Kunstgeschichtsschreibung, welche die Jahre 1933 und 1945 als klare Schnitte zuerst für die Verbannung, dann für die Wiederkehr der avantgardistischen Moderne postuliert. Dagegen betont Fuhrmeister: „Die gängige Epocheneinteilung für die Kunst des 20. Jahrhunderts in Deutschland lautet: Avantgarde und Moderne bis 1933, nationalsozialistische Kunst, nach 1945 Wiedergutmachung, Rehabilitation und Fortsetzung der Moderne. Dieses sowohl bequeme als auch dogmatische Schema – diese Geschichte von Fortschritt und Durchsetzung, Verbot und Erfolg – ist aus vielen Gründen falsch, nicht nur, weil es die konservativen Kunstströmungen in der Weimarer Republik unterschlägt, sondern auch, weil die bildende Kunst im Nationalsozialismus (ganz zu schweigen von der Gebrauchsgrafik, dem Zeitschriften- und Produktdesign und der Industriearchitektur) durchaus bestimmte Elemente und Strategien der Moderne weiterführte und ausdifferenzierte. [...] Denn tatsächlich müssen wir für die Jahre nach 1945 auf der einen Seite Kontinuitäten und starke konservative Beharrungskräfte (in Künstlerverbänden wie bei Sammlern, Händlern und Ausstellungsbesuchern), auf der anderen Seite ein außerordentlich selektives Moderne-Verständnis konstatieren.“<sup>23</sup> Zu ähnlichen Ergebnissen kam auch die von Ljerka Dulibić, Christian Fuhrmeister, Donata Levi und Barbara Murovec geleitete Forschungsgruppe „Transfer of Cultural Objects in the Alpe Adria Region in the 20<sup>th</sup> Century“ (EU HERA TransCultAA, 2016–2020), die Kontinuitäten der NS-Raubkunst in den Sammlungen des sozialistischen Jugoslawiens herausarbeiten konnte.<sup>24</sup>

<sup>22</sup> Christian Fuhrmeister: Die Große Deutsche Kunstausstellung. In: Wolfgang Ruppert (Hg.): Künstler im Nationalsozialismus. Die „Deutsche Kunst“, die Kunstpolitik und die Berliner Kunsthochschule. Köln 2015, S. 97–105; ders.: Was anders werden muss. In: ders./Monika Hauser-Mair/Felix Steffan (Hg.): Vermacht, verfallen, verdrängt. Kunst und Nationalsozialismus. Die Sammlung der Städtischen Galerie Rosenheim in der Zeit des Nationalsozialismus und in den Nachkriegsjahren. Petersberg 2017, S. 356–362.

<sup>23</sup> Christian Fuhrmeister: Statt eines Nachwortes. Zwei Thesen zu deutschen Museen nach 1945. In: Julia Friedrich/Andreas Prinzing (Hg.): „So fing man einfach an, ohne viele Worte“. Ausstellungswesen und Sammlungspolitik in den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg. Berlin 2013, S. 234–239, hier: S. 234f.

<sup>24</sup> TransCultAA. Transfer of Cultural Objects in the Alpe Adria Region in the 20<sup>th</sup> Century, <https://www.transculaa.eu>. Die Ergebnisse des Projekts werden veröffentlicht in Christian Fuhrmeister/Barbara Murovec (Hg.): Transfer of Cultural Objects in the Alpe Adria Region in the 20<sup>th</sup> Century. Göttingen 2021 [in Vorbereitung]; vgl. auch: Meike Hopp: Provenance Research in Slovenia. An Interview with Barbara Murovec. In: Newsletter der Kommission für Provenienzforschung 7 (September 2020), S. I–IV, [http://www.provenienzforschung.gv.at/wp-content/uploads/Newsletter\\_Nr7\\_2020-09.pdf](http://www.provenienzforschung.gv.at/wp-content/uploads/Newsletter_Nr7_2020-09.pdf) (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

Auf der Grundlage der von den Alliierten geförderten Kunstpolitik in den westlichen Besatzungszonen Deutschlands<sup>25</sup> haben erst die großen Ausstellungen der 1950er-Jahre, wie die erste „documenta“ 1955, die Schau „50 Jahre moderne Kunst“, Teil der Weltausstellung „Expo 58“ in Brüssel, und die „documenta II“ 1959 durch den allerdings selektiven Rückgriff auf die Avantgarden einen neuen modernistisch-abstrakten Kanon etabliert und diesen zum Nachkriegsideal des „freien Westens“ erhoben. Die beiden „documenta“-Schauen lehnten figurative Malerei und mithin auch die Surrealisten in der Regel ab, weil man dieser die „schöpferische Freiheit“ absprach.<sup>26</sup> Auch der belgische Mitorganisator der „Expo 58“, Emile Langui, der zwar realistische Strömungen ausstellte – sogar den sowjetischen Sozialistischen Realismus – distanzierte sich von der Orientierung am Erbe der klassischen Antike, um stattdessen die Stile der primitiv-archaischen und der außereuropäischen Kulturen, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts von den Avantgarden aufgegriffen worden waren, als „wahre“ Traditionen moderner Kunst anzubieten: „Eigentlich alle künstlerischen Bewegungen der letzten 50 Jahre – soweit sie modern zu nennen sind – haben ihren Ursprung in einer fernen Vergangenheit und ihre Vorläufer in entlegensten Kulturen. Es waren die geheiligten Traditionen des 19. Jahrhunderts oder ganz allgemein die der alten griechisch-römischen Kultur, an denen gemessen ein zeitgemäßes Phänomen als brutaler und beklagenswerter Bruch mit der Vergangenheit erschien, während es doch in Wirklichkeit an weltweite und vieltausendjährige Entwicklungen anknüpfte.“<sup>27</sup> Der antikisierende Stil, der seit dem Klassizismus als Grundlage der Ausbildung an den Kunstakademien gepflegt wurde, und an den auch die totalitären Regime angeschlossen hatten, wurde nun als Verrat am wahren historischen Menschheitserbe deklariert und tabuisiert.

Während sich der Westen in großen internationalen Ausstellungen von dem durch den Nationalsozialismus „kontaminierten“ figurativ-antikisierenden Stil lossagte, blieb dieser im sowjetisch besetzten Teil Deutschlands und später in der DDR nicht nur in peripheren, ländlichen Gebieten stärker verankert. Schließlich war auch der sowjetische Sozialistische Realismus, dem man lange nicht abschwor, einer anti-avantgardistischen, figurativ-heroischen Ästhetik verpflichtet. Hier erfolgte der angestrebte Umbruch weniger durch die Anknüpfung an die Avantgarde – und wenn doch, dann an den deutschen Expressionismus und an die figurative Neue Sachlichkeit.<sup>28</sup> Stattdessen wurde in den späten 1940er- und den frühen 1950er-Jahren eine Bildtradition, der auch das nationalsozialistische Regime verpflichtet ge-

<sup>25</sup> Martin Schieder: *Expansion – Integration. Die Kunstausstellungen der französischen Besatzung im Nachkriegsdeutschland*. München 2004.

<sup>26</sup> Werner Haftmann: *Einführung*. In: *II. documenta '59. Malerei nach 1945*. Köln 1959, S. 15.

<sup>27</sup> Emile Langui: *50 Jahre moderne Kunst*. In: *50 Jahre moderne Kunst*. Köln 1959, S. 11–72, hier: S. 11; vgl. dazu auch: Tanja Zimmermann: *Oto Bihalji-Merin and the Concept of the „Naïve“ in the 1950s. Bridging Socialist Realism and Non-Figurative Art*. In: *AHAS 23* (2018) 1, S. 185–198, hier: S. 185–189.

<sup>28</sup> Susanne König: *Documenta in Kassel and the Allgemeine Deutsche Kunstausstellung in Dresden. A German-German History of Two Exhibition*. In: Nanne Buurman/Dorothee Richter (Hg.): *Oncurating 33* (2017), S. 25–33.

wesen war, mit der stalinistischen versöhnt, so beispielsweise in Aleksander Dejnekas Gemälde „Nach dem Kampf“ („Posle boja“, 1944, Dejneka-Gemäldegalerie in Kursk),<sup>29</sup> in dem Sport nicht nur mit Freizeit, sondern auch mit ideologisch grundierter Pflicht, Arbeit und Kampf in Verbindung gebracht wird. Als 1948 in der Sowjetunion die anti-avantgardistische Formalismus-Kampagne wiederbelebt wurde, schloss sich auch die Kunstkritik in der Sowjetischen Besatzungszone beziehungsweise der neu gegründeten DDR dieser Tendenz an und pries den neuen Kanon in der Öffentlichkeit.<sup>30</sup> So wurden 1950 in der „Neuen Berliner Illustrierten“ zwei Akte, die im französischen Kulturzentrum „Maison de France“ in Westberlin ausgestellt wurden, einander gegenübergestellt – eine „herrliche“ Badende von Auguste Renoir und eine „gespenstische Erscheinung“ des abstrakten Surrealisten André Masson, die den „Niedergang der großen malerischen Tradition“ bezeuge.<sup>31</sup> 1951 rief man in derselben Zeitung gezielt zum Kampf gegen den „Formalismus“ auf, worunter man die modernistische „Deformation“ nach amerikanischem Vorbild verstand: „Des Menschen Bild steht im Mittelpunkt fortschrittlicher humanistischer Kunstauffassung und realistischer Gestaltung, seine Verzerrung, Zerstörung und Entmenschlichung dagegen sind die Hauptkennzeichen des kunst- und lebensfeindlichen Formalismus. Wo überall menscheits- und friedensfeindliche Kräfte am Werk sind – ob in Amerika oder in Westberlin – tritt der die Wirklichkeit und den menschlichen Fortschritt verneinende Formalismus und Nihilismus in Erscheinung, werden seine Vertreter bewußt gefördert, ihre absurden Werke preisgekrönt und zur geistigen und moralischen Verwirrung des Volkes eingesetzt. Die Kunst wird so systematisch entfremdet und daran gehindert, es für das Gute und Schöne im Leben zu begeistern. [...] Die DDR hat sich im Bewußtsein der hohen Verantwortung die Aufgabe gestellt, auf den Traditionen des klassischen Kulturerbes fußend und von dem Vorbild der Sowjetunion lernend, eine Kunst zu fördern, die befähigt ist, die besten Kräfte aller Schichten unseres Volkes zu entwickeln. Kunst soll vom Volk verstanden werden und geliebt werden.“<sup>32</sup>

Ähnlich wie in diffamierenden Publikationen über die „entartete Kunst“ in der NS-Zeit wurden auch in der „Neuen Berliner Illustrierten“ von 1951 positive und negative Beispiele einander gegenübergestellt: Tetjana Jablonskajas „Frühling, Mutter und Kind“ einem abstrakten Gemälde Theodor Werners, Dejnekas „kraftvolle, gesunde Arbeiterinnen“ aus Donbass Alexander Camaros „existenzialisti-

<sup>29</sup> Aleksandr Dejneka: Posle boja, 1944, Kurskaja kartinnaja galereja imeni A. A. Dejneki, <https://www.deineka.ru/work-672.php> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>30</sup> Anne Hartmann/Wolfram Eggeling (Hg.): Sowjetische Präsenz im kulturellen Leben der SBZ und frühen DDR 1945–1953. Berlin 1998, S. 157–162, S. 217–219; Ulrike Goeschen: Kunstmodell und Normdiktat. Die Etablierung des Sozialistischen Realismus zwischen 1945 und 1953. In: Karl-Siegbert Rehberg u. a. (Hg.): Abschied von Ikarus. Bildwelten in der DDR – neu gesehen. Köln 2012, S. 125–131.

<sup>31</sup> Glanz und Verfall französischer Kunst. Eine Gegenüberstellung, zu der die Ausstellung in „Maison de France“ anregte. In: Neue Berliner Illustrierte VI/27 (30. 6. 1950), S. 8.

<sup>32</sup> Des Menschen Bild – wie es realistische Maler gestalten und wie es die mit Westberliner Kunstpreisen ausgezeichneten amerikanisierten Hofmaler Reuters formalistisch entstellen und entwürden. In: Neue Berliner Illustrierte VII/19 (2. Maiheft 1951), S. 7f.

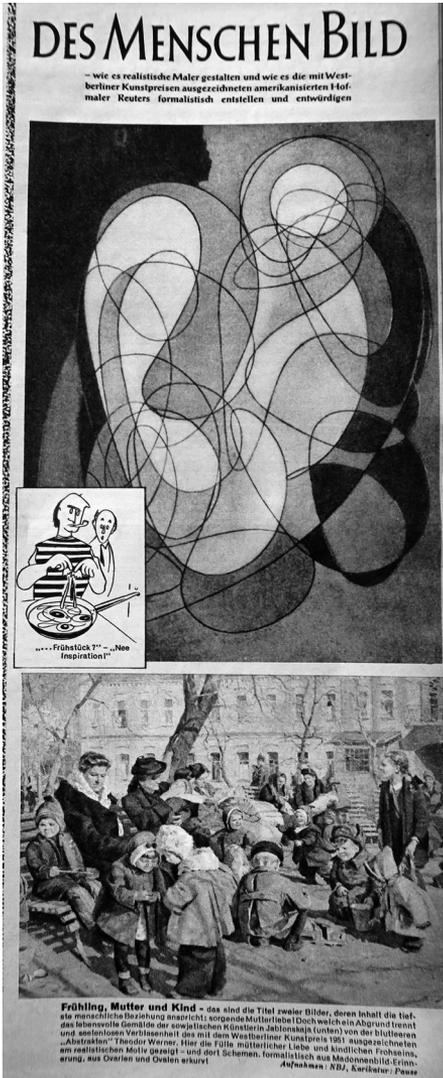


Abb. 2: Theodor Werners preisgekrönte Abstraktion, kombiniert mit einer Karikatur; unten Tetjana Jablonskajas „Frühling, Mutter und Kind“<sup>33</sup>

scher Dekadenz“,<sup>34</sup> Ivan Schadr's Skulptur eines Jünglings im Stil des Sozialistischen Realismus Bernhard Heiligers liegendem weiblichem Akt. Die kritisierten Kunstwerke wurden zusätzlich in Karikaturen diffamiert: Werners Abstraktion wurde mit einem Spiegeleigericht verglichen (Abb. 2), Heiligers liegender Akt mit einem Designer-Sofa verwechselt.

<sup>33</sup> Abgedruckt in ebd., S. 7 (Aufnahme: NBI, Karikatur: Pause).

<sup>34</sup> Ebd., S. 7.



Abb. 3:  
„Flotte  
Lotte  
aus  
Paris“<sup>35</sup>

Der als „klassisch“ und „humanistisch“ gepriesene Menschentyp wurde bald nicht nur dem des modernistischen Kunststils, sondern auch dem kommerzialisierten, modisch gestylten westlichen Zeitgenossen entgegengesetzt. So wurde 1956 ein französisches Haute-Couture-Modell in manierterter Haltung, betitelt als „Flotte Lotte aus Paris“, mit einer surrealistisch-primitivistischen Skulptur von Guy de Cointet verglichen (Abb. 3).<sup>36</sup> Der Bildunterschrift ist die zynisch-humoristische

<sup>35</sup> Abgedruckt in ebd.

<sup>36</sup> Flotte Lotte aus Paris. In: Neue Berliner Illustrierte XII/2 (2. Januarheft 1956), S. 15.



Abb. 4: Urlaub am Meer (1937)<sup>37</sup>

Bemerkung beigefügt: „Rechts das ‚anmutige‘ Traumbild des surrealistischen Bildhauers Coinet. Links dasselbe Thema aus Fleisch und Blut und Seide mit der gleichen natürlichen Grazie und übermenschlichen Harmonie. Welche Proportionen! Das ist Haltung, Würde und Kultur! Bianchine hüllte die Göttliche in eine Robe, getreu der Y-Linie des Modemachers Dior. Was kann man machen, scheint Lotte sinnlich zu fragen, außer Dienst bin ich in Rock und Bluse wieder völlig normal.“

Viele Fotos aus der sowjetischen Besatzungszone und später der DDR, die Menschen in ihrer Freizeit oder im Urlaub zeigten, knüpften an die Körperästhetik und die sportlich-bewegten Motive der NS-Organisation „Kraft durch Freude“ an und wurden nach 1945 auf Titelseiten der neuen Illustrierten nun mit anderen Parolen versehen, wie der Vergleich der laufenden Frauen in einer KdF-Publikation von 1937 (Abb. 4) mit einem Foto in der im sowjetischen Sektor Berlins erscheinenden „Neuen Berliner Illustrierten“ aus dem Jahr 1946 (Abb. 5) verdeutlicht.<sup>38</sup>

Auch dasselbe Modell beziehungsweise derselbe Frauentypus machte weiter Karriere: Eine Seglerin auf dem Cover der KdF-Zeitung „Arbeitertum“ vom September 1941<sup>39</sup> ähnelt stark einer Wasserskiläuferin auf der Titelseite der „Neuen Berliner Illustrierten“ vom Juli 1949.<sup>40</sup> Eine Blondine, die in der KdF-Broschüre „Dein Urlaub 1939“ für den Aufenthalt im Seebad Prora auf Rügen warb,<sup>41</sup> sieht

<sup>37</sup> Abgedruckt in KdF-Urlaub 1937. Kiel 1937, S. 22.

<sup>38</sup> Wannsee 1946. In: Neue Berliner Illustrierte II/17 (1946), Titelseite; In der Julisonne (Muggelsee). In: Neue Berliner Illustrierte VII/29 (3. Juliheft 1951), Titelseite; Leuna-Freuden. In: Neue Berliner Illustrierte IX/26 (4. Juniheft 1953), Titelseite.

<sup>39</sup> Arbeitertum 35 (1. Septemberheft 1941), Titelseite, online verfügbar unter <http://propaganda.hefte.bplaced.net/arbeitertum.htm> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>40</sup> Neue Berliner Illustrierte V/29 (3. Juliheft 1949), Titelseite.

<sup>41</sup> Dein Urlaub 1939. Berlin 1939, <https://eustfotostrecke.wordpress.com/2016/06/06/dein-urlaub-1939> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).



Abb. 5: Wannsee (1946)<sup>42</sup>

einer anderen Frau im Strandkorb an der Ostsee auf der Cover der „Neuen Berliner Illustrierten“ vom August 1949<sup>43</sup> zum Verwechseln ähnlich. Die Parallelen gehen manchmal so weit, dass man annehmen kann, dass einige Fotos bereits während der NS-Zeit aufgenommen und nach dem Krieg unter Verwendung anderer Bildunterschriften publiziert wurden.

Während die NS-Vereinigung „Kraft durch Freude“ Freizeit und Urlaub zur Stärkung der Arbeitseffizienz und als Vorbereitung auf den Kampfeinsatz im Dienst der „Volksgemeinschaft“ propagierte, wurden diese in der Nachkriegszeit nach „verlorenen“ Jahren zum privaten Vergnügen. Entsprechende Darstellungen dienten nun der Repräsentation einer egalitären, sozialistischen Idylle. Die sportliche Gruppenbetätigung wurde nicht mehr als Partizipation im völkischen Kol-

<sup>42</sup> Abgedruckt in Neue Berliner Illustrierte II/17 (1946), Titelseite.

<sup>43</sup> Gerhard Kiesling (Fotograf): Neue Berliner Illustrierte V/32 (1. Augustheft 1949), Titelseite.

lektiv, sondern als individueller Genuss im Rahmen des Massentourismus der Arbeiter angepriesen. Dabei änderte sich weniger das Ergon des Bildes als die parergonalen, umrahmenden Texte. Sie gaben der sportlichen Bewegung einen neuen Sinn. Bei „Kraft durch Freude“ hieß es: „Trotz stärksten Kriegseinsatzes der schaffenden Heimat verbringen auch in diesem Jahr Millionen ihren Urlaub, um sich draußen in der Natur gesteigerte Kraft für die kommende Arbeit zu holen“,<sup>44</sup> „Der nationalsozialistische Staat sieht in den Leibesübungen einen unversiegbaren Quell der Lebensfreude und Leistungsfähigkeit unseres Volkes“<sup>45</sup> oder „Sonne und Sand morgens und abends, Wasser und Wellen Tag für Tag – Segelbootfahrten wie sie schöner nie erträumt wurden, Sandburgen, die zu stundenlangen Sonnenbädern laden, kühle, schattige Wälder als Schutzdamm gegen Mittagsglut und Sommerhitze, und überall Menschen, gleichgesinnte, gleichgestimmte Glieder einer großen Gemeinschaft ...“.<sup>46</sup> Nach dem Krieg schrieb die im sowjetischen Sektor erscheinende „Neue Berliner Illustrierte“: „Nach jahrelangem Kriegseinsatz kann die Berliner Jugend den Sonntag und die Sonne wieder am Wannsee genießen – freundlicher Abschluss einer arbeitsreichen Woche!“<sup>47</sup> Der Sport sollte nun helfen, länger jung zu bleiben, um die durch den Krieg verlorenen Jahre nachholen zu können. In einer bereits farbig gedruckten Ausgabe des Magazins vom März 1961, kurz vor der Errichtung der Mauer, schwenkte eine in die Luft springende Sportlerin drei Bänder in den Farben der deutschen Flagge. Als wären sie in der nationalsozialistischen Periode nicht vom Regime geförderten Ideale gewesen, pries die Bildunterschrift Sport- und Jugendlichkeit an: „Alt werden ohne zu altern? Solche Bilder kennen wir alle. Bilder einer lebensfrohen, gesunden Jugend, die – ihrer jugendlichen Kraft bewusst – sie in vollen Zügen bei Sport und Spiel auskostet. Die Älteren mögen dabei ein wenig wehmütig an ihre eigene ‚Sturm- und Drangzeit‘ zurückdenken, in der es wohl nie genügend Zeit, Geld noch Gelegenheit für eine gesunde Körpererächtigung gab. An eine Zeit, in der die Fabrik, der Existenzkampf, der Broterwerb oder gar ein Krieg stets ‚wichtiger‘ waren, als einfach jung zu sein und möglichst jung zu bleiben. Was Wunder, wenn nur die wenigsten von ihnen sich wirklich volle Gesundheit und jugendlichen Schwung bis ins hohe Alter bewahren konnten. Und die Jugend von heute? Was tut sie, um alt zu werden und dabei doch jung zu bleiben?“<sup>48</sup>

Nicht nur das Körperideal, auch die Landschaft wurde der nun vorherrschenden „Dominante“ angepasst. Die unzähligen Heimatfilme aus den späten 1940er- und aus den 1950er-Jahren ermöglichten es in der Bundesrepublik Deutschland und in Österreich, den zurückliegenden Krieg zu verdrängen sowie die „Blut-und-Boden“-Ideologie als touristische Idylle zu verharmlosen.<sup>49</sup> Die „völkische“ Identität wur-

<sup>44</sup> Arbeitertum 35 (1. Septemberheft 1941), Titelseite.

<sup>45</sup> Sport im Urlaub. Kraft durch Freude. Beilage zu Urlaubsfahrten 1939. Dresden, 18. 6. 1939, unpag.

<sup>46</sup> Urlaub am Meer. KdF-Urlaub 1937. Kiel 1937, S. 22.

<sup>47</sup> Wannsee 1946. In: Neue Berliner Illustrierte II/17 (1946), Titelseite.

<sup>48</sup> Neue Berliner Illustrierte (4. Märzheft 1961) 12, S. 3.

<sup>49</sup> Vgl. Manuela Fiedler: Heimat im deutschen Film. Ein Mythos zwischen Regression und Utopie. Alfeld a. d. Leine 1997, S. 35–58.

de in eine regionale zurückübersetzt und mit konservativ-christlichen oder naturromantischen Idealen von einer unberührten Welt verknüpft – kaum verhohlen wurden damit Narrative und Stereotype der Vorkriegszeit wieder aufgenommen.<sup>50</sup> In Harald Reinls Heimatfilm „Bergkristall – Der Wildschütz von Tirol“ (Deutschland/Österreich 1949), der Motive aus Arnold Fancks „Der heilige Berg“ (1926) und Leni Riefenstahls „Das blaue Licht“ (1932) zitiert, steht der Wilderer als Metonymie für den Soldaten. Der Verstoß gegen die Gesetze der unschuldigen Natur geht mit der Trunkenheit des Mannes einher, der sich der Familie entfremdet und aus der dörflichen Gemeinschaft ausgestoßen wird. Erst als der Wildschütz seine Tat bereut, gewinnt der nunmehr dunkel verfärbte Bergkristall als Metapher für sein schlechtes Gewissen seine Transparenz und Reinheit zurück. Zugleich transformiert der Film die bedrohliche, wilde Natur zurück in eine ländliche Idylle und wirbt so für den Alpentourismus.

Die Bedeutungsverschiebungen bei fast identischem Bildgut zeigen, wie in der Nachkriegszeit gerade an der Peripherie des künstlerischen Systems – im Unterhaltungsbetrieb (Freizeit, Tourismus, Mode) und in der populären Massenkultur (Illustrierten, Filme) – viele Stereotype der nationalsozialistischen Ästhetik, etwa der Körperkult und die Verklärung des Landlebens, latent wirksam blieben und für die neue Freizeitkultur umfunktioniert wurden. Während sportliche Menschen in der NS-Zeit stets ein Glied der Gemeinschaft waren, die auch in der Freizeit auf Arbeit und Kampf vorbereitet werden sollte, standen sie nach dem Krieg für Tourismus und (sozialistische) Idylle.

### Die Appropriation totalitärer Ästhetik nach 1989/91

Die „Wende“ von 1989/91 fiel in die Zeit der postmodernen Zitat- und Appropriationskultur, die seit den 1960er-Jahren zur „Dominante“ in Literatur und bildender Kunst avanciert war. Die Epoche wurde von verschiedenen Verfahren der Intertextualität und Interikonizität,<sup>51</sup> von der Abwertung des Originals und der Autorschaft,<sup>52</sup> vom Ende der Repräsentation in Simulakren<sup>53</sup> und von der Auflösung der „großen“, teleologischen Geschichte des Fortschritts in eine Vielzahl konkurrierender Geschichtsnarrative<sup>54</sup> geprägt. Während totalitäre Ästhetik nach dem Zweiten Weltkrieg nur unterschwellig fortwirkte, bevor sie erkennbar wieder aufgegriffen wurde, jedoch ohne dass die Quellen dabei je offen preisgegeben worden wären, machte die postmoderne Appropriationskunst keinen Hehl aus ihren

<sup>50</sup> Vgl. Elisabeth Cronin: Heimatfotografie in Österreich. Eine politisierte Sicht von Bauern und Skifahrern. Wien/Salzburg 2015, S. 14–43.

<sup>51</sup> Vgl. Elisabeth-Christine Gamer: Die Intertextualität der Bilder. Methodendiskussion zwischen Kunstgeschichte und Literaturtheorie. Berlin 2018.

<sup>52</sup> Vgl. Fotis Jannidis u. a. (Hg.): Texte zur Theorie der Autorschaft. Stuttgart 2000, S. 181–232.

<sup>53</sup> Vgl. Mark Poster (Hg.): Jean Baudrillard. Selected Writings. Stanford 1988, S. 166–184.

<sup>54</sup> Vgl. Fredric Jameson: Postmodernism or, the Cultural Logic of Late Capitalism. Durham 1991, S. 1–66.

Bezügen. Vielmehr wurde die Wiederholung von Motiven und Pathosformeln in ihrer verstörenden Wirkung ausgestellt. Die Strategie der minimal verändernden, jedoch umdeutenden Aneignung (als Parodie und Pastiche auf der Ebene des Inhalts, als Travestie und Persiflage auf der Ebene des Stils)<sup>55</sup> macht es im Einzelnen oft schwer, zwischen ironisch-subversiven, künstlerischen Zitaten und ernsthaften, nostalgisch operierenden politischen Wiederbelebungsversuchen zu unterscheiden.<sup>56</sup> Während ironische Zitate zur Kritik am gegenwärtigen Zustand der Transitionsgesellschaft eingesetzt wurden, die noch im Alten verharret, unterstützten nostalgische Aneignungen die nationalistische Verherrlichung der „großen Taten“ der Vergangenheit. Ferner wurde die totalitäre Ästhetik auch zu Werbezwecken aufgegriffen, indem emotional wirksame politische Pathosformeln – versehen mit einem anderen Ethos – als Kaufanreize eingesetzt wurden.<sup>57</sup>

Die Ambivalenz zwischen Nachahmung und Transformation sowie zwischen Affirmation und Subversion manifestiert sich auch in Groys' Bewertung der spät-kommunistischen Kunstströmung „Soz-Art“, die in der Phase der politischen Stagnation den Stil des Sozialistischen Realismus mit der Hochglanzästhetik der westlichen Pop-Art verschmolz. Während er in Erik Bulatovs Gemälde „Der Horizont“ (1972) mit dem rot-goldenen Ordensband Lenins, das anstelle des Sonnenaufgangs den offenen Fernblick am Meer versperrt, noch eine Metapher für die totale ideologische Überwachung sieht,<sup>58</sup> weigert er sich, die etwa im „Doppelsebstbildnis als Pioniere“ (1982/83) aus der Serie „Nostalgischer Sozialistischer Realismus“ zum Ausdruck kommende Aneignung des Stalin-Kults durch das Künstlerduo Vitaly Komar und Alexander Melamid als kritisch-ironische Kunst anzuerkennen (Abb. 6).<sup>59</sup>

Groys urteilt: „Nicht nur, daß diese Arbeiten nicht auf ‚Entlarvung‘ des Stalinmythos aus sind, auf seine ‚Demythologisierung‘, sie zielen ganz im Gegenteil auf seine ‚Remythologisierung‘; ‚Komar & Melamid‘ preisen Stalin so entschieden, wie das kein einziger Künstler der Stalinzeit zu tun bereit gewesen wäre. Damit jedoch machen sie Stalin zum Bestandteil eines in akademischer Manier ausgeführten surrealistischen Traums. Ihre Bilder sind gewissermaßen Séances einer sozialen Psychoanalyse, die die im Unbewussten des sowjetischen Menschen verborgene Mythologie ans Licht bringt, zu der er sich selbst nicht bekennen kann. [...] Die besten Schüler Stalins retten sich von ihrem Lehrer, indem sie ein Projekt simulieren, das noch grandioser ist, als es das seine gewesen ist.“<sup>60</sup> Mit seiner These von Simulation und Überbietung des Stalinismus antizipiert Groys Slavoj Žižek, der

<sup>55</sup> Vgl. Gérard Genette: *Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe*. Frankfurt a. M. 1993, S. 21–47.

<sup>56</sup> Vgl. Tanja Zimmermann: *Permanente Revolution. Das Gespenst des Kommunismus heute*. In: *RGOW* 43 (2015) 9, S. 24–27.

<sup>57</sup> Vgl. dies.: *The Economy of Nostalgia. Communist Pathos between Politics and Advertisement*. In: Catharina Raudevere (Hg.): *Nostalgia, Loss and Creativity in South-East Europe. Political and Cultural Representations of the Past*. London 2018, S. 73–85.

<sup>58</sup> Groys: *Gesamtkunstwerk* (wie Anm. 13), S. 90–93; Abb. des Werkes online verfügbar unter <https://www.wikiart.org/en/erik-bulatov/horizon-1972> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

<sup>59</sup> Ders.: *Gesamtkunstwerk* (wie Anm. 13), S. 98–105.

<sup>60</sup> Ebd., S. 101f.

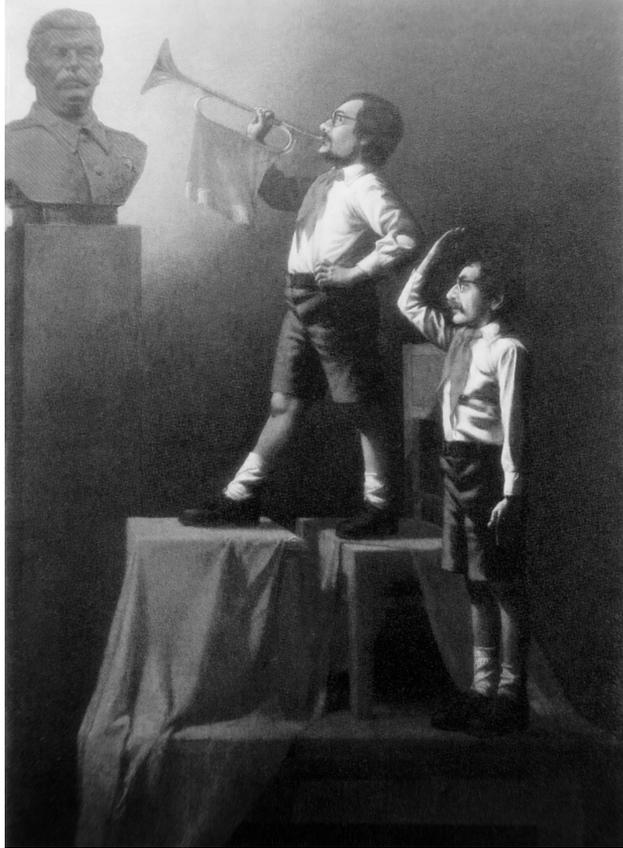


Abb. 6: Vitaly Komar/Alexander Melamid: „Doppelselbstbildnis als Pioniere“ (1982/83)<sup>61</sup>

für diese Form der hyperbolischen Nachahmung später in Bezug auf die Künstlergruppe „Neue Slowenische Kunst“ den Begriff „Über-Identifikation“ geprägt hat.

In der hyperbolischen Übertreibung der „Soz-Art“ sieht Groy eine „Re-Konstruktion“, die er mit der lacanschen Psychoanalyse vergleicht, welche im Gegensatz zur freudschen weniger das Trauma aufdeckt, als dessen weitreichende Persistenz aufzeigt. Vor allem „Komar & Melamids“ Serie „Nostalgischer Sozialistischer Realismus“ (1981–1983), die nach der Emigration der Künstler in die Vereinigten Staaten von Amerika entstanden ist, sei eine nostalgische Fortsetzung der Utopie in einer postutopischen Gegenwart.

Die Ambivalenz der „Soz-Art“ wird nicht nur durch den hyperbolischen Nachahmungsstil der Künstler hervorgerufen, sondern liegt auch im unscharfen Über-

<sup>61</sup> Abgedruckt in ders./Max Hollein (Hg.): Traumfabrik Kommunismus. Die visuelle Kultur der Stalinzeit. Frankfurt a. M. 2003, S.121; Abb. des Werkes online verfügbar unter [https://www.komarandmelamid.org/chronology/1981\\_1983/index.html](https://www.komarandmelamid.org/chronology/1981_1983/index.html) (letzter Zugriff am 4.2.2021).

gang zwischen dem Sozialistischen Realismus und der postmodernen Appropriationskunst in Russland begründet. Mikhail Epstein geht dieser komplexen Problematik nach und deckt nicht nur Kontinuitäten auf („the quick and easy change from the communist project to the postmodern project“<sup>62</sup>), sondern auch zahlreiche Parallelen zwischen den beiden Formationen, die unterschiedliche Formen von Simulakren hervorbrachten: „Whereas communism proclaimed the coming triumph of ideas that would transform reality, postmodernism reveals the absence of any reality other than the reality of ideas themselves (signs, images, names).“<sup>63</sup> Beide operierten laut Epstein bewusst mit eklektizistischen Wiederaufnahmen in der Kunst, wobei der seriöse Sozialistische Realismus stets Selbstironie vermieden habe: „In fact, with its mix of elements from the classical, romantic, realist, and futurist legacies, socialist realism paved the way for postmodernism and just missed sowing the seeds of self-irony, remaining absolutely serious, bombastic, and prophetic.“<sup>64</sup> Beide künstlerische Formationen verzichteten, wie Epstein ausführt, auf eine als originell verstandene Autorschaft. Während im Sozialistischen Realismus die kommunistische Ideologie zur ewigen Wahrheit und zum Gemeingut der sozialistischen Gesellschaft erhoben wurde, löste sich der postmoderne Autor in der Vielzahl von intertextuellen Zitaten und Diskursen auf.<sup>65</sup> Aufgrund solcher Parallelen erklärt Epstein den Postmodernismus – obwohl dieser seinen Ursprung im Westen hat – als „a deeply Russian phenomenon“ und deutet sogar an, dass Russland als dessen Wiege gelten könnte.<sup>66</sup> Die zentrale Rolle bei der Transformation des Sozialistischen Realismus in die postmoderne Zitatkunst schreibt er der „Soz-Art“ zu, die er als letzte Erbin des Sozialistischen Realismus und zugleich dessen Überwinderin betrachtet. Sie habe ihm einen „karnevalistischen Tod“ bereitet: „It was sots-art more than any other movement in Soviet literature [...] that inherited the basic, ‚native‘ features of socialist aesthetics, such as love for ideas, schemes, conceptual generalizations, and conscious derivativeness. Sots-art was forced in such a deep underground existence precisely because its aesthetic was much closer to official Soviet art than all other movements of the 1960s to 1980s. [...] Sots-art represented the last, decaying stage of socialism, its self-transgression, and the vision of its end.“<sup>67</sup>

Anders als Groys erkennt Epstein den subversiven Charakter der „Soz-Art“ durchaus an. Erst in den 1990er-Jahren – nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion und der Durchsetzung der Postmoderne in der russischen Kunst – sei sie immer weniger als subversive Ironie, dafür zunehmend als nostalgische Rückwendung wahrgenommen worden: „While sots-art in the 1970s and 1980s was perceived as a battlefield of ‚progressive‘ postmodernism, with ‚backward‘ Soviet

<sup>62</sup> Mikhail Epstein: Postmodernism, Communism, and Sots-Art. In: Marina Balina u. a. (Hg.): Endquote. Sots-Art Literature and Soviet Grand Style. Evanstone 2000, S. 3–31, hier: S. 4.

<sup>63</sup> Ebd., S. 4.

<sup>64</sup> Ebd., S. 14.

<sup>65</sup> Ebd., S. 15.

<sup>66</sup> Ebd., S. 4.

<sup>67</sup> Ebd., S. 25f.

Union, in the 1990s it is identified more and more with the art of the Soviet period, at its highest, concluding phase: both a parrot's refrain and a swan song at the same time. Sots-art is the nostalgia of a maturing postmodernism for its initial ‚radiant‘ and ‚pure‘ communist phase. In the 1990s, sots-art is practiced by artists who are hopelessly stuck in the communist past, in the days of ‚great victories‘ and ‚glorious achievements‘: nostalgia in sots-art is starting to prevail over irony.“<sup>68</sup> Die Entscheidung, ob es um Ironie – eine doppeldeutige Trope, die als semantische Verstellung, Inversion oder Simulation „zweiter Stufe“ (Simulation der Simulation) verstanden werden will<sup>69</sup> – oder aber um Nostalgie – eine retrograde Sehnsucht nach Wiederbelebung<sup>70</sup> – geht, verschiebt sich in der Postmoderne zunehmend vom Kunstwerk auf die Erkenntnis des Rezipienten. Die Lesarten hängen vom Transformationsprozess ab, in dessen langwierigen Verlauf verschiedene Rezeptionsangebote mobilisiert werden.

Ein weiteres bekanntes Beispiel der Aneignung totalitärer Ästhetik durch postmoderne Zitatkunst ist das Skandalplakat der Künstlergruppe „Neuer Kollektivismus“ (Teil der Gruppierung „Neue Slowenische Kunst“, „NSK“), das 1987 für den „Tag der Jugend“ entworfen wurde,<sup>71</sup> an dem der Geburtstag des 1980 verstorbenen jugoslawischen Präsidenten Josip Broz Tito als Symbol für den Zusammenhalt des multinationalen Jugoslawiens gefeiert wurde.<sup>72</sup> Das Vorbild für das Plakat war Richard Kleins „Das Dritte Reich. Allegorie des Heldentums“ (1936), das durch minimale Abweichungen, wie die Ersetzung des nationalsozialistischen Emblems durch das kommunistische, abgewandelt wurde (Abb. 7). Dadurch erinnerte es stark an die initiale, heroische Phase des Sozialistischen Realismus, also jene Phase vor dem Bruch zwischen Tito und Stalin im Jahr 1948, als der sowjetische Kanon auch in Jugoslawien maßgebend war.

Die Jury verlieh dem Plakatentwurf den ersten Preis, weil sie darin bereits ein gelungenes postmodernes Zitat des Sozialistischen Realismus erkannte,<sup>73</sup> war sich dabei jedoch des nationalsozialistischen Vorbilds nicht bewusst. Vielleicht erhoffte sie auch, dass der nostalgisch-heroische Stil die kommunistischen Ideale in dem sich bereits in Auflösung begriffenen Jugoslawien revitalisieren könnte. Nach dem Bekanntwerden der Inspirationsquelle verteidigte der „Verband Slowenischer Sozialistischer Jugend“ (ZSMS) zwar die Künstler, bestand aber zugleich auch darauf, das Plakat aus der Öffentlichkeit zu entfernen, weil es „ein Leben jenseits der Wünsche

<sup>68</sup> Ebd., S. 27.

<sup>69</sup> Zur Ironie aus philosophischer, sprachwissenschaftlicher und rhetorischer Perspektive vgl. Vladimir Jakélévitch: *L'ironie*, Paris 1964; (in deutscher Übersetzung: ders.: *Die Ironie*. Frankfurt a. M. 2012); Edgar Lapp: *Linguistik der Ironie*. Tübingen 21997; Uwe Wirth: *Ironie*. In: ders. (Hg.): *Komik. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart 2017, S. 16–21.

<sup>70</sup> Zur Nostalgie vgl. Jean Starobinski: *The Idea of Nostalgia*. In: *Diogenes* 54 (1966), S. 81–103; Svetlana Boym: *Nostalgia and Its Discontents*. In: *The Hedgehog Review* 9 (2007) 2, S. 7–18.

<sup>71</sup> Blaž Vurnik: *Plakatna afera*. In: *Muzej novejše zgodovine Slovenije* (Hg.): *Plakatna afera 1987*. Ljubljana 2009, S. 7–19.

<sup>72</sup> Jela Krečič: *Dan mladosti 1987*. In: ebd., S. 21–31; Nataša Strlič: *Kratka zgodovina štafete in dneva mladosti*. In: ebd., S. 57–77.

<sup>73</sup> Vurnik: *Plakatna afera* (wie Anm. 71), S. 9.

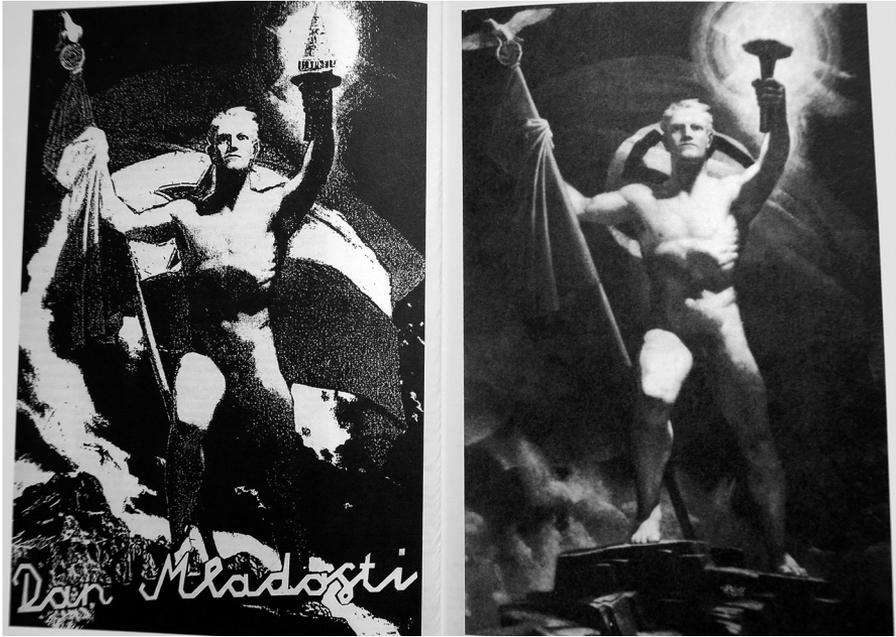


Abb. 7: „Neuer Kollektivismus“ Plakat für den „Tag der Jugend“ (1987) und Richard Kleins „Das Dritte Reich. Allegorie des Heldentums“ (1936)<sup>74</sup>

und Erwartungen ihres Kreators zu führen beginnen“ könne.<sup>75</sup> Die Künstlergruppe, die öffentlich Position dazu bezog, argumentierte, dass das Plakat „Bewusstsein, Reife und moralische Mitarbeit“ vom Rezipienten verlange, der sich auf diese Art mit dem faschistischen Trauma der Vergangenheit auseinandersetzen solle.<sup>76</sup> Das Ministerium für innere Angelegenheiten leitete trotzdem eine Klage gegen das Künstlerkollektiv ein, das letztlich nicht schuldig gesprochen wurde. Die Ablehnung der „Neuen Slowenischen Kunst“ wich – im Zusammenhang mit den Bestrebungen der Kommunistischen Partei Sloweniens um einen autonomen Staat – einer Aufwertung, zu der auch slowenische Intellektuelle beitrugen. So deutete der Philosoph Slavoj Žižek in seiner Schrift „Why Are Laibach and NSK not Fascists?“ (1993) das eklektizistische Kunstverfahren mithilfe der lacanianischen Psychoanalyse als eine traumatische, hyperkompensatorische „Überidentifikation“. In dieser Form traumatischer Verarbeitung stelle sich das Individuum totalitärer Macht nicht einfach entgegen, sondern identifiziere sich vielmehr mit ihr, wodurch es gleichzeitig sowohl das Aufbegehren gegen die Macht als auch die Einsicht in die Unmöglichkeit, ihr zu entkommen, in einer theatralisch inszenier-

<sup>74</sup> Abgedruckt in Vurnik: Plakatna afera (wie Anm. 71), S. 10f.

<sup>75</sup> Ebd., S. 9.

<sup>76</sup> Ebd., S. 12.

ten, pervertierenden Wiederholung durchlebe.<sup>77</sup> Die „Überidentifikation“, zu welcher der Betrachter eingeladen werde, lege auf den zweiten Blick den perversen Charakter des Begehrens nach Macht offen und ermögliche das „Durchqueren des Phantasmas“. Zugleich versuchte der Philosoph die ironische Distanz, die den Rezipienten unerschließlich macht, von der „Überidentifikation“ abzugrenzen, welche, sofern Nichtbefugte sich die totalitäre Sprache aneignen, das Machtsystem „frustriert“. So könne die Usurpation der totalitären Macht auch ohne Abweichung vom Original – durch eine Art „Doppelgängerei“ – gerade aufgrund der Aneignung ihrer Sprache gelingen. Hyperkompensierende Identifikation und Wiederholungszwang mutierten solcherart zu Strategien der Kritik – allerdings nur, wenn der Rezipient mitmache und sich im Vollzug einer nachdenklichen Betrachtung zugleich einer Selbstanalyse unterzog.

Auch Groys, der schon 1991 in die Debatte um die „NSK“ einstieg, vermerkte, dass die „NSK“-Gruppe „IRWIN“ als „more total than totalitarianism“ aufträte.<sup>78</sup> Die slowenischen Künstler würden sich in postmoderner Manier totalitärer Zitate unterschiedlichen Ursprungs bedienen und diese auch ohne distanzierende Verfremdung übernehmen. Doch durch den mit modernistischen Zeichen durchsetzten Kontext machten sie jedoch deutlich, dass sie die totalitäre Bildpraxis nicht einfach fortsetzten: „On the one hand, they employ these symbols side by side with signs of contemporary modernist art usually associated with opposition to totalitarianism, thus making it impossible to suppose that the IRWIN group actually wants to engender aesthetics of totalitarianism in its original form. On the other hand, their quotations from totalitarian propagandist art are not used according to usual devices of modernist estrangement, distortion, or the visual ‚critique of representation‘ which would allow the position of the authors to be unambiguously identified as critical.“<sup>79</sup> Die Unentscheidbarkeit zwischen totalitärer und postmoderner Kunstsprache, zwischen Affirmation und Subversion, in den Werken der „NSK“ leitete Groys schlussendlich von den Avantgarden in Osteuropa her, denen er anlastete, dass sie sich durch die totalitäre Macht hätten verführen lassen und so das Fundament für die utopisch-phantasmatischen Träume vom „Neuen Menschen“ sowie für das „Gesamtkunstwerk Stalin“ gelegt hätten. Die „NSK“, so der Philosoph, reproduziere bewusst die historische Szene dieses „Sündenfalls“, wodurch der Rezipient zwischen avantgardistischem Pathos und der Erkenntnis des, wie er meinte, schon damit verbundenen totalitären Anspruchs hin- und hergerissen werde. Während Groys den Avantgarden in Osteuropa eine Mitschuld am Totalitarismus gab, wurden diese von der Medienwissenschaftlerin Inke Arns und der Slawistin Sylvia Sasse teilweise entlastet. Die Ursprünge dieser ambivalenten Kunstform leiteten die Autorinnen von der russischen spätavantgardistischen Gruppe

<sup>77</sup> Slavoj Žižek: Why Are Laibach and NSK not Fascists?. In: Laura Hoptman/Tomas Pospiszyl (Hg.): Primary Documents. A Sourcebook for Eastern and Central European Art since 1950s. London/New York 2002, S. 285–288.

<sup>78</sup> Boris Groys: The Irwin Group. More Total than Totalitarianism. In: ebd., S. 288–292.

<sup>79</sup> Ebd., S. 288.

„Obëriu“ der 1930er-Jahre sowie von der osteuropäischen nonkonformen Kunst der 1960er- und 1970er-Jahre ab, insbesondere vom Moskauer Konzeptualismus.<sup>80</sup> Die Erstgenannten hätten mit absurden, brachialen Kunstverfahren die Repressalien der stalinistischen Säuberungen reproduziert,<sup>81</sup> die Letztgenannten die kommunistischen Rituale und die damit verbundene Rhetorik ins Absurde getrieben.<sup>82</sup> Die Subversion, die hinter dem vorgetäuschten konformen, scheinbar affirmativen Verhalten verborgen wurde, sei angesichts der wachsamen Augen der Spitzel und Geheimdienste als einzige Möglichkeit des Protests übrig geblieben. Um die paradoxe Widersprüchlichkeit eines solchen künstlerischen Agierens zu unterstreichen, bezeichneten die Autorinnen die Appropriation totalitärer Ästhetik mit dem Oxymoron „subversive Affirmation“. Erst in den 1990er-Jahren, so Arns und Sasse, sei diese Praktik von Kunstaktivisten im Westen übernommen worden, etwa von Christoph Schlingensief, der die Sprache der FPÖ appropriierte, oder von der Gruppe „Yes Men“, die sich für eine politische Institution ausgab und in den USA Fake News als offizielle Nachrichten der Bush-Regierung in der Öffentlichkeit zirkulieren ließ. Obwohl zahlreiche Künstler und Künstlergruppen in Ost und West genannt wurden, blieben „Komar & Melamid“ von Arns und Sasse unerwähnt. Die Autorinnen konstatierten abschließend, in der Zeit der „immediate and total recuperation and appropriation of critical viewpoints by the dominant political and economic capitalist system, the concept of critical distance proves to be completely ineffective. We are thus confronted with a new totality, which is a totality of market. [...] It is, for sure, also the most risky and potentially dangerous tactic as it can be easily misunderstood. In this constellation, it is the recipient to whom full responsibility is being transferred.“<sup>83</sup>

Die Verantwortung für das richtige Verstehen des postmodernen Werks wird also zunehmend allein den Rezipienten aufgebürdet. Diese müssen eine kollektive Erinnerung an politische Totalitarismen teilen, um zwischen dem Original und seiner postmodernen Appropriation überhaupt unterscheiden zu können. Nur unter der Voraussetzung, dass sie diese Bedingung erfüllen, können sie die künstlerische Simulation totalitärer Sprache als eine Form der „Immunsierung“ auffassen, die vor der Rückkehr politischer Totalitarismen warnen soll.<sup>84</sup> Durch die Appropria-

<sup>80</sup> Inke Arns/Sylvia Sasse: Subversive Affirmation. On Mimesis as a Strategy of Resistance. In: IRWIN (Hg.): East Art Map. Contemporary Art and Eastern Europe. London/Ljubljana 2005, S. 444–455. Retrospektiv zur „NSK“ vgl. Zdenka Badovinac/Eda Ćufar/Antony Gardner (Hg.): NSK. From Kapital to Capita. An Event of the Final Decade of Yugoslavia. Ljubljana 2015.

<sup>81</sup> Zum „Obëriu“ vgl. Jean-Philippe Jaccard: Daniil Harms et la fin de l'avant-garde russe. Bern u. a. 1991.

<sup>82</sup> Sylvia Sasse: Texte in Aktion. Sprech- und Sprachakte im Moskauer Konzeptualismus. München 2003, S. 11–29.

<sup>83</sup> Arns/dies.: Affirmation (wie Anm. 80), S. 455.

<sup>84</sup> Den Begriff der „Immunsierung“ führte der italienische Philosoph Roberto Esposito in die politische Debatte ein, der damit politische Aneignungsmechanismen bezeichnet, welche – ähnlich den Mechanismen in der medizinischen Epidemiologie – bestimmte, dem Zusammenhalt der Gesellschaft schädliche Diskurse in minimaler, ungefährlicher Dosis aufnehmen. Diese solle vor einer breiten sozialen Ansteckung schützen und die Resistenz des Systems gewährleisten. Roberto Esposito: Immunitas. Schutz und Negation des Lebens. Zürich/Berlin 2004, S. 7–31.

tion totalitärer Ästhetik, die in Bezug zu den tatsächlich vorhandenen repressiven Mechanismen in der Gesellschaft gebracht wird, erschließen Künstler den realen sozial-politischen Raum der Transformationsgesellschaft. Das Kunstwerk beziehungsweise die Kunstperformance lädt Rezipienten nicht nur zu einem bestimmten Verständnis, sondern auch zur Partizipation ein. Sie werden dadurch zunehmend an einem von den Künstlern nur eingeleiteten, nicht kontrollierten sozial-politischen Experiment beteiligt, dessen Ausgang offenbleibt.

### Die Appropriation sozial-politischer Verhaltensmechanismen des Totalitarismus

Totalitäre Bildformeln tauchten seit den späten 1980er-Jahren, im Vorfeld oder nach der „Wende“, auch im Rahmen der „posttraumatischen Erinnerung“ (*post memory*) in der Kunst auf. Letztgenannte setzte sich primär mit Traumata des Holocaust in der zweiten oder dritten, nicht mehr unmittelbar betroffenen Generation auseinander<sup>85</sup> – und ausgehend davon auch mit traumatisch erlebter staatlicher Gewalt bis hin zum Terror. Die Reproduktion totalitärer Ästhetik entspricht hier der Erinnerungsarbeit – der Wiederkehr des Verdrängten, das durch die phantasmatische De- und Rekontextualisierung verarbeitet werden kann. In Comics beziehungsweise Graphic Novels wurde dieses Verfahren mit Art Spiegelmans „Maus“ eingeläutet (1986/91), dessen Anfänge ins Jahr 1972 zurückreichen. Im Underground-Comicheft „Fanny Animals“ erschien damals eine Zeichnung von KZ-Häftlingen als Mäusen am Stacheldraht, wobei das Motiv dem bekannten Foto Margaret Bourke-Whites der Befreiung des KZ Buchenwald im April 1945 entliehen wurde.<sup>86</sup> In seinem späteren Erinnerungsband „MetaMaus“ (2011) erklärt der Künstler, dass er die Gestalt der Maus für die Darstellung der Juden rassistischen Karikaturen entnommen habe, in denen diese als Ratten oder Fledermäuse diffamiert worden seien.<sup>87</sup>

In der Gegenwartskunst appropriiert die israelisch-polnische Künstlergruppe „Jewish Renaissance Movement in Poland“ um Yael Bartana beispielhaft totalitäre Bildformeln unterschiedlicher Herkunft und führt sie zu einer neuen Form phantasmatischer Existenz zusammen. Ihre Video-Trilogie „And Europe Will Be Stunned“ („I zadzivi się Europa“) wurde auf der 54. Biennale in Venedig 2011 gezeigt. Sie besteht aus drei Filmen, nämlich „Träume, Alpträume“ („Mary Koszmary“, 2007), „Mauer und Turm“ („Mur i wieża“, 2009) sowie „Attentat“ („Zamach“, 2011). Diese wurden am Ort des ehemaligen Warschauer Ghettos sowie im stalinistischen Kulturpalast der Stadt gedreht. Im ersten Video wirbt ein Leader in totalitär an-

<sup>85</sup> Marianne Hirsch: The Generation of Postmemory. In: *Poetics Today* 29 (2008) 1, S. 103–128.

<sup>86</sup> Hirsch: Postmemory (wie Anm. 85), S. 112f.; Nina Heindl/Véronique Sina: Comics der „zweiten Generation“. Geschichte und konstruierte Erinnerung in Art Spiegelmans Maus und Michel Kichkas Deuxième Génération. In: Tanja Zimmermann (Hg.): *Geschichte und Mythos in Comics und Graphic Novels*. Berlin 2019, S. 245–268.

<sup>87</sup> Art Spiegelman: *MetaMaus. A Look Inside a Modern Classic*. New York 2011, S. 111–117.

mutender Rede um die Rückkehr der ausgewanderten Juden nach Polen, im zweiten wird die Errichtung eines Kibbuz vorgeführt, dessen Baustruktur die Form eines Konzentrationslagers aufgreift, im dritten entsteht ein Kult um den verstorbenen Anführer. Die Vermischung nationalsozialistischer, stalinistischer, zionistischer und polnisch-nationaler Embleme ist befremdlich und deutungs offen. Doch ist ersichtlich, dass sich das Werk subversiv gegen die Wiederbelebung des totalitären Bild- und Gedankengutes richtet. Solche Tendenzen, die etwa in Form verborgen oder offen nationalpatriotisch grundierter Erinnerungspolitiken auftreten, beschäftigen Künstler nicht nur in Polen, sondern auch in Israel.<sup>88</sup>

Als eine Abwandlung der „posttraumatischen Erinnerung“ auf der Seite der „Mitwisser“ oder gar der „Mittäter“ können die Appropriationen totalitärer Bildformeln durch die polnischen Künstler betrachtet werden, deren Werke auf den ersten Blick als skandalöse Verharmlosung des Holocaust erscheinen, sich beim zweiten Hinsehen jedoch als visuelle Beiträge zur kontroversen Diskussion über das Verhältnis zwischen Polen und jüdischer Bevölkerung erweisen, die seit den 1990er-Jahren von Historikern und Politikern in der polnischen Öffentlichkeit geführt wurde.<sup>89</sup> Demonstrativ vergeblich versucht Zbigniew Libera in seinen Serien „Correctional Devices“ (1996) mit dem „Lego System-KZ“ sowie in „Positives“ (2002/03), in denen er Holocaustfotos nachstellte, traumatische Inhalte durch „positive“ Reenactments zu überschreiben (Abb. 8).

In einem Interview äußerte der Künstler, dass er als Kind durch die Flut von Bildern mit totalitären Inhalten traumatisiert worden sei und daher Kunstwerke produzieren wolle, die sich mit der Frage der Erziehung auseinandersetzen.<sup>90</sup> Dabei appropriiert er nicht nur die Holocaustbilder, sondern eignet sich auch den posttraumatischen Diskurs der Opfer an: „I was not poisoned by anti-semitism. What I meant at the time was that I was poisoned by the incredible amount of information about concentration camps. I was poisoned by too much knowledge. I remember the dreams, the pictures I had as a child. We had to visit the concentration camps during class excursions. All these things cast doubt on the education about the camps. I do not know if it is a good idea to present such things with so much

<sup>88</sup> Vgl. Magdalena Marszałek: Einleitung. In: dies./Alina Molisiak (Hg.): *Nach dem Vergessen. Rekurse auf den Holocaust nach 1989*. Berlin 2010, S. 7–23.

<sup>89</sup> Magdalena Marszałek: Anamnese. Exploration des Gedächtnisses in der gegenwärtigen polnischen Literatur und Kunst (eine intermediale Perspektive). In: ebd., S. 161–179, hier: S. 169–171; Catharina Winzer: Polnische Gegenwartskunst und die Erinnerung an den Holocaust im globalen Zeitalter. In: ebd., S. 137–160, hier: S. 142; Tomasz Łysak: Strategies of Recall in Post-1989 Polish Documentary and Artistic Films about the Holocaust. In: ebd., S. 115–135, hier: S. 115–120; Tanja Zimmermann: Polen und Israel als Resonanzräume der Erinnerung. Polnisches Exil und jüdische Emigration in der Videokunst Artur Żmijewskis und der Gruppe Jewish Renaissance Movement in Poland. In: Klavdia Smola/Olaf Terpitz (Hg.): *Jüdische Räume und Topographien in Ost(mittel)europa. Konstruktionen in Literatur und Kultur*. Wiesbaden 2015, S. 221–245, hier: S. 231–241.

<sup>90</sup> The Artist Does not Owe His Interpretations. Hedvig Turai in Conversation with Zbigniew Libera. In: *Art Margins*, 25. 5. 2006, <https://artmargins.com/the-artist-does-not-own-his-interpretations-hedvig-turai-in-conversation-with-zbigniew-libera/> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).



Abb. 8: Zbigniew Libera: „Positives“ (2002/03)<sup>91</sup>

rational information, photographs, numbers, evidence, etc. Because then you do not really know how to live with it; for a small child this is traumatic. When I read about all this later I realized that I suffered from a sort of post-trauma, a secondary trauma, and I recognized that this is what happened to me, and I could not deal with it. So I thought that instead of privileging rational knowledge we should try to play. But it is obvious that when we play, we do not want to identify with the victim. So then let's identify with the executioners!<sup>92</sup>

Schockierende, grotesk dekontextualisierte und deterritorialisierte Spielzeugbausteine und Fotos mit lachenden Häftlingen am Stacheldraht reißen Bilder von ihrem Platz im kulturellen Gedächtnis. Was sie darstellen, wird durch die konträren Sinnzusammenhänge in einen beunruhigenden, ambivalenten Zustand jenseits jeder vertretbaren Ethik versetzt. Der Rezipient wird an den unheimlichen Ort geführt, an dem Erinnerungen überschrieben, Normen gesprengt und gesellschaftliche Tabus gebrochen werden. Catharina Winzer sieht in Liberass „Lego System-KZ“, zu dem auch die Figur eines sowjetischen Generals gehört, eine komplexe „Standortbefragung des polnischen Gedächtnisses des Zweiten Weltkriegs im Kontext der internationalen Erinnerung an den Holocaust“.<sup>93</sup> Durch die Unbestimmtheit der

<sup>91</sup> Abgedruckt in Marszałek/Molisiak (Hg.): Vergessen (wie Anm. 88), S. 170.

<sup>92</sup> Ebd.

<sup>93</sup> Winzer: Gegenwartskunst (wie Anm. 89), S. 137–141, hier: S. 141.

Opfer repräsentiere Liberass Konzentrationslager auch alle Lager, die nach dem Zweiten Weltkrieg errichtet worden seien.<sup>94</sup> Durch das „visuelle Experimentieren mit dem Gedächtnis“,<sup>95</sup> so argumentiert Magdalena Marszałek, könnten Liberass Werke auch mahnend ins Bewusstsein rufen, wie fragil die Erinnerung sei, und vor einer Entfernung der Bilder mitsamt ihrer historischen Referenz warnen, welche in den Kriegen der 1990er-Jahre ständig vorgekommen sei.

Ähnlicher künstlerischer Strategien bedient sich seit den späten 1990er-Jahren auch der international anerkannte polnische Videokünstler Artur Żmijewski, der in seinem Werk „Fangen spielen“ („Berek“, 1999) nackte Menschen unterschiedlichen Alters in einem kalten, engen Kellergeschoss herumlaufen lässt.<sup>96</sup> Die vom Künstler vorgegebene Spielregel verlangt, dass sie einander fangen und sich dabei durch Handschlag berühren. Trotz der unbefangenen, manchmal erotisch anmutenden Stimmung, wirken der Dampf aus ihrem Mund, die klatschenden Geräusche der Berührung des nackten Fleisches und die hektischen Bewegungen beunruhigend. Angesichts der düsteren Umgebung werden Assoziationen an ein Vernichtungslager unabweisbar. Im Abspann bestätigt sich die Vorahnung des Betrachters: Man erfährt, dass das Spiel tatsächlich in einer früheren Gaskammer gefilmt wurde. Am Ort, an dem die unsichtbaren Spuren der Vergangenheit nur noch imaginiert werden können, vergegenwärtigt das lebendige Spiel den früheren Todeskampf.

Noch radikaler setzt Artur Żmijewski die totalitäre Macht im Video „80064“ (2004) ein, in welchem er einen Überlebenden des Konzentrationslagers Auschwitz dazu überredet, seine Häftlingsnummer durch das Nachstechen auffrischen zu lassen.<sup>97</sup> Der alte Mann wehrt sich gegen den Eingriff mit der Begründung, dass die Erneuerung der ihm eintätowierten Nummer eine Verfälschung sei, doch der Künstler argumentiert, dass durch die bessere Sichtbarkeit auch die Erinnerungen an den Holocaust besser bewahrt würden. Allmählich leistet der Mann immer weniger Widerstand, gibt schließlich nach und fügt sich gehorsam dem Willen des nachgiebigen Künstlers. Auf eine grausame, völlig empathielose Art führt Żmijewski die Routine der Täterschaft am traumatisierten Holocaustopfer vor, das aus den Betrachtern nicht ersichtlichen Gründen nicht imstande ist, sich zur Wehr zu setzen. Der Künstler inszeniert die Begegnung mit dem Holocaust-Überlebenden nicht auf einer individuellen, zwischenmenschlichen Ebene, vielmehr stehen er und der alte Mann für zwei entgegengesetzte Rollen – für Opfer und Täter. Das Opfer will zugleich das persönlich Erlebte hinter sich lassen, während der Künstler, der in

<sup>94</sup> Die Fotoreportagen aus dem Bosnien-Krieg (1992–1995), vor allem aus dem Sammellager Tnopolje, rekurrierten öfter auf bekannte Holocaustbilder; vgl. Tanja Zimmermann: *Der Balkan zwischen Ost und West. Mediale Bilder und kulturpolitische Prägungen*. Köln u. a. 2014, S. 379–382.

<sup>95</sup> Marszałek: *Anamnese* (wie Anm. 89), S. 169, S. 171.

<sup>96</sup> Łysak: *Strategies* (wie Anm. 89), S. 131f.; Kunsthalle Basel/Adam Szymczyk (Hg.): *Artur Żmijewski. If It Happened Only Once It's As If It Never Happened/Einmal ist keinmal*. Ostfildern 2005, S. 153–155.

<sup>97</sup> Łysak: *Strategies* (wie Anm. 89), S. 115–135, hier: S. 132f.; Kunsthalle Basel/Szymczyk (Hg.): *Żmijewski* (wie Anm. 96), S. 23–26.

die Rolle des Täters geschlüpft ist, sich keinesfalls verbirgt, sondern das kaum Vorstellbare seiner „Tat“ als hyperreale sinnliche Gewissheit wieder herbeiruft und festhält. Die Real-Performance überschreitet nicht nur die Grenze zwischen Kunst und gesellschaftlich-politischem Erinnerungsraum, sondern auch die Grenze des ethisch Verantwortbaren. Die Rezipienten werden angesichts der Gewalt, die dem Holocaust-Überlebenden erneut angetan wird, erschüttert und erleben sie als Überschreitung – und zugleich als kaum zu rechtfertigendes Reenactment.

Eines Real-Experiments bediente sich Artur Żmijewski auch in seiner Videodokumentation „Wiederholung“ („Powtórzenie“), die 2005 auf der 51. Biennale in Venedig gezeigt wurde. Darin bringt der Künstler unter besonderen Bedingungen Menschen zusammen, um sozialpsychologische Zwänge bei der Entstehung von Identität und Gruppenbildung in Situationen totalitär ausartender Machtausübung vorzuführen.<sup>98</sup> Er wiederholt ein Experiment, das erstmals bereits 1971 durch den Psychologen Philip Zimbardo im Stanford County Jail durchgeführt, aber vorzeitig abgebrochen worden war.<sup>99</sup> Zimbardos Teilnehmer waren Studenten, die in zwei Gruppen eingeteilt wurden – Häftlinge und Wächter. Die Gruppe der Wächter begann bald, ihre Macht zu missbrauchen und Gewalt über die Häftlinge auszuüben. Der Psychologe bezeichnete diese Verhaltensform als den „Luzifer-Effekt“ – die Verführung zur Nachahmung festgelegter sozialer Rollen, die sich in Prozessen der Ein- und Ausgrenzung bei der Gruppenbildung manifestieren. Unter dem Titel „Das Experiment“ wurde der Versuch 2001 von Oliver Hirschbiegel mit Moritz Bleibtreu in der Hauptrolle verfilmt. Anders als in dem an der *Stanford University* arrangierten Gefängnis, in welchem das Experiment wegen des Gewaltausbruchs gestoppt wurde, ließ der Regisseur in diesem Spielfilm der Gewalt freien Lauf. Żmijewski, dem der Film bekannt war, wiederholte das Experiment, für das er Arbeitslose gegen Tageslohn engagierte, mit einigen Abweichungen<sup>100</sup> in einem Gefängnis in Polen.<sup>101</sup> Er selbst blieb nicht Beobachter, sondern schlüpfte in die Rolle der verborgenen Machtinstanz – des anstiftenden Auftraggebers, der die Teilnehmer in ihren sozialen Rollen bestärkte, wobei die Kamera zu seinem Komplizen wurde: Im Video ist zu sehen, wie er die Wächter auf ihre Pflichten aufmerksam macht, die sich aus ihrer Bezahlung ergeben, und ihnen nahelegt, mehr Strenge bei der Einhaltung der Ordnung zu zeigen, was zu einem immer schlechteren Umgang mit den Eingesperrten beiträgt. Die Gruppe der Häftlinge wird in der Folge immer rebellischer, was beinahe zur Eskalation der Gewalt führt. Im letzten Augenblick ergreift einer der Wächter, der die Rolle des Gefängnisdirektors innehat, die Initiative, über die Hintergründe des Experiments nachzudenken und den laufenden Versuch trotz dadurch entgehender weiterer Tageslöhne schließlich abzubrechen. Aus dem Ergebnis lässt sich schließen, dass die Teilnehmenden – obwohl sie vom

<sup>98</sup> Kunsthalle Basel/Szymczyk (Hg.): Żmijewski (wie Anm. 96), S. 4–11.

<sup>99</sup> Sebastian Cichocki: Die Pathologie der Macht und die Verwaltung der Erniedrigung. Ein Experiment von Professor Zimbardo (Wiederholung). In: ebd., S. 45–55.

<sup>100</sup> Sandra Frimmel u. a.: „Handeln ohne literarische Ambitionen“. Ein Vorwort. In: dies. (Hg.): Kunst als Alibi. Zürich/Berlin 2017, S. 7–26, hier: S. 12–14.

<sup>101</sup> Artur Żmijewski: Sinn des Wiederholens. In: ebd., S. 139–144.

historischen Experiment bereits gehört hatten – sich ihrer jeweiligen Rolle dennoch nicht ganz entziehen konnten. Die Tatsache, dass sie das Experiment schließlich abbrachen, spricht jedoch dafür, dass ein Reflexionsprozess eingesetzt hat – ein Effekt, der im Video „80064“ ausbleibt.

Žmijewski macht mit seinen Werken darauf aufmerksam, dass es kaum soziale Handlungen gibt, die außerhalb der gesellschaftlichen Dispositive und der darin vorgeprägten Rollen ablaufen können. Zugleich versucht er aber auch nachzuweisen, dass es durch die mediale Wiederholung und Offenlegung der Verhaltensmuster zu einem Lernprozess kommt, der aus der Wiederholung ein neues Ereignis mit Abweichungen macht. Gerade durch das Reenactment soll die Macht der institutionalisierten Rollen mitsamt den damit verbundenen psychosozialen Ermächtigungen und Erniedrigungen entblößt und mittels Reflexion durchbrochen werden. Dabei muss man sich jedoch bewusst sein, dass – wie jedes Experiment – auch ein künstlerisches misslingen kann.

Žmijewski fasziniert am Experiment, dass „das Spiel aufhört, ein Spiel zu sein. Es passiert tatsächlich.“<sup>102</sup> Dadurch werden die vermeintlich zwanghaften gesellschaftlichen Mechanismen als ritualisierte soziale Formen sichtbar, die nicht natürlichen Ursprungs, sondern durch soziale Rollenspiele solange erlernt und eingeübt worden sind, bis sie sich zu sozialen Verhaltensstereotypen verhärtet haben. Diese Form der künstlerischen Appropriation sozialer Machtbeziehungen bezeichnet Žmijewski als „angewandte soziale Kunst“, die dem Betrachter die verborgenen Mechanismen totalitärer Macht bewusst machen soll.<sup>103</sup> Diese Erkenntnis soll mittels einer partizipativen Kunst gewonnen werden, die den Künstler und die Teilnehmenden in einem teilweise gelenkten sozial-politischen Experiment zusammenbringt, das die Grenze von Kunst und politischem Leben überschreitet: „Das Aufgeben der Richterrolle ermöglicht uns einen kollektiven und individuellen Eingriff in die Ungerechtigkeit des Systems. Dann sind es nicht mehr ‚sie‘, sondern ‚wir‘, die für die Form der gemeinsamen Realität verantwortlich sind.“<sup>104</sup> In einem Interview mit dem Soziologen, Kunstkritiker und Kurator Sebastian Cichocki hebt Žmijewski hervor, dass „die Kunst als gleichberechtigter Partner für andere Diskurse“<sup>105</sup> auftreten soll. Ähnlich wie Joseph Beuys mit seinem „erweiterten Kunstbegriff“ verlangt er von Kunstschaffenden, zugleich auch Philosophen, Soziologen und aktive gesellschaftliche Diskutanten zu sein. Damit führt er nicht nur Kunst und Leben, sondern auch – nach dem Vorbild der Avantgardebewegungen – Kunst und Wissenschaft zusammen, und ruft die Gewalttätigkeit des sozialen und politischen Lebens, einschließlich historischer Prägungen und Erinnerungen vor Augen.

<sup>102</sup> Ebd., S. 140.

<sup>103</sup> Artur Žmijewski: *Angewandte Gesellschaftskunst*. In: Frimmel u. a. (Hg.): *Kunst (wie Anm. 100)*, S. 47–67.

<sup>104</sup> Ebd., S. 67.

<sup>105</sup> Sebastian Cichocki im Gespräch mit Artur Žmijewski: *Entkleidung vom Phantasma*. In: Frimmel u. a. (Hg.): *Kunst (wie Anm. 100)*, S. 122.

## Die Appropriation der künstlerischen Appropriation durch die Politik

In seinem Manifest „Angewandte Gesellschaftskunst“ (2007) beschreibt Artur Żmijewski eine neue Form der Vermischung von Politik und Kunst. Er beobachtet, dass einige politische Akteure in Polen gelernt haben, Künstler zu denunzieren, indem sie selbst subversive postmoderne Kunststrategien einsetzen: „Players from the realm of politics ‚learn[ing]‘ how to use subversive strategies that had once been proper to art. Subversive strategies are the best example of [Walter] Benjamin’s proposed shift of emphasis from ‚content‘ to ‚apparatus of production‘ that enable one to use ‚foreign‘ representations in making one’s own work.“<sup>106</sup>

Somit überschreiten nicht nur Künstler die Grenze von der Kunst zum politischen Leben, sondern auch politische Akteure, indem sie sich – in entgegengesetzter Richtung – künstlerischer Strategien als Propagandasprache zu eigen machen. Dieses Phänomen hat sich in der jüngsten Zeit verstärkt: Die Politik ähnelt zunehmend einer künstlerischen Performance und eignet sich die Mittel subversiver Kunst für antidemokratische politische Zwecke an. Ein prominentes Beispiel dafür ist die Appropriation der rebellisch grinsenden Maske von Guy Fawkes, die durch den 1982 bis 1985 im Magazin „Warrior“ und 1988 als Graphic Novel erschienenen Seriencomic „V wie Vendetta“ von Alan Moore (Text) und David Lloyd (Zeichnung) allseits bekannt wurde.<sup>107</sup> Dort schützt sie die Anonymität eines anarchistischen Kämpfers gegen einen künftigen totalitären Staat in Großbritannien, wobei die Autoren unter Rückgriff auf Symbole und Bildformeln verschiedener Totalitarismen Margaret Thatchers neoliberalen Kurs kritisierten. 2005 wurde der Comic mit Natalie Portman in der Hauptrolle verfilmt. Die Maske avanciert seither zum Markenzeichen verschiedener Protestbewegungen, wie der *Occupy Wall-Street*-Bewegung und des Internet-Hackerkollektivs „Anonymous“. Im Jahre 2012 wurde sie von der „Identitären Bewegung“ entdeckt und auf Plakaten mit nationalistischen, scheinbar pro-europäischen Forderungen abgedruckt, wie zum Beispiel: „Niedersachsen ist unser Land. Patriotisch? Jung? Kreativ? Frei? Sturmfest & Erdverwachsen? Reconquista. Defend Europe.“<sup>108</sup> Der Mythos des rechtschaffenden Kämpfers wurde damit seinen Schöpfern, den Comicautoren, enteignet und seitens der Neuen Rechten als Bildformel für Rebellion gegen autoritäre Systeme eingesetzt.<sup>109</sup> Es handelt sich hierbei um eine ironische Form der „Appropriation zweiter Stufe“ (Appropriation der Appropriation), die sich das ursprüngliche Subversionspotenzial der Kunst aneignet, um es als irreführende Mimikry für die Verfolgung

<sup>106</sup> Artur Żmijewski: Applied Social Art, 3. 11. 2007, <http://www.arpla.fr/mu/creationscollectives/files/2015/05/%C5%BBmijewski-Applied-Social-Arts.pdf> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021); ders.: Gesellschaftskunst (wie Anm. 103), S. 49.

<sup>107</sup> Allan Moore/David Lloyd: V for Vendetta. München 1995.

<sup>108</sup> Niedersächsisches Ministerium für Inneres und Sport. Abteilung Verfassungsschutz (Hg.): Identitäre Bewegung Deutschland (IBD). Ideologie und Aktionsfelder. Hannover 2016, S. 45.

<sup>109</sup> Alice Lanzke: Die „Identitären“. Ein ernstzunehmendes neues Phänomen oder nur Nebellichter?, 8. 11. 2012, <https://www.belltower.news/die-identitaeren-ein-ernstzunehmendes-neues-phaenomen-oder-nur-nebellichter-35454> (letzter Zugriff am 4. 2. 2021).

entgegengesetzter Ziele zu verwenden. Dadurch wird die subversive Appropriationskunst in ihren anti-totalitären Absichten grundsätzlich erschüttert. Diese neue „Wende“, durch die politische Werbeagenturen sich als Künstler bestätigen, bringt neue Formen latent totalitärer Bildformeln hervor, die auf den ersten Blick nicht als solche erkennbar sind. Auch diesmal bleiben die Elemente konstant, nur ihre Umschichtung im Wertekanon stellt ihre ursprüngliche Bedeutung auf den Kopf.

Die Praxis des Zitierens totalitären Bildgutes erweist sich als ein wirksames Mittel der Dekonstruktion, solange das Original mit erinnert wird. Dann bleibt erkennbar, dass es nicht in seiner Wirksamkeit erneuert, sondern durch die „Doppelgängerei“ usurpiert wird. Voraussetzung dafür, dass die Rezipienten die Strategie der Verschiebung nachvollziehen, ist daher auch die Kenntnis des Kanons von Kunst und Medien und ihrer „Dominante“. Nur wenn das Publikum mit der kulturellen Erfahrung des Totalitarismus und dessen diskursiven Praktiken vertraut ist, wird die Wiederholung als subversive Reproduktion erlebt. Wird der Verstoß gegen den Kanon aufgrund eines anderen Ortes oder einer jüngeren Generation ohne Erfahrung mit totalitären Regimen und ihrer Rhetorik nicht mehr erkannt, so besteht die Gefahr, dass die Repetition in ihrer remedialisierten Metaposition nicht mehr reflektiert wird. Wenn das Bildzitat nicht als künstlerisches Palimpsest vor einem noch präsenten oder zumindest erinnerten Hintergrund wahrgenommen wird, kann auch eine uneigentliche „als ob“-Äußerung verkannt und als eine eigentliche missverstanden werden.

### Abstract

In 1935, a year after the proclamation of socialist realism, Russian literary theorist Roman Jakobson observed in his lecture on the “dominant” that, after epoch-making upheavals, elements central to artistic systems do not just disappear, but are rather shifted on the axiological axis. In 1988, Boris Groys postulated a similar thesis on Stalinist art, which he perceived as a monumental realization of the avant-garde dissolution of art into life. While proclamations of artistic “turns” following political upheavals seem to be myths or merely discursive strategies, artistic practice reveals continuities instead. This chapter demonstrates how some totalitarian pictorial formulas (combative body, blood-and-soil attachment to nature) were adopted in the popular mass media after the Second World War, especially in the GDR, and transformed into leisure culture. In the 1980s, artists began to appropriate totalitarian aesthetics in different forms of subversive postmodern art (over-identification, subversive affirmation, distorted memory, and re-enactment of totalitarian mechanisms) in order to parody totalitarian order and its revivals. Finally, not only strategies of subversive appropriation art are analyzed here, but also the limits of its effectiveness due to its appropriation by current political campaigns.

## Kurzbiografien der Autorinnen und Autoren

**Prof. Dr. Jonathan Bach** ist Professor für Global Studies an der New School in New York. Er studierte an der University of Massachusetts (Amherst), der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, der Freien Universität Berlin und der Syracuse University (USA). Promoviert wurde er in Politikwissenschaft. Bach war Gastwissenschaftler unter anderem an der Brown University (Providence), der Columbia University (New York), dem Zentrum für Literatur und Kulturforschung in Berlin sowie dem Center for Anthropological Research on Museums and Heritage an der Humboldt-Universität zu Berlin. Als Postdoc war er in Harvard und an der Columbia University tätig. Bach beschäftigt sich mit der sozialen Transformation in Deutschland und China, wobei sein Schwerpunkt auf Erinnerung, materieller Kultur, urbaner Veränderung sowie Raum und Identität liegt. Jüngst publizierte er das Buch „What Remains. Everyday Encounters with the Socialist Past in Germany“ (New York 2017), das unter dem Titel „Die Spuren der DDR“ (Stuttgart 2019) auch auf Deutsch erschienen ist.

E-Mail: bachj@newschool.edu

**Dr. Gudrun Brockhaus** arbeitet als Psychologische Psychotherapeutin (DGPT) in München. Sie ist Diplompsychologin und Diplomsoziologin und war von 1977 bis 2007 als wissenschaftliche Angestellte im Bereich Sozialpsychologie am Department für Psychologie und Pädagogik der Ludwig-Maximilians-Universität München tätig. 1996 wurde sie mit der Studie „Schauder und Idylle. Faschismus als Erlebnisangebot“ zur Sozialpsychologie des Nationalsozialismus an der Universität Bremen promoviert. Zwischen 2002 und 2008 war Brockhaus Lehrbeauftragte für Sozialpsychologie an der Freien Universität Bozen. Sie forscht und publiziert zu Themen der Politischen Psychologie, insbesondere zur Sozialpsychologie der emotionalen Bindung an den Nationalsozialismus und deren Nachgeschichte sowie zu aktuellen Entwicklungen der politischen Rechten.

E-Mail: g.brockhaus@brockhausstiftung.de

**PD Dr. Nina Leonhard** ist seit 2016 Projektbereichsleiterin am Zentrum für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr in Potsdam und Privatdozentin am Institut für Soziologie der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Sie studierte Politikwissenschaft in Berlin und Paris. In einem deutsch-französischen Verfahren wurde sie im Fach Politikwissenschaft mit einer Arbeit zum Wandel der Erinnerung an den Nationalsozialismus in ost- und westdeutschen Familien promoviert. An der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster habilitierte sie sich

im Fach Soziologie mit einer Arbeit zur gesellschaftlichen Integration von Berufs-offizieren der DDR nach 1990.

E-Mail: ninaleonhard@bundeswehr.org

**Dr. Ekaterina Makhotina** ist Osteuropahistorikerin und seit 2016 wissenschaftliche Assistentin am Lehrstuhl für osteuropäische Geschichte der Universität Bonn. Sie studierte Geschichte und Bohemistik in Sankt Petersburg, Karlsruhe, Regensburg und München. Von 2011 bis 2016 war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Abteilung für Geschichte Ost- und Südosteuropas der Ludwig-Maximilians-Universität München. Ihre Forschungsschwerpunkte sind die Erinnerungskultur in Russland und in Ostmitteleuropa, die Geschichte Litauens im 20. Jahrhundert sowie die Sozialgeschichte und die Geschichte der Strafpraxis im frühneuzeitlichen Russland. Sie leitete mehrere Projekte zu kaum bekannten Orten der NS-Gewalt in Deutschland, vor allem zu den Schicksalen von Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern sowie sowjetischen Kriegsgefangenen („Münchener Leerstellen“, „Bonner Leerstellen“). Für ihre wissenschaftliche und zivilgesellschaftliche Arbeit wurde sie 2017 mit dem Preis der Peregrinus-Stiftung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften ausgezeichnet.

E-Mail: emakhotina@uni-bonn.de

**PD Dr. Alexander von Plato** ist Historiker. Er war der Gründer und langjährige Direktor des Instituts für Geschichte und Biographie der Fernuniversität Hagen. Er hatte Gastprofessuren in Wien, Winnipeg und Voronezh inne. Unter seiner Leitung wurden über dreißig Forschungsprojekte realisiert. Sein wissenschaftliches Interesse gilt der Methodologie der Oral History, der erfahrenen Geschichte im internationalsozialistischen Deutschland, der Zwangsarbeit in den von der Wehrmacht besetzten Gebieten, dem Zweiten Weltkrieg, den sowjetischen Speziallagern in der Sowjetischen Besatzungszone nach 1945 sowie den beiden Nachkriegsdeutschlands inklusive der Wiedervereinigung. Mit seinen Untersuchungen über Erfahrungen der Arbeiterschaft im Ruhrgebiet während der NS-Diktatur betrat er seinerzeit wissenschaftliches Neuland.

E-Mail: alexander.vonplato@fernuni-hagen.de

**Prof. Dr. Monica Rùthers** ist Professorin für Osteuropäische Geschichte an der Universität Hamburg. Sie studierte Geschichte und Germanistik in Basel mit dem Schwerpunkt jüdische Geschichte. Zu ihren Forschungsgebieten gehören die Geschichte sozialistischer Städte, die „Festivalisierung“ von Juden und Roma, die visuelle Kultur der Sowjetunion – insbesondere die Ikonografie der sozialistischen Kindheit und Fotoalben – sowie Politiken des Essens und der Erinnerung zwischen Nostalgie, Kitsch und Ironie. Im Rahmen der Forschungsgruppe „Zeitlichkeit und Gewalt“ befasst sie sich derzeit unter anderem mit der Antizipation von Pogromen und mit Erfahrungstransfers vom Zarenreich in die Weimarer Republik.

E-Mail: monica.ruethers@uni-hamburg.de

**PD Dr. Lu Seegers** ist Privatdozentin an der Universität Hamburg, assoziierte wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (FZH) sowie Geschäftsführerin der Schaumburger Landschaft. Im Jahr 2000 wurde sie an der Leibniz Universität Hannover mit der Studie „Hör zu!. Eduard Rhein und die Rundfunkprogrammzeitschriften (1931–1965)“ (Potsdam 2001, <sup>2</sup>2003) promoviert. Danach war sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin in einem Forschungsprojekt der VW-Stiftung zu Stadtrepräsentationen im Nationalsozialismus und in der DDR an der Universität Hannover tätig. 2002 lehrte sie als DAAD-Visiting Professorin an der University of Massachusetts in Amherst (USA). 2003 bis 2008 war Seegers wissenschaftliche Mitarbeiterin am DFG-Sonderforschungsbereich 434 „Erinnerungskulturen“ an der Justus-Liebig-Universität Gießen und 2009 bis 2012 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Niedersächsischen Forschungskolleg „Nationalsozialistische ‚Volksgemeinschaft‘: Konstruktion, gesellschaftliche Wirkungsmacht und Erinnerung vor Ort“. Mit der Arbeit „Vati blieb im Krieg‘. Vaterlosigkeit als generationelle Erfahrung im 20. Jahrhundert – Deutschland und Polen“ (Göttingen 2013) habilitierte sie sich 2011 an der Universität Hamburg. 2010/11 nahm sie Lehrstuhlvertretungen an der Bergischen Universität Wuppertal, 2011 an der Universität Konstanz sowie 2013 an der Humboldt-Universität zu Berlin an. 2013 bis 2016 war Seegers wissenschaftliche Mitarbeiterin an der FZH. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in der Medien-, Stadt- und Kulturgeschichte sowie im Bereich Erinnerungskulturen und Generationenforschung.  
E-Mail: lu.seegers@uni-hamburg.de

**PD Dr. Marketa Spiritova** ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Volkskunde der Kommission für Bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften sowie Privatdozentin am Institut für Empirische Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Sie studierte Slawistik, Volkskunde/Europäische Ethnologie und Interkulturelle Kommunikation. Für ihre Dissertation „Hexenjagd in der Tschechoslowakei. Intellektuelle zwischen Prager Frühling und dem Ende des Kommunismus“ im Fach Europäische Ethnologie erhielt sie 2009 den Georg R. Schroubek Dissertationspreis. 2018 wurde sie an der Fakultät für Kulturwissenschaften mit der Studie „Performing Memories. Ethnografische Perspektiven auf erinnerungskulturelle Inszenierungspraktiken in Prag (2008–2014)“ habilitiert. Ihr wissenschaftliches Interesse gilt der Erinnerungskultur, dem Nationalismus, der Biografieforschung, der populären (Jugend-)Kultur sowie der Performanzforschung. Derzeit arbeitet sie an einem Projekt zu Wandlungsprozessen in ländlichen Räumen.  
E-Mail: spiritova@volkskunde.badw.de

**Prof. Dr. Anja Tippner** ist seit 2011 Professorin für Slavistische Literaturwissenschaft an der Universität Hamburg. Sie studierte Germanistik, Slavistik und Anglistik in Frankfurt am Main, Hamburg und Leningrad. Im Anschluss an eine Tätigkeit als Lektorin an der Karls-Universität in Prag und ihre Promotion, war sie von

1995 bis 2006 wissenschaftliche Assistentin, dann Oberassistentin an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel. Von 2006 bis 2011 war sie Professorin für Slawistische Literatur- und Kulturwissenschaft an der Paris-Lodron-Universität in Salzburg. Ihr wissenschaftliches Interesse gilt Konzepten (auto-)biografischen und dokumentarischen Schreibens, transnationalen Erinnerungskulturen, jüdischen Narrativen in Ostmitteleuropa sowie postkatastrophischen Narrativen und Extremsituationen – insbesondere Shoah und Gulag – als ästhetische und kulturelle Herausforderungen.

E-Mail: [anja.tippner@uni-hamburg.de](mailto:anja.tippner@uni-hamburg.de)

**Prof. Dr. Dorothee Wierling** war bis 2015 stellvertretende Direktorin der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg. Ihre Forschungsschwerpunkte sind die Erfahrungsgeschichte des 20. Jahrhunderts, Generationengeschichte und Geschlechtergeschichte sowie theoretische und methodische Fragen der Oral History. E-Mail: [wierling@zeitgeschichte-hamburg.de](mailto:wierling@zeitgeschichte-hamburg.de)

**Prof. Dr. Martina Winkler** lehrt Osteuropäische Geschichte an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel. Sie studierte Geschichte, Literaturwissenschaft und Teilgebiete des Rechts an der Freien Universität Berlin und wurde an der Universität Leipzig mit einer Arbeit zur tschechischen Geschichte promoviert. In ihrer an der Universität Leipzig entstandenen Habilitationsschrift untersuchte sie die russländische Expansion im 18. Jahrhundert. Martina Winkler lehrte und forschte in Leipzig, Berlin (Humboldt-Universität), Stanford, Münster, Loughborough und Bremen. Ihre Schwerpunkte liegen unter anderem auf der Geschichte der Kindheit, der Geschichte von Film und Fotografie sowie der Raumgeschichte.

E-Mail: [mwinkler@oeg.uni-kiel.de](mailto:mwinkler@oeg.uni-kiel.de)

**Prof. Dr. Dr. Tanja Zimmermann** ist Professorin für Kunstgeschichte mit einem Schwerpunkt in der Kunst Ost-, Ostmittel- und Südosteuropas an der Universität Leipzig. Sie ist sowohl Kunsthistorikerin als auch Literaturwissenschaftlerin/Slawistin. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der Erinnerungskulturen, der Medien- und Kunstpolitik sowie des kulturellen Ost-West-Transfers.

E-Mail: [tanja.zimmermann@uni-leipzig.de](mailto:tanja.zimmermann@uni-leipzig.de)

## Personenregister

- Adamovič, Ales 202  
Ahbe, Thomas 97  
Aleksievič, Svetlana 3, 9, 11f., 199–213,  
215f.  
Aly, Götz 44  
Anderson, Benedict 136  
Angé, Olivia 5  
Appadurai, Arjun 8  
Appiah, Anthony 79  
Arendt, Hannah 165  
Arkhipova, Alexandra 186f.  
Arns, Inke 239f.  
Artwińska, Anna 203  
Assmann, Jan 74  
Augstein, Jacob 75  
Bach, Jonathan 3, 13  
Ball, Karl 220  
Barnes, Julian 83  
Bartana, Yael 241  
Baudrillard, Jean 122  
Bauman, Zygmunt 215  
Benedict, Ruth 82  
Benjamin, Walter 247  
Berghofer, Wolfgang 71  
Berliner, David 5  
Beuys, Joseph 246  
Blaive, Muriel 158f., 163  
Bleibtreu, Moritz 245  
Bock, Maria 124  
Bode, Sabine 49  
Bourke-Whites, Margaret 241  
Boym, Svetlana 6f., 144f., 164, 176–178,  
212  
Breschnew, Leonid 207, 210  
Brockhaus, Gudrun 2, 8f.  
Brodskij, Isaak 220  
Bude, Heinz 73  
Bulatov, Erik 234  
Bürger, Philipp 193  
Bush, George W. 240  
Camaro, Alexander 227  
Cichocki, Sebastian 246  
Coj, Viktor Robertovič 183  
Cook, Daniel Thomas 130  
De Cointet, Guy 229  
Dejneka, Aleksander 227  
Dejung, Christoph 51  
Diner, Dan 5  
Dior, Christian 230  
Dmitriev, Jurij 191  
Dörr, Margarete 33, 49  
Dulibić, Ljerka 225  
Engler, Wolfgang 80  
Epstein, Mikhail 236  
Esposito, Roberto 240  
Etkind, Alexander 187  
Fanck, Arnold 233  
Fawkes, Guy 247  
Ford, Henry 161  
Freidin, Grigory 18  
Freud, Sigmund 25  
Frevort, Ute 83  
Fritzsche, Peter 177  
Fuhrmeister, Christian 225  
Gaus, Günter 75, 88  
Gessen, Masha 202f., 208  
Gestwa, Klaus 203  
Geulen, Christian 37  
Giustino, Cathleen 135  
Goldhagen, Daniel 42  
Gorbatschow, Michail 175, 207, 210, 214  
Göring, Hermann 44  
Götzö, Monika 161  
Gravenhorst, Lerke 27  
Gries, Rainer 164  
Gross, Hans 125  
Groys, Boris 222f., 234–236, 239, 248  
Hagen, Ulrich von 104  
Halbwachs, Maurice 51, 73f.  
Havel, Václav 145  
Heczko, Petr 166  
Heiliger, Bernhard 228  
Hein, Christoph 75  
Heineman, Elizabeth 58  
Herbert, Ulrich 39  
Highmore, Ben 118  
Higson, Andrew 130, 152  
Hirsch, Marianne 4, 56

- Hirschbiegel, Oliver 245  
 Hitler, Adolf 9, 12, 25, 33, 36–38, 43f., 64, 167, 186  
 Hofman, Ota 136  
 Honecker, Erich 86  
 Huber, Birgit 162  
 Hünninger, Andrea Hanna 89  
 Husák, Gustáv 140  
 Hutton, Patrick 183  
 Irgunova, Natal'ja 208  
 Jablonskaja, Tetjana 227  
 Jakobson, Roman 221–223, 248  
 Jelzin, Boris 189f., 193, 196, 209, 214  
 Johnson, Uwe 84  
 Kalniete, Sandra 177  
 Karstein, Uta 97f.  
 Khel, Viktor 223f.  
 Kellerer, Lisa VII  
 Keppler, Angela 62  
 Khlevniuk, Daria 186  
 Klein, Richard 237f.  
 Klíma, Ivan 164  
 Koepp, Volker 90  
 Kohl, Helmut 75  
 Kohli, Martin 79  
 Kohut, Thomas 24, 26, 34, 37f.  
 Komar, Vitaly 18f., 234f., 240  
 Korff, Gottfried 165  
 Krenz, Egon 71  
 Kršić, Dejan 178  
 Kustarev, Aleksandr 183  
 Lacan, Jacques 235, 238  
 Langui, Emile 226  
 Latzel, Klaus 49f.  
 Lee, Alexander 214  
 Lejeune, Philippe 201  
 Lendvai-Dirksen, Erna 223  
 Lenin, Wladimir Iljitsch 175, 183, 220, 234  
 Leonhard, Nina 3, 10, 12, 14, 17  
 Levada, Jurij 210f., 214  
 Levi, Donata 225  
 Levy, Daniel 5  
 Libera, Zbigniew 242–244  
 Lloyd, David 247  
 Lorenz, Hilke 49  
 Lotman, Jurij 202  
 Luckmann, Thomas 97  
 Ludwig, Andreas 123  
 Mädge, Christoph 90  
 Makhotina, Ekaterina 3, 15, 17  
 Malevič, Kazimir 220  
 Marešová, Ina 169  
 Markowitsch, Hans 51  
 Maron, Monika 85  
 Marszałek, Magdalena 242, 244  
 Masaryk, Tomáš Garrigue 221  
 Masson, André 227  
 Maubach, Franka 26  
 Medvedev, Dmitrij 188  
 Melamid, Alexander 18f., 234f., 240  
 Menchú, Rigoberta 201  
 Mihelj, Sabina 135  
 Miller, Alexei 176  
 Miller-Kipp, Gisela 36, 38  
 Mitscherlich, Alexander 25, 36, 39  
 Mitscherlich, Margarete 25, 36, 39  
 Möding, Nori 38, 46, 48  
 Moller, Sabine 27  
 Montau, Robert 28f., 33f., 38, 40  
 Moore, Alan 247  
 Mücke, Pavel 159f., 164  
 Müller, Albert 44  
 Müller, Hermann 43  
 Murovec, Barbara 225  
 Nadkarni, Maya 7, 215  
 Nandy, Ashis 82  
 Neller, Katja 96f.  
 Němcová, Božena 141  
 Niethammer, Lutz 25f., 28, 42  
 Oushakine, Serguei 7, 194, 201  
 Pavlovsky, Gleb 176  
 Pehe, Veronika 135, 146  
 Pernes, Jiří 167  
 Peukert, Detlev 32  
 Pfaff-Czarnecka, Joanna 212  
 Pithart, Petr 133  
 Plaß, Christine 28f., 33f., 38, 40  
 Plato, Alexander von 2, 12  
 Pohrib, Codruta 133  
 Pollack, Detlef 109  
 Pomian, Krzysztof 165  
 Portman, Natalie 247  
 Preisler, Helmut 84  
 Pružinová, Radka 165f.  
 Putin, Wladimir 176, 181, 188, 190, 194  
 Reinl, Harald 233  
 Renoir, Auguste 227  
 Retterath, Jörn VII  
 Richthofen, Manfred von 44  
 Riefenstahl, Leni 223, 233  
 Rosenbaum, Heidi 33  
 Sabrow, Martin 118, 120, 157  
 Sasse, Sylvia 239f.  
 Schadr, Ivan 228  
 Schlingensief, Christoph 240  
 Schmidt-Lux, Thomas 97f.

- Schostakowitsch, Dmitri 83  
 Schütz, Alfred 97  
 Seegers, Lu 2, 9f.  
 Segert, Dieter 163  
 Sennet, Richard 161  
 Shevchenko, Olga 7, 215  
 Šimkanič, Ján 168  
 Simmel, Georg 82  
 Snyder, Timothy 70  
 Solženicyn, Aleksandr 188  
 Spiegelman, Art 241  
 Spiritova, Marketa 3, 11, 15-17  
 Stalin, Josef 3-5, 12, 16f., 31, 37, 43f., 70f., 83,  
 87, 121, 141, 160, 164, 179, 184-193, 197f.,  
 207, 222f., 227, 234, 237, 239-242, 248  
 Stenger, Horst 106  
 Sternheim-Peters, Eva 38  
 Steuwer, Janosch 33  
 Sznajder, Natan 5  
 Thatcher, Margaret 247  
 Thießen, Malte 32, 34  
 Tippner, Anja 3, 9, 11  
 Tito, Josip Broz 237  
 Todorova, Maria 3, 7, 164, 176, 178  
 Treusch-Dieter, Gerburg 75  
 Truscott, Ross 124  
 Tynjanov, Jurij 221-223  
 Udet, Ernst 44  
 Ulbricht, Walter 83  
 Ulickaja, Ljudmila 208  
 Ullmann, Wolfgang 75  
 Valiachmetov, Rustem 180  
 Vaněk, Miroslav 159f., 164  
 Veenis, Milena 119  
 Vihavainen, Timo 215  
 Volkova, Marija 213  
 Voß, Hanna 87  
 Vysockij, Vladimir 15, 183  
 Weber, Max 104  
 Wehler, Hans-Ulrich 42  
 Welzer, Harald 4, 28f., 33f., 38, 40, 42, 51  
 Werner, Theodor 227f.  
 Wesseling, Elisabeth 129, 134  
 Wierling, Dorothee 2f., 8-10, 26  
 Wiggershaus, Renate 27  
 Winkler, Martina 3, 10, 15f.  
 Winzer, Catharina 243  
 Wohlrab-Sahr, Monika 97f.  
 Wolf, Christa 25  
 Yurchak, Alexei 157, 182  
 Zimbardo, Philip 245  
 Zimmermann, Tanja 3, 11, 19  
 Žižek, Slavoj 234, 238  
 Żmijewski, Artur 244-247

